This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

J. P. Jacobsen

Novellen Briefe Gedichte

einem Punkt gewinnt, ist durch Resignation auf einem anderen Punkte gewonnen. Und wenn man den Handel bereut und sein Geld nicht zurückbekommen kann, oder man von dem, was man hat, nicht Gebrauch macht — — —

Ich will auf dieses Thema nicht weiter eingehen oder näher fortsetzen, wie sehr oder wie wenig diese Gedanken mir zur Seite sind. So durchaus wahr, wie daß zwei und zwei vier, ist dergleichen ja doch niemals. Das Ganze ist nur, um Dir zu erklären, nicht was ich thue, sondern was zu thun ich unterlasse, so daß Du begreifst, es ist nicht ein einziges Gran Mangel an Interesse oder gar Unfreundlichkeit in meinem Schweigen. Davon ist es ja weit, weit entfernt.

Wann ich nach Kopenhagen komme, kann ich nicht sagen. Einen Winter noch in Spitzbergen. Und bloß, weil ich faul gewesen. Vielleicht daß es für meine Gesundheit doch am besten ist, obwohl es mir in anderen Richtungen minder glücklich vorkommt. Der Roman ist nicht fertig und Du darfst nicht verlangen, ihn zu sehen, ehe er viel, viel weiter ist. In ein paar Monaten glaube ich dem Ende nahe kommen zu können. Aber das habe ich nun schon so lang geglaubt. Daß ich über Dein Buch nicht schrieb, kam daher, daß ich einerseits allzu viel zu sagen und andererseits über die wichtigsten Stücke mit Dir ja schon gesprochen hatte. Wir werden nun einmal nie einig darüber, daß Wilhelm Wiehe in „Ein Fallissement“ Komödie spielte. — — —

Wie wäre es schön mit diesen Norwegern, wenn

Scan 6651.11

Harvard College Library

BOUGHT WITH INCOME

FROM THE BEQUEST OF

HENRY LILLIE PIERCE,

OF BOSTON.

Under a vote of the President and Fellows,
October 24, 1898.

J. P. Jacobsen

Gesammelte Werke

Erster Band

Verlegt bei Eugen Diederichs
Florenz und Leipzig 1899

J. P. Jacobsen

Novellen Briefe Gedichte

Aus dem Dänischen von Marie Herzfeld

Gedichte von Robert F. Arnold

Mit Buchschmuck von Müller-Schoenefeld, Berlin

Verlegt bei Eugen Diederichs
Florenz und Leipzig 1899

Scan 6651.11

A

Pierce fund.
(1-3)!

Inhalt

Einleitung	VII—XLVIII
Novellen	
Mogens	1
Schuß in den Nebel	63
Zwei Welten	87
Es hätten Rosen da sein müssen	97
Pest in Bergamo	109
Frau Fönß	125
Fragmente	158—176
Briefe	177—322
Gedichte	323—391

Es wird hier verſucht, den Deutſchen eine Geſamtausgabe der Werke von Jens Peter Jacobſen vorzulegen, eines Dichters, der nicht bloß einer der größten Künſtler Dänemarks geweſen, ſondern auch einer der merkwürdigſten, eigentümlichſten Schriftſteller der zweiten Hälfte unſeres Jahrhunderts. Er hat nicht lang gelebt und er hat nicht viel geſchrieben; doch es iſt nicht eine Zeile in ſeinen Büchern, die nicht Zeugnis gäbe für ein ſtarkes und ſtolzes Talent, das in bewußter Selbſtzucht und unermüdlichem Suchen und Verſuchen in plaſtiſcher Schärfe aus ſich herausgetrieben, was auf dem Grund ſeiner Seele geträumt, — alles, was er mit anderen Dänen gemein hat und alles, was er vor anderen Menſchen voraus hat, — das Nationale und zugleich das Individuelle, und zwar mit ſo wilder Kühnheit der Linienumriſſe und mit ſo zarter Feinheit in

der Modellierung, daß er als einer der seltsamsten und genialsten Schriftsteller unserer Zeit erscheint.

Von seinem Leben ist nicht viel zu erzählen; es verlief in jener stillbewegten Atmosphäre, in der, nach Leonardo da Vinci, das Kunstwerk am besten gedeiht. Es ist ihm äußerlich nicht viel passiert; seine wahren Erlebnisse sind seine Werke. Er selbst faßt seine Biographie in folgende lapidare Sätze: „Ich bin am 17. April 1847 zu Thisted geboren; was Begebenheiten anlangt, so weiß ich mich wirklich an keine zu erinnern, die Interesse haben; die hingegen, welche nicht erwähnt werden können, sind natürlich interessant genug.“ Von diesen inneren Begebenheiten wissen wir noch nichts. Der uns vielleicht belehren könnte, hat bisher geschwiegen. Die Geschichte der geistigen Entwickelung Jacobsens kennen wir nicht. Wenn wir ihn aus der Luft seiner Zeit erklären, so ist das noch vielfach Kombination. Wir wissen durchaus noch nicht, wie Jacobsen geworden ist.

Jens Peter Jacobsen stammt aus einem nordjütischen Geschlecht von Seebauern, die von Fischerei und Landwirtschaft lebten. Sein Vater war mit sieben Jahren verwaist zurückgeblieben, gänzlich mittellos und einsam. Es wird erzählt, daß der kleine Christen schon als Hirtenjunge in fremden Diensten mit seinen geringen Ersparnissen spekuliert habe und mit einigen Thalern sich Anteil an einer Kuh er-

worben, die er und ſein reicherer Kompagnon mit gutem Gewinn veräußerten. Vielerlei probierte er und ſchlug ſich als Knecht, als Fiſcher, als Matroſe durch, ehe er zu Haus und Hof und zu Wohlhabenheit gelangte und als Kaufmann zuletzt ſeine eigenen Schiffe lud. Die zähe Thatkraft, welche die Kombination der Phantaſie in die Körperwelt zwingt, die wägende Klugheit und den „ſtillen Witz“ hat dieſer Vater ſeinem älteſten Sohne wohl hinterlaſſen, nicht zugleich die rieſige Körperkraft, mit der Chriſten Jacobſen eine Lungenkrankheit bis ins hohe Alter aushielt. Die Mutter entſtammt einer Schullehrerfamilie, in der das Verſemachen ebenſo wie Bruſtſchwäche erblich war. Frau Jacobſen ſelbſt blieb in beiden Richtungen geſund, — war nur rührige Hausfrau und ſorgſame Mutter, in ihrer Jugend lebhaft und bis zum Alter hinan dem Tanz mit Eifer hingegeben. Ihr Verhältnis zum Sohne ſcheint rührend geweſen zu ſein. Eines der früheſten Gedichte Jens Peters erinnert ſie an die Dämmerſtunden, in denen ſie „mit leiſer und wehmütiger Stimme“ ihm ihrer eigenen Jugend frohe Lieder vorgeſungen: er hat ſeither ſchönere Töne und ſtolzere Verſe vernommen, doch keine, die er mehr geliebt; denn ſie haben in ſeinem Herzen das ſtarke Sehnen erweckt, das als Gedicht und als Sang ihm von den Lippen tönt ... Und ſie ſelbſt ſchrieb ihm: „Ich erinnere mich noch, wie Du klein warſt, daß Deine kindliche Liebe zu mir manche dunkle und kummervolle Stunde mir verjagt hat.“ Ihr liebſtes Kind nennt ſie ihn und ruft ihm ins Gedächtnis zurück, wie oft er

J. P. Jacobsen

Gesammelte Werke

Erster Band

Verlegt bei Eugen Diederichs
Florenz und Leipzig 1899

J. P. Jacobsen

Novellen Briefe Gedichte

Aus dem Däniſchen von Marie Herzfeld

Gedichte von Robert F. Arnold

Mit Buchſchmuck von Müller-Schoenefeld, Berlin

Verlegt bei Eugen Diederichs
Florenz und Leipzig 1899

Scan 6651.11

A

Pierce fund.
(1-3)!

Inhalt

Einleitung VII—XLVIII

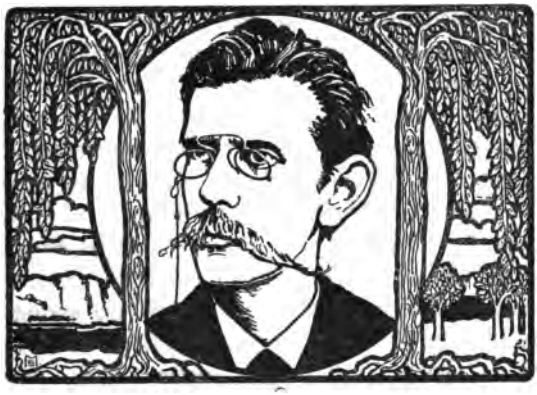
Novellen

Rogens 1
Schuß in den Nebel 63
Zwei Welten 87
Es hätten Rosen da sein müssen 97
Pest in Bergamo 109
Frau Föuß 125

Fragmente 158—176

Briefe 177—322

Gedichte 323—391



Es wird hier verſucht, den Deutſchen eine Geſamtausgabe der Werke von Jens Peter Jacobſen vorzulegen, eines Dichters, der nicht bloß einer der größten Künſtler Dänemarks geweſen, ſondern auch einer der merkwürdigſten, eigentümlichſten Schriftſteller der zweiten Hälfte unſeres Jahrhunderts. Er hat nicht lang gelebt und er hat nicht viel geſchrieben; doch es iſt nicht eine Zeile in ſeinen Büchern, die nicht Zeugnis gäbe für ein ſtarkes und ſtolzes Talent, das in bewußter Selbſtzucht und unermüdlichem Suchen und Verſuchen in plaſtiſcher Schärfe aus ſich herausgetrieben, was auf dem Grund ſeiner Seele geträumt, — alles, was er mit anderen Dänen gemein hat und alles, was er vor anderen Menſchen voraus hat, — das Nationale und zugleich das Individuelle, und zwar mit ſo wilder Kühnheit der Linienumriſſe und mit ſo zarter Feinheit in

der Modellierung, daß er als einer der seltsamsten und genialsten Schriftsteller unserer Zeit erscheint.

Von seinem Leben ist nicht viel zu erzählen; es verlief in jener stillbewegten Atmosphäre, in der, nach Leonardo da Vinci, das Kunstwerk am besten gedeiht. Es ist ihm äußerlich nicht viel passiert; seine wahren Erlebnisse sind seine Werke. Er selbst faßt seine Biographie in folgende lapidare Sätze: „Ich bin am 17. April 1847 zu Thisted geboren; was Begebenheiten anlangt, so weiß ich mich wirklich an keine zu erinnern, die Interesse haben; die hingegen, welche nicht erwähnt werden können, sind natürlich interessant genug.“ Von diesen inneren Begebenheiten wissen wir noch nichts. Der uns vielleicht belehren könnte, hat bisher geschwiegen. Die Geschichte der geistigen Entwickelung Jacobsens kennen wir nicht. Wenn wir ihn aus der Luft seiner Zeit erklären, so ist das noch vielfach Kombination. Wir wissen durchaus noch nicht, wie Jacobsen *geworden* ist.

Jens Peter Jacobsen stammt aus einem nordjütischen Geschlecht von Seebauern, die von Fischerei und Landwirtschaft lebten. Sein Vater war mit sieben Jahren verwaist zurückgeblieben, gänzlich mittellos und einsam. Es wird erzählt, daß der kleine Christen schon als Hirtenjunge in fremden Diensten mit seinen geringen Ersparnissen spekuliert habe und mit einigen Thalern sich Anteil an einer Kuh er-

worben, die er und ſein reicherer Kompagnon mit gutem Gewinn veräußerten. Vielerlei probierte er und ſchlug ſich als Knecht, als Fiſcher, als Matroſe durch, ehe er zu Haus und Hof und zu Wohlhabenheit gelangte und als Kaufmann zuletzt ſeine eigenen Schiffe lud. Die zähe Thatkraft, welche die Kombination der Phantaſie in die Körperwelt zwingt, die wägende Klugheit uud den „ſtillen Witz“ hat dieſer Vater ſeinem älteſten Sohne wohl hinterlaſſen, nicht zugleich die rieſige Körperkraft, mit der Chriſten Jacobſen eine Lungenkrankheit bis ins hohe Alter aushielt. Die Mutter entſtammt einer Schullehrerfamilie, in der das Verſemachen ebenſo wie Bruſtſchwäche erblich war. Frau Jacobſen ſelbſt blieb in beiden Richtungen geſund, — war nur rührige Hausfrau und ſorgſame Mutter, in ihrer Jugend lebhaft und bis zum Alter hinan dem Tanz mit Eifer hingegeben. Ihr Verhältnis zum Sohne ſcheint rührend geweſen zu ſein. Eines der früheſten Gedichte Jens Peters erinnert ſie an die Dämmerſtunden, in denen ſie „mit leiſer und wehmütiger Stimme“ ihm ihrer eigenen Jugend frohe Lieder vorgeſungen: er hat ſeither ſchönere Töne und ſtolzere Verſe vernommen, doch keine, die er mehr geliebt; denn ſie haben in ſeinem Herzen das ſtarke Sehnen erweckt, das als Gedicht und als Sang ihm von den Lippen tönt ... Und ſie ſelbſt ſchrieb ihm: „Ich erinnere mich noch, wie Du klein warſt, daß Deine kindliche Liebe zu mir manche dunkle und kummervolle Stunde mir verjagt hat.“ Ihr liebſtes Kind nennt ſie ihn und ruft ihm ins Gedächtnis zurück, wie oft er

weinend ihr verſprochen habe, ein tüchtiger Menſch zu werden.

Über Jacobſens Kindheit beſitzen wir keine Einzelheiten. Jugendverſe ſprechen davon, ſie ſei „ſchön und reich“ geweſen, und die Schilderung des kleinen Niels Lyhne, ſeiner Träume, ſeiner Spiele, des üppig wirren Phantaſielebens einer einſamen Kindesſeele, in der ein Dichter keimt, — das enthält ſicherlich eigene Erinnerungen: nur darf man bei Jacobſen nichts wörtlich nehmen; er ſchrieb Natur und Leben niemals ab; er dichtete alles, was ihm begegnete, um. 1863 kam er nach Kopenhagen in ein Privatgymnaſium. Wie Erich Skram, der Kritiker und Verfaſſer von „Gertrude Colbjörnſon“ erzählt, machte Jacobſen damals nicht gerade Aufſehen. Niemand traute ihm etwas Beſonderes zu, obwohl er wie ein Sonderling erſchien. Er öffnete nicht oft den Mund, — nicht einmal, wenn die Lehrer fragten, — aus Unwiſſenheit, aus Ungeſchicklichkeit und oft vielleicht aus innerer Überfülle: es giebt in jungen, gährenden Seelen ein erſtickendes Zuviel, das ſtumm und ſchüchtern macht. Etwas Rührendes, das mit einem liebenswürdig ſcheuen Lächeln für die verſchloſſene Haltung um Verzeihung bittet, dies mußte Jacobſen beſeſſen haben; es hatten ihn alle lieb, obwohl er ſo heimlichen Weſens war und obwohl keiner wußte, was Jens eigentlich für ſich betrieb. Man ſah ihn nur „ſtundenlang im Stadtgraben liegen und Algen fiſchen“. Wozu? Niemand ahnte oder traute ihm zu, daß er ſich damals ſchon ernſt mit Botanik befaßte, auch ſonſt ganz gründliche Studien machte,

und noch weniger, daß er Verse schrieb. Von seinen Aufsätzen fiel nur einer auf, nicht wegen der Form, sondern weil Jacobsen drin behauptet hatte, die Mönche des Mittelalters könnten bei ihren Geißelungen und Selbstquälereien ganz gut eine körperliche Befriedigung empfunden haben. Als sein Lehrer ihn voll Überraschung fragte, was er damit denn meine, vermochte er das nicht weiter zu erklären; er nickte nur bekräftigend mit dem Kopfe und sagte ein paarmal: „es ist so". Beim Abiturientenexamen fiel er durch; erst 1867 bezog er die Universität. Aus dieser Zeit stammen die Tagebuchblätter, die hier mitgeteilt werden und die interessante Schilderung, die Jacobsen von sich selbst entwirft — interessant durch den Versuch, Beobachtetes einfach zu verzeichnen, ohne den Versuch, zu bemänteln, zu erklären, in Zusammenhang zu bringen, und interessant durch das Mißtrauen in sich, durch den Skepticismus, der zwei- dreimal zuschaut und zwei drei konträre Farbenflecke neben einander und auf einander hin setzt. — An der Universität studierte Jacobsen Naturwissenschaft, besonders Botanik und schrieb insgeheim fleißig weiter Verse. Als er einem Freunde einstens mehrere vorlas und dieser erstaunt aufsprang und rief: „Aber Du bist ja ein Dichter!" da versetzte Jacobsen mit träumerischem Lächeln: „Das habe ich immer gewußt!"

Vor die Öffentlichkeit trat Jacobsen zuerst 1871—72 mit wissenschaftlichen Aufsätzen, in denen er die leitenden Gedanken Darwins volkstümlich darstellte. Er war so ziemlich der erste in Dänemark, der die Bedeutung und Tragweite dieser Gedanken

erkannte, obwohl er ihnen durchaus nicht kritiklos gegenüberstand, und er vermittelte seinen Landsleuten eine genauere Kenntnis der Leistungen des großen Britten, indem er den „Ursprung der Arten" und „Die Abstammung des Menschen" übersetzte. Für eine sehr gelehrte selbständige Arbeit (1873) „Aperçu systématique et critique sur les desmidiacées du Danemark" erhielt er 1874 die Goldmedaille der Universität.

Als Dichter trat Jacobsen kaum viel später hervor. Der Beginn der Siebzigerjahre, das war ja die Zeit des sogenannten Durchbruchs, des Durchbruchs moderner Ideen und jugendlichen Strebens in Dänemark. Das Geschlecht, das zwischen den zwei Kriegsjahren 1864 und 1870 vom Jüngling zum Manne gereift, füllte nun die Schranken, — ein Geschlecht, das auf den französischen Schlachtfeldern sich erst endgiltig besiegt fühlte, das, aus jedem Wahn gerissen, im Innersten tief verwundet, nun vorbereitet war, Umschau und Einkehr zu halten, um in Sammlung sich eine neue Idealwelt aufzubauen. Der die Notwendigkeit dieses Neubaus zuerst erkannte und eingestand, der das rücksichtslose Zerstören der alten Vorurteile und Ordnungen nicht scheute, um Platz zu schaffen für die Gedanken, die draußen in Deutschland, Frankreich, England gährten, das war der junge Feuerbrand Georg Brandes. Seine Vorlesungen über die Hauptströmungen in der Litteratur des 19. Jahrhunderts, durch die er seit 1871 die skandinavische Jugend hinriß, machten ihn zum Führer der modernen Bewegung seines Landes. Man einigte

ſich über die Grundideen, deren Durchbruch man erzwingen wollte und man bildete eine „Litteraturgeſellſchaft", deren Präſident Jacobſen wurde. Denn 1872 hatte er in der „Nyt dansk Maanedsſkrift" Mogens veröffentlicht, und von da an galt er den „Jungen" als das, was er ſich ſelbſt einmal in berechtigtem Stolze nannte, als Marſchall der däniſchen Litteratur. Auch heute noch iſt dieſe Novelle von den erſten Worten an: „Sommer wars, mitten im Tag, an der Ecke des Zauns" ein Wunder an neuer, wilder, ſüßer Poeſie. Damals war es eine Revolution in Sprache, Manier und künſtleriſcher Auffaſſung. Und welche Reife in dieſem Erſtlingswerk! Ein paar Jahre vorher konnte Jacobſen von ſich ſagen, es ſei etwas „Unoriginales" an ſeiner Proſa, d. h. nicht gerade Unoriginales; er erkenne nur ſich ſelbſt nicht darin. Eines Tages jedoch hatte Jacobſen ſeine eigene Sprache gefunden: damals als er die wunderſame Arabeske malte „Haſt Du je Dich in dunklen Wäldern verirrt? Kennſt Du Pan?" An dieſem Tag war auch die Jacobſenſche Proſa geboren worden. Wie glücklich war Jacobſen damals! Wie voller Pläne und Thatendrang! Da botaniſierte er an einem Herbſttag im Ordruper Moos. Barfüßig watete er ſtundenlang im Waſſer des Sumpfes herum. Er verkühlte ſich. Er war nie vorher krank geweſen; von da an wurde er nie mehr völlig geſund. Schon war er mit den Vorarbeiten zu einem großen Romane beſchäftigt. Eine rätſelhafte Geſtalt der däniſchen Spätrenaiſſance hatte ſeine Phantaſie gefangen genommen. Marie Grubbe,

die erſt die Gemahlin Ulrik Frederik Gyldenlöve's geweſen und zuletzt mit einem Fergen vorlieb genommen. Der Dichter Ludwig Holberg hatte ſtaunend ein Zuſammentreffen mit ihr erzählt, Sten Blicher und H. C. Anderſen hatten ihre Erlebniſſe zum Motiv genommen; nun lockte es Jacobſen, in ihr Weſen hineinzuleuchten und zugleich vergangene Zeiten neu hervorzuzaubern, — ſo wie ſie geweſen waren und doch auch ſo, wie ſie uns nach 200 Jahren erſcheinen. Er vergrub ſich in alte Dokumente, Prozeſſe und Briefe, in Bilder und Lügen und Stammtafeln und Leichenreden und langſam ſtiegen Zeiten und Menſchen vor ihm auf, Situationen und Reden, Figuren und Staffage; er ſah Bilder und hörte Sätze und er begann das aufzuſchreiben, langſam und bedächtig, unter all den Entzückungen und Qualen, unſinnigen Hoffnungen und Enttäuſchungen, die die unerhörte Kraftanſtrengung ſolch einer Arbeit mit ſich bringt, wie in den Briefen zu leſen ſteht, mit Lebensekel in jeder Arbeitspauſe und gleich darauf ſchmerzlicher Sehnſucht nach dem Leben, nach dem heißen, blutvollen, berauſchenden Leben. Und dieſes Leben ſchien vor ihm, dem Träumer, dem Gehirnmenſchen, ſpöttiſch lächelnd zu fliehen. Es lockte ihn, es zog ihn — ins Ausland, nachhauſe, von Enttäuſchung zu Enttäuſchung. Im Juli 1873 reiſte er ab, über Dresden, München nach Italien. In Florenz hatte er einen Blutſturz. Er kehrte heim, nach Thiſted, um geſund zu werden, um zu arbeiten. „Ich werde ſchon eine Anſtrengung machen", ſchreibt er im November; „vorläufig iſt nur etwas mit der

Bruſt los". Er hat nicht eigentlich Schmerzen, aber ſeine Arbeitskraft iſt dahin. Und die Zeit vergeht Draußen in der Welt lebt, leidet, kämpft und arbeitet man; die Freunde häufen Buch auf Buch, während Jacobſen ein paar Kapitel Marie Grubbe in endloſen Mühen fertig bringt. Im Oktober 1874 konnte der Anfang im erſten Heft der neugegründeten Monatsſchrift „Das 19. Jahrhundert" erſcheinen. Ein intimer Kreis hatte dies fertige Stück des Romanes ſchon vorleſen gehört und es bewundert. Wie die „maßgebende" Kritik damals urteilte, beweiſt ein charakteriſtiſches Bruchſtück, das Brandes in einem Artikel abdruckt. Dieſer „Stumpf von einer Novelle" ſei „flott und lebhaft, doch unkritiſch abgefaßt". Beſonders gegen Herrn J. P. Jacobſens Naturſchilderungen wendet ſich der Recenſent. „Herr Jacobſen kennt ein gutes Teil von den einzelnen Formen der Natur und hat auch gewiß ein ſcharfes Auge für ihr Ausſehen. Auf das hin glaubt er dann eine Schilderung geben zu können; er ſtellt eine Menge von Gegenſtänden in eine Reihe, beſchreibt jeden einzeln, erzählt von der Beleuchtung, dem Farbenton, der Luft ... und dann glaubt er ein Bild gegeben zu haben. Aber das hat er nicht; der Naturforſcher kann als ſolcher nie unſere Phantaſie zum arbeiten bringen, und ein Dichter iſt Herr Jacobſen, deſſen Phantaſie ſtets in Sprüngen arbeitet, nun einmal nicht" ... Wie Jacobſens Leben weiter verlief, erzählen die Briefe, die hier veröffentlicht werden. Andere reichere Quellen fließen uns nicht. Es wäre ſchade, durch Auszüge und Anführungen dieſen

wundervollen Ergüſſen etwas von ihrem Zauber zu nehmen. Man ſieht daraus, wie langſam und ſicher die Krankheit weiter ſchreitet, — trotz Montreux und Neapel und Rom, trotz Thiſted, Thran und Maſtkur. Von Opium betäubt, vom Huſten bis in die feinſten Hirnmoleküle durchſchüttelt, kann er nur zeitweiſe und ſtets wenig ſchreiben. Seine beſten Stunden hat er, wenn er ſpazieren geht und an das nächſte Kapitel ſeines Buches denkt. Anfangs fehlt es ihm nicht an Gedanken. Er glaubt noch an ein Geſunden, Entwurf verdrängt Entwurf. Ehe „Marie Grubbe" fertig iſt, nimmt eine neue Romanidee ſeine Phantaſie ſo ſehr gefangen, daß Marie Grubbe ihm verblaßt und er nur mit Überwindung ſeiner ganzen Willenskraft die letzten Kapitel fertig ſchreibt (1876). Der Erfolg des Buches, die zweite Auflage, der plötzliche Ruhm überraſcht ihn ſelbſt. „Es iſt ein ganz verrücktes Buch, um damit ſeine Verfaſſerlaufbahn zu eröffnen, ſo ſtill und zahm es auch iſt; allein ich bereue doch nicht, daß wir in jener Karnevalsnacht in Deiner Stube auf Kongens Nytorv beſchloſſen, daß es ſollte geſchrieben werden", ſagt er in einem Brief an Edvard Brandes. Der Erfolg gab ihm neue Kräfte. Gleich beginnt er für „Das 19. Jahrhundert" eine Novelle „Der Schuß in den Nebel"; nur kommt eine neue Erkrankung dazwiſchen und verzögert die Vollendung. Und im Lauf des Jahres beginnt er den neuen Roman, deſſen Plan ſchon 1875 in ihm entſtanden war. Es hätte ein Buch über „ſchlechte Freidenker" werden ſollen, über ſolche, die das Leben nicht aushalten, ohne hie und

da ein Gesuch um höhere Assistenz einzureichen, wie Jacobsen sagte. Im allerersten, im Händefalten und Nachaufwärtsblicken, darin liege oder daraus folge alles Übrige, die ganze Theologie, und dies gerade sei es, daß sie nicht könnten bleiben lassen. Und die „schlechten Freidenker", von denen er schreiben wollte, sollten der Generation angehören, die alt war, damals, als wir geboren wurden — aber eigentlich gedachte er ein Buch zu schreiben, das zugleich kulturhistorisch und psychologisch sein sollte und die allgemeine Wahrheit enthalten: daß gewisse Ideen in Fleisch und Blut übergehen müssen und daß Gehirnwahrheiten keine Realitäten sind, wenn sie nicht auch Gefühlswahrheiten, Instinktswahrheiten geworden. Der Mensch, es kann nicht oft genug gesagt und wiederholt werden, der Mensch ist ein lebendiger Organismus, keine Maschine, und seine Wurzeln reichen in die Urzeiten hinab und das Älteste in ihm ist das Stärkste: nur in den seltenen ist das Gehirnleben mächtig genug, um sich sofort in Instinkte umzusetzen. Manche gehen am Versuch zu Grunde. Ich nenne bloß Nietzsche. Das Buch, welches Jacobsen nun schrieb und das die innere Psychologie einer Generation, „die Geschichte einer Jugend", der Jugend, die 1830 geboren ward, enthalten sollte, wurde die Geschichte eines Einzelnen, die Geschichte einfach des Niels Lyhne, — eine persönliche Abrechnung, wie Jacobsen irgendwo bemerkt. Seine unsichere Gesundheit, die oft zur akuten Krankheit ward, die gezwungene Abwesenheit von Kopenhagen verhinderten ihn, die nötigen Bibliotheksstudien zu machen.

Als es 1880 fertig wurde, war „Niels Lyhne“, das heute eine Art Gebetbuch der jüngeren Maler und Poeten geworden iſt, im erſten Augenblick für alle die es laſen, eine Enttäuſchung. Das Publikum wollte etwas im Genre von Marie Grubbe und die Freunde — das war nicht das Kulturbild, das er ihnen verſprochen hatte — es fehlte die kräftige Betonung des Zeitkolorits für jeden, der nicht Jacobſens geſchärften Blick für die pſychologiſche Entwickelung der Menſchheit hatte, und es fehlte für den Geſchmack dieſer Kämpfernaturen vor allem jede nach außen gewendete Spitze: das war ein geſchloſſenes Kunſtwerk, keine Waffe. Es entſtand ein dumpfes Schweigen nach dem Erſcheinen des Buches. Die Freunde, an deren Urteil dem Dichter etwas gelegen war, mußten ſich erſt faſſen, mußten erſt umdenken, umfühlen, ehe ſie bewundern konnten. Jacobſen lebte ſchon in neuen Plänen. Sein nächſtes Werk ſollte beweiſen, daß er kein Peſſimiſt und Schwächling war; es ſollte etwas Feſtliches, Lichtes, Leichtes werden, mit Paſſagen von Gelächter und einem luſtigen Tumult von Farben und einem bischen ächter Wildheit, das durch die Winkeln pfeift — etwas Hiſtoriſches, das in den Zeiten des pietiſtiſchen Chriſtian VI. beginnen und in den Tagen des luſtigen Frederik V. enden ſollte. Und nachher wollte er in einem modernen Romane beweiſen, wie man ein modernes Thema behandelt. Aber es kam nicht mehr dazu. Der Reſt war Schweigen und ein langſames Zutodehuſten. Den Winter 1884 brachte er noch in Kopenhagen zu — ziemlich verlaſſen. Er konnte nicht

mehr ausgehen und die Freunde beſuchten ihn ſelten; doch wer ihn beſuchte, fand ihn ſtets dankbar und freundlich. „Er war ſtolz auf die Art, wie man ſich ehedem Königsſöhne ſtolz dachte, wenn das Unglück über ihnen war.“ (Erik Skram.) Er war zu vornehm um zu klagen oder ſich zu beklagen und er ſtellte niemals Forderungen, weder als berühmter Mann noch als kranker Mann. Bei Alexander Kielland naunten ſie ihn nur Excellenz. Erik Skram ſagt, er habe nie eine wirkliche Excellenz gekannt, die ſo wie Jacobſen in jede Situation gepaßt und wie er ſie ſo ganz ausgefüllt habe, ohne jemals einen Anderen beiſeite zu ſchieben.

Im Sommer 1884 fuhr Jacobſen nach Thiſted, wo er nach neunzehnſtündiger Reiſe nahezu ſterbend ankam; doch erholte er ſich noch einmal. Doch gegen Weihnachten wurde es mit ihm ſchlimmer denn je. Er ließ ſich von ſeinem Arzte aufs neue unterſuchen und nun wußte er, daß jede Hoffnung, noch ein paar Jahre zu leben, vorüber ſei. Den einen Lungenflügel hatte er längſt aufgegeben; nun war auch vom zweiten kaum mehr etwas übrig. Er erlebte noch den Vorfrühling, die erſten Kirſchenblüten, die er ſo wundervoll beſchrieben hat. Sie waren ſeine letzte Freude. Doch ſein letztes Gefühl, ſein letztes Lebewohl, es galt ſeiner Mutter. Am 30. April 1885 that er ſeinen letzten mühſamen Atemzug.

J. P. Jacobſen iſt zugleich ein traumwirrer Phantaſiemenſch und ein hellwacher Realiſt. Dies zeichnet ſich ſchon in den zwei Grundpaſſionen ſeines Lebens, in der Neigung zu den Naturwiſſenſchaften und im dichteriſchen Trieb. Die Forſcherleidenſchaft war lang genug die ſtärkere in ihm; ſie hielt ſein Talent gewiß im Wachstum auf. Es iſt merkwürdig, wie die kritiſche Seite ſeines Geiſtes reif war, während die poetiſche noch in kindlicher Unbeholfenheit tappte. Der Dichter und der Gelehrte haben ſich in ihm nacheinander, und geſondert, darum aber rund und voll, ja, faſt ſchroff und gegen einander entwickelt. Ein ganz viſionäres Schauen und ein faſt ſklaviſcher Wirklichkeitsſinn verbinden ſich in ihm, durchkreuzen ſich in ihm zu den ſeltſamſten Wirkungen. Die Überſtrenge, mit der er ſich an das hält, was iſt, erſcheint im Medium ſeiner Phantaſie und durch ſeine Behandlung wie eine ſouveraine Künſtlergrille. Er giebt einmal das Bruchſtück eines Geſpräches wieder, das in einem vorübergleitenden Boot geführt wird. „Glück“, ſagt Einer, „iſt ein abſolut heidniſcher Begriff. Sie können das Wort an keiner einzigen Stelle des neuen Teſtamentes finden.“ — „Seligkeit —?“ wendet ein Anderer fragend ein. — „Nein, hören Sie, wurde nun geſagt, „gewiß iſt es das Ideal eines Geſprächs, von dem Gegenſtand der Rede abzukommen; aber das könnten wir nun paſſend thun, indem wir zu dem zurückkehrten, wovon wir ausgingen.“ — „Nun alſo ja; die Griechen . . .“ „Erſt die Phönicier!“ — „Was weißt Du von den Phöniciern?“ — „Nichts;

aber weshalb ſollen die Phönicier ſtets übergangen werden?“ — Man kann ſich nicht leicht etwas Bizarreres denken als dieſes ſcharf der Natur nachgeſchriebene Stück; aber auch nur ſo macht man eine Naturabſchrift intereſſant und perſönlich. Es iſt, als habe Jacobſen das künſtleriſche Recept gekannt, das Guſtave Flaubert einſt dem jungen Maupaſſant gegeben. Genie, lehrte dieſer ſeinen Schüler, Genie, das ſei eine lange Geduld. In jeglichem Ding ſtecke etwas, das noch keiner geſehen, keiner ausgedrückt habe; dieſes müſſe man herausholen. Wolle man ein Feuer, einen Baum beſchreiben, müſſe man davor ſo lange ſtehen bleiben, bis dieſes Feuer, dieſer Baum keinem anderen Baum oder Feuer mehr gleiche. Auf dieſe Art werde man originell. — Dies erriet Jacobſen und danach verfuhr er. So lang und ſcharf zuſchauen, bis man nicht blos alles ganz genau ſieht, ſondern auch das Unterſcheidende merkt, das Charakteriſierende erkennt. An dieſer Methode, freilich, ſcheitert der Stümper: er ſieht zu viel Detail und erſtickt darin. Dem Künſtler tritt aus den verwirrenden Einzelheiten die ſcharfe Linie hervor, die den Dingen Phyſiognomie giebt. Alles hat Phyſiognomie, und nicht in zwei Momenten die gleiche. Dieſe Überzeugung iſt heutzutage durch Claude Monet und die moderne Malerei, durch die Goncourts und ihre Nachfolger ſchon faſt ein Gemeinplatz worden: Jacobſen hat ſie aber für ſich entdeckt; er hat erſt gelehrt, in der Art zu ſchreiben, wie Maler malen. „Je suis un homme, pour qui le monde visible existe“, ſagte von ſich Th. Gautier, der das farbige Sehen,

das Sehen à la Delacroix, à la Makart in die Poeſie eingeführt hat. Auch Jacobſen war ein Menſch, für den „die ſichtbare Welt exiſtierte"; aber nicht bloß als Form und Farbe drängt ſie ſich ihm auf; ihn beſchäftigt die reiche und zarte Abſtufung der Töne, das Ineinanderſpiel uud Gegeneinanderſpiel der Farben, die zitternde Wirkung des fließenden Lichtes, vor allem aber der ſeeliſche Hauch in der äußeren Welt, den man „Stimmung" nennt. Ich ſpreche nicht von ſeinen prachtvollen Frühlingsbildern, von Tagen voll Sonne, wo die Lerche gar nicht ſchweigt „und der Roggen wächſt" und vor den Fenſtern die großen Kirſchenbäume „blütenweiß ſtehen, Bouquette von Schnee, Kränze von Schnee, Kuppeln, Bogen, Guirlanden, eine Feenarchitektur von weißen Blüten mit einem Hintergrunde von blaueſtem Himmel". Und dann: „Draußen vor dem Fenſter erröteten ſie wie Roſen, die weißen Blüten, im Schimmer der untergehenden Sonne; Bogen auf Bogen baute der Flor ſich blumenleicht zu einer Roſenburg, zu einem Roſenchor und durch die luftige Wölbung blaute der abendblaue Himmel dämmernd hinein, während güldenes Licht und Licht aus Gold mit Brand von Purpur in Glorienſtrahlen von all dieſes Tempels ſchwebenden Linienguirlanden ſchoß." Ich ſpreche auch gar nicht von der berühmten Schilderung des Frühlings in Clarens: „und ringsum feierte alles des Frühlings ſchönheitsſchwangeres Feſt, eingeläutet von des Schneeglöckchens weißen Glocken, jubelnd begrüßt von den aderreichen Beeten des Crocus u. ſ. w." Das hat alles ſeinesgleichen in

den wundervollen Schilderungen Gabriele d'Annunzios, des italieniſchen Poeten, der J. P. Jacobſen in der Seele verwandt iſt. Aber es giebt minder blendende Bilder, intimere Bilder; da wird der Däne zum einzigſtehenden genialen Dichter. Da iſt ein fahlglühender Sonnenaufgang: „Gelbrote Lichtſtreifen ſchoſſen über der meergrauen Nebelbank am Horizonte auf, und ſie entzündeten die Luft über ſich, daß ſie in einer milden, roſengoldenen Flamme brannte, die ſich weiter und weiter verbreitete, bleicher und bleicher, bis hinauf zu einer langen, ſchmalen Wolke, deren gewellten Rand ſie ergriff, ihn glühend, golden, blendend machte. Über Kalleboſtrand war es licht vom violetten und roten Widerſchein der Wolken aus der Sonnenecke. Der Thau funkelte" u. ſ. w. Da giebt es Bilderreihen in Bewegung, wie ſie zur Schilderung eines Naturvorganges nötig: „Mit einemmal hob das Licht ſich von Blatt und Zweig und flüchtet vor einem regneriſchen Dunkel. Die Büſche raſchelten nicht, der Hufſchlag wurde nicht hörbar; ſie ritt über eine Waldebene hin. Zu beiden Seiten des Waldes Bäume wie eine ſchwere düſtere Holzmauer; über ihr: drohend ſchwarzer Himmel mit jagenden graufloſſigen Wolken; gerade vor ihr: des Sundes unheimlich blauſchwarze nebelbegrenzte Fläche.. Im ſelben Augenblick ſchleppte eine Bö ſich wie ein ſchwerer, regennaſſer Vorhang über den Sund daher; ein eiskalter, feuchter Sturmodem ſauſte über das flackernde Gras hin, pfiff an ihren Ohren vorbei und lärmte gleich ſchäumenden Wogen in den fernen Baumwipfeln. Große, flache Hagelſtücke raſſelten in

langen, weißen Streifen auf ſie herab, legten ſich in Perlenreihen auf des Kleides Falten, ſprühten von der Pferde Mähnen ab und ſprangen und rollten im Gras herum, als wimmelten ſie aus dem Boden empor“. . . . Ein prächtiger Aufzug bei Fackelſchein, mit dem luſtigen Krieg, den das Licht mit den Farben der Gewänder und den die Farben unter einander führt: „Und das Licht funkelt in Gold und güldenen Fäden, ſpiegelt ſich blank in Silber und Stahl und gleitet in glanzvollen Streifen über Seidenkragen und Seidenſchleppen. So weich wie rötlicher Thau iſt es hingehaucht über dunklen Sammt und ſprühend ſetzt es ſich auf Rubin und Diamanten gleich Sternen, und rote Farben brüſten ſich vor gelben, das klare Himmelblau verſchließt ſich vor dem Braunen, zwiſchen Weiß und Violenblau ſticht Seegrün leuchtend hervor, Korallenrot vertieft ſich zwiſchen Schwarz und Lila, und Gelbbraun und Roſa, Stahlgrau und Purpur wirbeln durcheinander, licht und dunkel, Ton auf Ton in buntem Bogen“. Oder Porträts, wie das einer Dame aus der Spätrenaiſſance, die er zweimal malt, einmal ganze Figur und ein zweitesmal nur den Kopf, mit einer zärtlichen Innigkeit in jedem Pinſelſtrich, wie ein Maler eine Geliebte malt, der auch die Fehler an der Schönheit noch bewundert. Wo er das wohl her haben mag, das Bild von Soſie Urne: die hohe ſchlanke Geſtalt, der blaſſe Teint, der noch bläſſer wird durch das ſchwarze, lockige Haar und die ängſtlich großen ſchwarzen Augen; die Naſe ſcharf, aber fein, der Mund groß, doch nicht voll, mit krankhafter Süße

im Lächeln; die Lippen ſehr rot und das Kinn etwas ſpitz, doch ſtark und kräftig geformt. Dazu eine alte, ſchwarze Sametrobe mit abgeblaßter Goldſtickerei, ein neuer, grüner Filzhut mit großen, ſchneeweißen Federn und Lederſchuhe mit rotgeſchliſſenen Spitzen. Im Haar Daunen; weder der Halskragen noch die langen, weißen Hände ganz rein . . . Und ſpäter: „Wie war ſie nicht ſchön; des Auges mächtige, ſaugende Nacht, aus welcher der Tag in Scharen wimmelnder Lichtblitze hervorwälzte, gleich wie ein ſchwarzer Demantſtein, der im Sonnenſcheine ſpielt; der Lippen ſchmerzlich ſchöner Bogen; der Wange ſtolze Lilienbläſſe, die langſam in roſiggüldner Röte ſchwand, gleich einer Wolke, ſo die Morgenſonne beleuchtet, und dunkelgeädert, gleich zarten Blumenblättern, die feine Schläfe, die ſich in dem mächtigen Haar verlor“ . . . Stieg es ihm aus einem alten Rahmen, dies Porträt, hat er es im Leben lebendig angetroffen oder hat er ſich zu einem Traumgeſchöpf die Züge komponiert? Wer weiß das! Wohl ſagt Jacobſen einmal, es ſei natürlich, daß hinter all ſeinen Figuren (er ſpricht ſpeziell von „Niels Lyhne“) Menſchen ſtehen; doch zu erkennen vermöge ſie keiner; denn ſo gut ſei er ſchon imſtande ein Modell zu gebrauchen, daß die Glieder des Modells, wenn ſie in ſeine Bilder kommen, nicht mehr des Modelles Glieder ſeien. Gewiß, er ſtudiert unaufhörlich und intenſiv die Wirklichkeit und hält ſich feſt an das Leben und nennt ſich in ſeinen Briefen einen Naturaliſten; er ſagt, der Künſtler müſſe ſtets auf der Erde ſtehen, und wäre es nur mit der

Zehenſpitze; aber ſeine Studien, Wahrnehmungen, Erinnerungen ſind doch nur Stoff und Nahrung, ſeinen inneren Geſichten Fleiſch und Blut zu geben. Er ſteht in der Wirklichkeit, denn er iſt ein Gegenwartsmenſch, dem die Erde alles geworden, ſeine einzige wahre Heimat, in der ſich behelfen muß, ohne Schirm und Stab und ohne andere Vorſehung als die eigene Intelligenz.

Jedoch dieſer Naturaliſt und tapfere Poſitiviſt iſt im Grund ein Viſionär und Träumer. Er lebt kein anderes Daſein als das innere Daſein und er erreicht kein anderes. In ſeinen Schriften giebt es nicht ein Wort, das ſo häufig wiederkehrt als Traum und Träumer. Die weiche träumeriſche Anlage hat Jacobſen ſchon als Däne ererbt. Manches mag dieſe Anlage geſtärkt haben. Über „Hervert Sperring“, der Phantaſiegeſtalt, in die Jacobſen ſo viel von ſich gelegt, ſagt der damals zwanzigjährige: „Ein dichteriſch begabter Jüngling, von ſeiner Mutter in die Poeſie eingeführt, kann ſich im Leben nicht zufrieden finden und flüchtet daher in die Träumerei.“ Als Kind hat Hervert-Jacobſen jede Nacht Gott um Allmacht gebeten; nun jubelt er, denn er *hat* Allmacht — im Reich der Träume. Dies variirt eine ganze Reihe von Gedichten; doch ſchon 1868 bedauert er, die Jünglingszeit im Land der Schatten verſäumt zu haben, anſtatt zu *leben*. Im Träumen ſteckt ja nicht bloß Allmacht, ſondern auch Ohnmacht. Nie gelingt es Jacobſen, das Leben einzufangen, es an ſich zu preſſen, es feſt zu halten. Ein gewiſſer Hang zum *Unterlaſſen*, den man Schlaffheit, Trägheit,

Schwäche nennen mag, lag ihm in der Natur. „Ich ſitze jeden Tag 3 bis 4 Stunden in einem Zug auf einer Brücke oder ſonſt etwas Aufrechtſtehendem und rauche die unglaublichſte Menge Cigarren, und dann laſſe ich die Aſche ins Waſſer fallen, und dann ſagt es s-s-s-s und dann entſtehen Ringe und das unterhält mich.“ Seine Freunde arbeiten, leben, lieben; er der Einſame — „ich bin ein Eſel — ich bin Darwins Überſetzer, und das und meine Desmidiaceen, dies iſt das einzig nützliche, das ich jemals fertig bringe .... Und wenn ſo ein Eſel ſich wenigſtens verlieben könnte, wild, toll, ach Gott, nur beeſtiſch, aber ſtark und gewaltſam. Jedoch keinen Appetit, gar keinen, keine Luſt zum Genuß, keine richtige Luſt, keinen Lebensmut, o ſolch ein Hornvieh!“ ꝛc. Dann kam die Krankheit und nahm den letzten Reſt von Energie. „Ich weiß nicht, was für ein zähes Träumerblut es iſt, das ich in meine Adern gekriegt habe,“ klagte er einmal lächelnd. Er iſt nun faſt immer fern von Kopenhagen, fern von ſeinen Freunden, fern von ſeinen Intereſſen, immer mehr vereinſamt, immer mehr auf ſein Inneres beſchränkt und auf ſeine Arbeit, die nur ſtockend vorwärts geht. Alle leben, und er iſt ein Zuſchauer des Lebens, das ihm umſo lebenswerter ſcheint, als er es nur in ſeiner Phantaſie lebt. Dadurch eben bekommt die Welt, die er ſich entſchlüpfen ſieht, in ſeinen Augen ſo glühende Farben, ſo wunderſame, überirdiſche Farben; das Leben wird ein Traumgeſicht, das lockt und lockt und ſich nicht faſſen läßt, und faßt man es endlich, ſo entſchlüpft es einem dennoch; denn glaubt man es umarmen zu

können, ſo hat man den Tod auf die Lippen geküßt. Vom Leben im Traum und der Sehnſucht nach der Wirklichkeit und vom Leben in der Wirklichkeit und ihren Enttäuſchungen handelt ſein ganzes poetiſches Werk. Er, der bewußt keine „Helden“ hat, er, der hinter ſeinen Büchern verſchwinden will, beichtet ſeine tiefſten Schmerzen in dieſen Büchern. Die Welt iſt ſo wunderſchön; die Liebe, die Leidenſchaft, die ganze glühende Gewalt des Lebens ſetzt ſeine Phantaſie in Flammen; weil er jedoch ein Abſeitsſtehender bleibt, weil er nichts davon hat als ſeine Träume, Träume, die ihm, dem Kranken, dem Sterbenden, das letzte Mark der Seele verzehren und der Wirklichkeit gegenüber ihn machtlos laſſen, ſo ſchmäht er das Leben, und die Wirklichkeit ſetzt er herunter, und es bleibt zuletzt ihm gar nichts ſchön als bloß der Traum und nichts rein als nur die Sehnſucht. Wie dieſe Auffaſſung ſich zugleich mit der Krankheit entwickelt, läßt ſich an Jacobſens Büchern chronologiſch verfolgen. Es iſt charakteriſtiſch und intereſſant, daß „Mogens“ (1872) ſchon die Skala von Empfindungen und Enttäuſchungen durchläuft, die Jacobſen allmählich kennen lernte; nur fügt der Dichter in den Ring ein Glied, das den Kreis abſchließt und den Reifgewordenen zur Verſöhnung zwiſchen Traum und Wirklichkeit gelangen läßt: Mogens wird mit ſich und dem Leben noch fertig.

Auch Marie Grubbe (1873—1876) wird damit fertig, aber wie! Der Kern ihres Weſens liegt in den Worten, die ſie einmal ausſpricht: „Sehet, das Leben, die Welt, das bedünkte mich ſo unſäglich ſchön

und prächtig; es mußte so stolz sein und lustig über die Maßen, mit dabei zu sein, ob in Leid oder Glück, machte keinen Unterschied; wann ich nur so recht litt und mich freute, nit zum Schein, wie in einem Mummenschanz oder Fastnachtsspiel. Ich wünschte, das Leben sollte mich so stark fassen, daß ich niedergebeugt oder emporgelüftet würde, so daß für nichts weiter Gedankenraum blieb in meinem Sinn als für das, so mich auflüftet oder niederbeugte; ich wollte in meinem Kummer hinschmelzen oder mit meinen Freuden verbrennen." Sie aber — so lang ihre Seele stolz und hoch ist und sich von Träumen nährt, stürzt sie von Himmel zu Himmel herab. Ulrik Christian, der berühmte Verteidiger von Kopenhagen, hat ihre kindliche Phantasie berauscht, als der Held, der nicht in Büchern stand, sondern leibhaftig mit klirrenden Waffen durchs Leben ritt. Dann sah sie ihn auf dem Todesbett, winselnd und klein: es gab also keine Helden, keine strahlenden Gestalten, die man anbeten durfte .... Ihr Gefühl für den schönen Ulrik Frederik, des Königs Lieblingssohn, — was hatte sie bestochen? Pracht und irdische Hoheit; was in ihr liebte, war wieder die Phantasie und vielleicht die Jugend, die lieben will und lieben muß ... Dann kam Sti Høg, ihr Schwager. Was sie an ihm langsam bezaubert, ist die Eigentümlichkeit seiner Rede, die stets neu und interessant klingt; sie hält ihn für bedeutend, für einen großen Geist, endlich sogar für einen Mann. Das ist er aber nicht; daher ihr Verhältnis zu ihm die große Erniedrigung ihres Lebens wird. Sie fühlt sich ge-

ſunken, terre-à-terre und nimmt es mit ihrer Perſon nicht mehr ſo ernſt und genau. Sie heiratet, durch ihren Vater gezwungen, einen Herrn Palle Dyre, der klug, raſch und mutig, doch niedriger Geſinnung iſt und den ſie täglich mehr verachten muß. „Alles Blumenfeine, Duftende, Schöne, das bisher ſich in üppigen, allerdings wilden und oft barocken Arabesken durch ihr Leben geſchlungen, das welkte ab und ſtarb des Todes. Rohheit im Denken wie im Sprechen, ein plumper und knechtſinniger Zweifel an dem Edlen und Großen und eine freche Verachtung gegen ſich ſelbſt," das iſt die Errungenſchaft der ſechzehn Jahre auf Tjele zwiſchen ihrem Gatten und ihrem Vater. Dazu naht das Alter: „eine dickblütige Sinnlichkeit war über ſie gekommen, ein Verlangen nach des Lebens guten Dingen, ein kräftiges Wohlbehagen an Speiſe und Trank." Das iſt der Augenblick, wo ſie reif wird für das Leben, *wie es iſt*, denn während ihr Daſein bisher Enttäuſchung auf Enttäuſchung gehäuft, findet ſie nun den einzigen Mann, der ſie glücklich macht. Sie hat keine Illuſionen mehr, keine Träume, keine Schönheitsbedürfniſſe mehr; von Marie Grubbe iſt nichts übrig als Herz und Sinne und dieſe *lieben*. Sie lieben den Mann, welcher der Mann gerade dieſes Augenblicks iſt, — wohl nur Sören den Pferdeknecht; allein ſie haben ja nie vorher geliebt. Bis dahin haben ſie nur *mitgeliebt*. Marie iſt eine von jenen Frauen, die „wann ſie einen Mann lieben, und ſtieße er ſie gleich mit ſeinem Fuße fort, — ſie kommen doch wieder, in Ewigkeit wieder." Was ſie auch mit Sören teilt, Hunger,

Froſt, Erniedrigung, iſt für ſie Glück; Gutes und Böſes, Freundlichkeit und Schläge nimmt ſie willig von ſeiner Hand: denn er iſt ein ganzer Mann. Ihr rauhes Daſein voll Pflicht und Arbeit befriedigt ſie voll und giebt ihr einen letzten Adel; ſie lebt, liebt und ſtirbt, wie Naturweſen leben, lieben und ſterben; mehr kann ſie nicht und mehr begehrt ſie nicht.

Ein pſychologiſches Rätſel zu löſen hat Jacobſen zu Marie Grubbe verlockt, und der Wunſch, ein objektives Kunſtwerk zu ſchaffen, ein Buch ohne „Helden", weil „Helden" Romantik, alſo veraltet ſind. Wieviel Zärtlichkeit und Liebe er über Marie Grubbes Scheitel ausgegoſſen, ſo lange ſie „das Blumenfeine, Duftende" hat und wie ſchwer ſein Widerwille ihr auch nur die Spur von Würde bewahrte die ſie in ihrem Schlußgeſpräch mit Holberg zeigt, iſt jedem Leſer von Marie Grubbe offenbar: ſie war für Jacobſen doch die „Heldin" geworden und hat ihn nicht bis zum Schluß intereſſirt. Sie war ſeine Heldin geworden und ein Teil ſeines Selbſt. Wenn ſie Sti Høg erklärt, wie ſie ſich das Leben gedacht, nach dem ſie dürſte, fügt ſie hinzu: „doch ich wußte bei mir ſelber, daß es ſo für mich niemals werden könne und es ging mir vor, daß ich ſelber daran ſchuld war ... daß ich mich an mir ſelbſt verſündigt oder mich in die Irre geführt; weiß nit, aber bedünket mich, als quölle all mein bitterer Kummer draus, daß ich eine Saite berührte, die nit tönen durfte, und bei deren Klingen ſei etwas in mir entzweigeriſſen, ſo daß ich niemalen mehr die Geſundheit empfinge, um des Lebens Thür mir zu er-

zwingen.“ Wenn ſie ſo in halbklarer Ahnung meint, die Überſpannung der Phantaſie, die Ausſchweifung des Traumes mache, daß ſie die Thür des Lebens nicht finde oder erzwingen könne und beim Feſt des Lebens außerhalb ſtehen müſſe, ſo paßt das beſſer auf den Dichter ſelbſt und klingt an die Worte eines Briefes an, in dem er ſagt, er fürchte, Talent, ſelbſt vom Schlag des ſeinigen, ſei eine koſtbare Ware. Nicht gerade, als koſte es das Herzblut, wie man in Eſſays und Charakteriſtiken zu ſagen pflege. Aber man mache „durch ſich ſelbſt etwas aus ſich und Anderen, was Einen unnormal macht, ungefähr wie das Volk es ſich mit den Seiltänzerkindern vorſtellt, daß man ihnen die Gelenke bricht, während ſie noch klein ſind.“

Das große Buch von Traum nnd Leben, von Sehnſucht und Enttäuſchung iſt Niels Lyhne (1875 bis 1880). Es ſollte die Geſchichte einer „Jugend“, einer ganzen Generation junger Menſchen aus der Väter Zeit werden, von Freidenkern, den Erſtlingen der Freidenkerei, deren Freidenkerei noch „unklar, vag und zu Zeiten romantiſch verunſinnt war.“ Doch dieſe Jugend merkte, daß ſie eine Freiheit bekommen, die ſchwer war zu ertragen. „Und es gab die, ſo ſich ſagten, wir wollen nicht mitthun, und deſertierten, andere beſchnitten ihre Freidenkerei und wurden bloß in unweſentlichen Punkten freidenkeriſch, andere wieder hielten feſt, ſchlugen auf das Alte los, aber reſpektierten nicht das Neue, das ſie ſelber trugen, und es gab auch die, ſo ehrlich auszuhalten ſuchten, aber in der Stunde der Not die Bürde zu ſchwer für

ihre Schultern fanden. Es ist diese Jugend, die in meiner Erzählung wächst, liebt, schwätzt, weicht, kämpft, desillusioniert und ausnivelliert wird und durch ihre Tugenden und ihre Laster, ihre Feigheit und ihren Untergang zeigt, wie schwer es ist Freidenker zu sein." Doch in Jacobsens Erzählung sollte dies alles nur mit weichen, unbestimmten Umrissen stehen, „überschleiert und farbenertränkt durch Liebesträume und Liebesleiden, Liebessehnsucht und Liebesahnung." Das Gewicht sollte „durchgängig auf das Psychologische gelegt werden und auf das Physiologische zugleich." Allein so wurde der Roman nicht. Das Historische schwand zu nichts. Die Liebeswirren überwucherten die Freidenkerei. Der Held des Buches wurde nicht „eine Jugend", sondern bloß ein Jüngling, Niels Lyhne allein. Sein Wesen und damit sein Schicksal war schon in seinen Eltern vorgebildet. Der Vater war Landwirt und sah allem als interessierter Zuschauer zu; das einzig Extravagante, das er that, war, daß er halbe Stunden lang auf einem Zaunthor oder Grenzstein sitzen und in seltsamer, vegetativer Ergriffenheit über den üppig grünen Roggen oder den goldnen büschelschweren Hafer hinausstarren konnte. Seine Mutter dagegen lebte in Versen, lebte in Träumen, denn „nüchtern gelebtes Leben, ohne der Träume lichtes Laster, war nicht Leben, das man leben konnte." Was in ihrer Seele wohnte, suchte sie auch in Niels zu wecken. Als er für Märchen zu groß geworden, erzählte sie ihm von allen Helden des Kriegs und des Friedens oder erfand sich Phantasiehelden, um ihn zu lehren, welche

Macht in einer Menſchenſeele liegt, die das Große will und ſich nicht durch Zweifel, nicht durch Rückſicht in thatloſen Frieden niederlocken läßt. Niels ſah vollkommen ein, wie verächtlich es wäre, zu werden, wie alle Menſchen ſind; auch war er bereit, ſich dem harten Schickſal hinzugeben, das Heroengeſchick iſt; aber manchesmal fühlte er ſich geradezu unglücklich und allzu klein und elend für ſo ehrgeizige Träume und er ſpürte, daß er das Alltägliche liebe und die Ruhe: dann floh er die Mutter. Und die Tage und die Jahre ſchoben ſich immer mehr zwiſchen Mutter und Sohn: ihn hatte das heftig Überſpannte ihrer Natur zurückgeſchreckt, ſie hatte ſich fremd berührt gefühlt von dem Verzagten, Zögernden in ihm. Einſam und krank, wie die Zeit ſie gemacht, denkt ſie daran, wieviel Schönes es draußen in der Welt giebt, von dem ſie wegſterben ſoll, ohne es geſehen zu haben; ſie träumt ihre Sehnſucht lebendig und giebt es auf, weil es zu ſchwer iſt, all der geträumten Pracht Lebewohl zu ſagen. Nun aber ſoll ihr Traum Wirklichkeit werden. Der Arzt empfiehlt zu reiſen und Niels reiſt mit ihr. Es packte ſie nicht hin mit der Macht und Innigkeit, die ſie erwartet hatte. Von Ort zu Ort, nirgends fand ſie das Land ihrer Träume; nur die Sehnſucht loſch nicht aus; ſtill und ſtark brannte ſie in ihren Herzen und verzehrte ſie langſam, im Hunger noch einer Schönheitfülle, die ſie auf Erden nicht zu entdecken vermochte.

Der Sohn dieſer Eltern iſt Niels Lyhne, der Träumer, der das Leben anderer mitleben kann, doch

ſein eigenes ſich entſchlüpfen läßt. In dreifacher Hinſicht leidet er Schiffbruch: ſeine Phantaſie, ſein Gemüt, ſein Charakter, mit nichts erreicht er das Land ſeiner Träume. In nichts reicht er völlig zu und die Sehnſucht trägt ihn weiter als ſeine Flügel. Er iſt ein Dichter, der keiner wird; er verſucht es nicht einmal, es zu etwas Rechtem zu bringen. Er reſigniert, ehe er es probiert hat. Es iſt eine gewiſſe „lahme Beſonnenheit“ in ihm, die bei allem hemmend wirkt; ſein Talent ſpringt ihm nicht aus den Fingerſpitzen wie der Funke aus der geladenen Batterie. Denn er und ſein Talent, das iſt ganz zweierlei; er kann es wie eine Harfe aus der Ecke nehmen und auch in der Ecke ſtehen laſſen; es iſt nicht er, iſt nicht ſein Leben und nicht ſein Muß, und ſo überflügeln er, ſein Leben, ſeine Entwicklung, ſein Intereſſe dies Talent und ſie werden niemals eins, niemals wird es über ihn Herr, niemals beſitzt er es wirklich... Und ſein Herz, was erringt es denn? Was iſt ſein? In Liebe, in Freundſchaft, ſtets war er Lückenbüßer oder Nothelfer, wenn er etwas war; er half das Leben anderer bauen — ſeines wurde nur Bruchſtück an Bruchſtück. Er verſchwendet ſeine Teilnahme, ſeine Hilfe den Freunden und Einer nach dem Anderen geht dennoch von ihm. Als er endlich glaubt, in ſeiner Frau, die ihn liebt, nur ihn liebt, eine Seele gewonnen zu haben, da windet der Tod ſie ihm lächelnd aus den Armen und ihr letzter, wunderlich kühler Blick ſagt ihm, daß ſie ihn ſchon losgelaſſen hat und ſich Gott gegeben. „Da erkannte er das große Traurige, daß eine Seele ſtets allein

iſt. Eine Lüge jeder Glaube an Verſchmelzung zwiſchen Seele und Seele. Nicht die Mutter, die uns auf den Schoß nahm, nicht ein Freund, nicht die Gattin, die an unſerem Herzen ruhte“. . . . Die bitterſte Enttäuſchung iſt aber Niels ſich ſelbſt geworden. Eines war ihm der Kern ſeines Weſens geweſen, eines hatte er gemeint zu beſitzen: den Mut zu ſeiner Wahrheit, den Enthuſiasmus für „die heilige Sache des Atheismus“. Denn dieſes war die heilige Menſchheitsſache: die Erziehung für die Erde, die Erziehung zur tapferen Mannheit, die Erziehung zur Wirklichkeit und Wahrheit, und dahinter ſteckte nur das eine, was not that, das eine Schlichte — das Leben zu ertragen, wie es war. Und er ſelbſt hatte das nicht vermocht. Als ihm nichts mehr übrig geblieben war als ſein Kind und dieſes ſich in Todeskrämpfen auf ſeinem Bette wand, da hatte er ſich auf die Knie geworfen und zu Gott gebetet, an den er nicht glaubte, bekennend, daß ſein die Macht und nur ſein. Er wußte wohl, daß die Tradition in ſeinem Blut zu ſtark geweſen und daß er ererbtem Inſtinkte nachgegeben; doch er hätte widerſtehen ſollen, wie einem ſchlechten Inſtinkt. Er wußte ja bis in die innerſten Fibern des Gehirns, daß Götter Träume und daß er zu einem Traum geflüchtet war, weil er das Leben nicht ertragen hatte, ſo wie es iſt.

Die Weisheit dieſes Buches? Der Traum iſt ſchlecht; er hindert unſer Weſen, ſich zu der Ganzheit zuſammenzuſchließen, die das Leben bezwingt und dem Schickſal aufrecht ins Antlitz ſieht.

Und dennoch —

Alle Schönheit iſt im Traum, alle Poeſie in der Illuſion und in der Sehnſucht liegt mehr Glück als im Beſitzen.

Man leſe Jacobſen's Capriccio „Es hätten Roſen da ſein ſollen".

Und „Frau Fönß", die ſich das ſpäte Glück nimmt, als ihr gutes Menſchenrecht. Was aber iſt Glück? und wie endet es? Allem Irdiſchen iſt Schmerz und Trauer beigemiſcht und zum Schluſſe kommt der Tod.

So dichtet Jacobſen, der Sterbende, vom Leben, Jacobſen, der zwiſchen zwei Welten, ſchwebte, weil er in ſeiner Empfindung Romantiker war und in ſeiner Überzeugung Poſitiviſt.

Aber befand er ſich denn ſo weit von der Auffaſſung eines anderen großen Künſtlers, der auf einem tief empfundenen Blatt den Menſchen darſtellte, der arm, klein und nackt, in Angeſicht des Meeres und der unerbittlichen Herrlichkeit der Natur in die Knie ſinkt und überwältigt in die Hände ſchluchzt?

Was iſt das Neue, Geniale an Jacobſens Künſtlerſchaft?

Zweierlei: ſeine Pſychologie und ſein Stil. In dieſen beiden Beziehungen iſt er eine exceptionelle Erſcheinung. Er hat Geſtalten gezeichnet, die ſo lebendig ſind, daß man ſich fragt: wie konnte er ſie erfinden, und von ſo wenig gewöhnlicher Art, daß

man ſich fragt: wo konnte er ſie finden. Er weiß ſeliſche Einzelheiten, die frappieren und verknüpft ſie zu Typen, an denen wir ſonſt vorübergingen. Er ſieht in Tiefen der menſchlichen Natur, die der Erfahrung ſich nur ſelten öffnen und notiert dabei die leiſen Vibrationen der Oberfläche unſeres Weſens. Er errät die phyſiologiſchen Untergründe alles Geſchehens ſo gut wie er die Caſuiſtik des menſchlichen Bewußtſeins kennt; er zerlegt jedes Gefühl in ſeine Componenten und giebt den unentwirrbaren Complex von Senſationen als Stimmung wieder. Er wird bei alledem oft zu ſubtil und läßt aus Angſt, durch ein paar derbe Umrißſtriche der Fülle der Natur Gewalt anzuthun, eine Geſtalt verſchwimmen. Er will nicht ſimpliſicieren; ſeine Charaktere ſollen nicht zu ſehr aus einem Stück ſcheinen; „wie konnte auch ein ſo complexes, von ſo vielen Seiten hergeholtes, ausgebildetes und beeinflußtes Ding wie die geiſtige Seite des Menſchen organiſch ganz ſein!“ Er will die Entwicklungsgeſchichte einer Seele geben, auf die Gefahr hin, daß man ſie zuſammenhanglos finde. In Wirklichkeit gebe es in jedem Menſchen drei, vier Seiten, die nicht zuſammenhängen. Er will überhaupt nicht ängſtlich und ſorgfältig ein rotes Ankertau durch alle Stadien und Phaſen einer Figur ziehen. „Verfaſſer ſind geneigt, für Idioten zu ſchreiben, und es giebt doch ebenſo gute Köpfe unter denen, die leſen, wie unter denen, die ſchreiben! Nur fordern, meint er; „hat man etwas zu geben, das zu verſtehen der Mühe wert, ſo wird man ſchon verſtanden werden“. Die Anſprüche, die Jacobſen

an die Phantaſie, die Feinheit, die Intelligenz ſeiner Leſer ſtellt, iſt nicht gering. Er liebt die complicierten Naturen; er nüanciert gewiſſe Partien eines ſeeliſchen Prozeſſes bis ins Minimale und läßt andere ganz ins Dunkel fallen. So iſt der innere Vorgang, der den Bruch zwiſchen St. Höz und Marie Grubbe herbeiführt, gewiß ohne Abſicht undeutlich gemacht und der wildeſten Conjectur anheimgegeben. Kühn, ſeltſam, perſönlich iſt die Linie des Charakters, das Colorit der Begebenheiten bei Jacobſen, denn nichts ſcheut dieſer mehr als das „Moderate" in der Kunſt; wenn der Menſch nicht in paſſionierten Situationen, zärtlichen Situationen, Maſſen von Situationen gerade auf dem Punkt iſt, komiſch zu werden, ſo iſt er zu weit von Shakeſpeare und der Natur." Am Mut zum Barocken hat es Jacobſen allerdings nicht gefehlt; dieſem Mut verdanken wir die wildeſten und herrlichſten Grotesken, in denen ſeine Kunſt ſich ausgeblüht. Man nehme nur die erſte Hälfte von Marie Grubbe — vom Anfang an, wo das vierzehnjährige Kind mit ernſt zuſammengezogenen Brauen, die Hände auf dem Rücken, in Zickzacklinien zwiſchen den Bäumen der Allee ſpazieren geht und ſich grauſame Geſchichten mit wollüſtigem Schauder ausmalt, durch alle derben Volksſcenen hindurch mit den närriſchen Figuren à la Gert Pyper, und Mette Surfereib dem Auftritt mit Prediger Kiim, den ſie totgeſchlagen hätten, wenn nicht Oberſt Ulrik Chriſtian Gyldenlöve vorbeigeritten wäre: da löſte ſich alle Wut und aller Wahnſinn in Entzücken und in Lebehochs auf; durch die Scenen auf dem Stadtwall

während der Belagerung zum Spaziergang der Bürgersleute und des hohen Adels nach geſchloſſenem Frieden — alles, alles, und als Gipfelpunkt zwei Kapitel: das Sterben Ulrik Chriſtians, von allen verlaſſen; die zwei Prieſter, die kommen, ihn zu bekehren; erſt der höfiſche, reſpektvolle, der ihn reizt, bis er im Hemd aus dem Bette ſpringt und ihn mit dem Degen in der Fauſt hinaustreibt; dann der andere, groß, unerſchrocken und fanatiſch, der mit Hölle und Verdammnis droht, bis dem Helden, der vor keinem Feind gebebt, die Angſt in das erkaltende Gebein fährt und er ſtammelnd vergebens die Worte des Gebetes ſucht, das ihn errette. Plötzlich fährt er auf und ergreift ſeinen Degen: „Herr Jeſu Chriſte, ſieh, ich zerbreche meinen Degen“ und hält die blanken Klingenſtücke zum Himmel empor: „Pardon, Jeſus, Pardon!“ — eine der beſt erfundenen Epiſoden in der ganzen Weltlitteratur. Und das andere Kapitel mit dem unheimlichen Wiſſen um die Nachtſeiten der menſchlichen Seele: Marie Grubbe, die ihr Gatte Ulrik Frederik verlaſſen hat, um in Spanien Ruhm und Ehre zu ſuchen; die Dunkelheit und Leere, die ihr zurückbleibt, die Sehnſucht und Sorge Tag für Tag, die Schlaffheit, ja Gefühlloſigkeit. Dann auf einmal wieder anders: alle Nerven in höchſter Reizbarkeit geſpannt, alle Adern vor lebensdurſtigem Blute klopfend die Phantaſie gleich der Wüſte Luft voll farbenreicher Bilder und bethörender Geſichte. Die ſeltſamen Einfälle, die wahnſinnigen Gelüſte: ſich in den entblößten Arm zu beißen, Marke um Marke, wie ein grimmiges Raubtier; ſich ein eis-

kaltes Schwert auf den nackten Rücken zu legen; ſich die Haut mit kühler glatter Seide zu ſchmeicheln; vom Fenſter aufs harte Pflaſter hinabzuſpringen. Dann Ulrik Frederiks Wiederkehr — bei Nacht, bärtig und feiſt geworden, ſehr verändert und ziemlich betrunken; ſeine brutale Zärtlichkeit, die ihr die Hand verrenkt und die Zurückweichende in ſeine Arme zwingt; das Frühſtück am nächſten Morgen, — er ſorglos und befriedigt, ſie verletzt und voll Rancune; ſie ſpielt mit einem Meſſer, ſie ſieht ſeine weiße entblößte Bruſt und plötzlich, das Meſſer blitzt auf, fährt nach ihm herab und Marie ſinkt mit einem toten Gelächter leblos zu Boden . . . Es iſt ein Meiſterwerk, wie fein und geiſtreich die Gefühle der beiden Gatten nach dieſer Scene fort geführt und entwickelt ſind, wie folgerichtig es erklärt wird, daß ſie zweimal aneinander vorüberliefen und ſchließlich auseinander gehen . . . Und dann das langſame Sinken Marie Grubbes, die Corrumpierung durch Sti Hög, die bäueriſche Vergröberung neben ihrem zweiten Gatten. Das Aufwachen ihrer Liebe zu Sören dem Knecht, die Scenen in der Geſindeſtube, in Wirtshäuſern, im Fergenhaus, das ſind kleine Kabinetsſtücke in holländiſcher Manier, nur etwas kühl in der Farbe und ohne den liebevollen Reichtum im Detail.

Nicht minder außerordentlich iſt die Geſtaltungskraft, die Jacobſen in Niels Lyhne entfaltet. Welche Gallerie von Frauenporträts! Oft nur durch ein Äußeres charakteriſiert wie die phantaſtiſche raffiniert unſchuldige Edele, die ſo grauſam verführeriſch iſt und

dabei ſich innerlich verblutet an einer verſchwiegenen Liebe, die ſie langſam tötet. Dieſe Frau Boye, die ſich über die conventionelle Moral und die Heuchelei der Geſellſchaft ſo kühn und voller Geiſt luſtig zu machen wußte und ſich dennoch der Geſellſchaft glücklich unterwarf, ſobald ſie ihr die Arme öffnete; denn wir Frauen, „wir haben nun einmal eine Paſſion im Blut für das Korrekteſte des Korrekten bis hinauf zu des Prüden allerprüdeſter Spitze.“ Sie hat in Worten und Gedanken damit geſpielt, daß ſie Niels Lyhne liebe, ihn belohne, — nicht belohne, — und während er mit ſeiner Mutter reiſte, war ſie hingegangen und hatte ſich mit einem Anderen verlobt. Die Scene, wie ſie ihm das mitteilt, bleibt jedem unvergeßlich; ſo lebendig, kühn und geiſtreich iſt jeder Zug darin. — Dann Erik und Feunimore und ihre Ehe, in der ſie ſich wechſelſeitig erniedrigen; Niels und ſeine Liebe zu Feunimore, dieſer herbſtliche Wald, in den ſie ſich teilen, um etwas gemeinſam zu haben, die Entwicklung ihres Verhältniſſes, Erik's plötzlicher Tod und das brutale Ende vom Lied. — Die feine mädchenhafte Erſcheinung Gerdas, die Niels' Gattin wird — das iſt alles mit der größten Zartheit und ſpielenden Sicherheit — gebildet. Alle Mittel zu ſchildern ſtehen Jacobſen zu Gebot. Er kann auf minutiöſeſte Gedanken und Gefühl analyſieren und jeden Stimmungshauch wiedergeben. Und er kann durch ein Wort charakteriſieren, mit ein paar Zügen eine Situation herſtellen. Nach dem Abſchied von Niels, der einen ſehr gefährlichen Augenblick hatte, ſteht Frau Boye vor dem Spiegel und weint. Sie

ſieht ihr verſtörtes Antlitz und folgt den Thränen, die über den Augenrand quollen. Nach und nach verſiegen die Thränen, nur ein nervöſes Beben erſchüttert ſie noch. Merkwürdig, wie das ſie überkommen hatte! Was nur geſchehen war! Sie überdenkt und durchfühlt noch einmal die ganze Scene — eine Sekunde und es wär zu ſpät geweſen! Wieder in ſeinen Armen — ſie lächelte in den Spiegel u. ſ. w. Und als Schluß: Sie hielt offenbar auf Scenen. Mit dieſem einen Satz wirft Jacobſen ein helles Licht auf alles, was vorherging und erklärt Frau Boye beſſer, als es ganze Kapitel vermocht. Dennoch iſt Jacobſens Methode die aller großen Pſychologen, öfter Beſchreibung als Darſtellung. Außer in den Momenten, wo er dramatiſch wird. Ein Erzähler im eigentlichen Sinne iſt er nicht. Geſchehniſſe an ſich intereſſieren ihn kaum. Er kann ganze Epochen überſpringen und mit ſich ein paar Zeilen behelfen wie: „Nun in Paris. Es iſt ſoviel wie eine Halbjahrzeit vergangen und der neue Liebesbund, der ſo jäh geſchloſſen worden, iſt mit einer Weile gelockert und zerbrochen“ ... Dadurch kommt etwas Zerriſſenes in ſeine Darſtellung, die ohnehin ſelten anders iſt als Scene neben Scene. „Äußerlich ſchlecht komponiert wird das Buch jedenfalls,“ ſagt er einmal von Niels Lyhne. Er legt nur Wert auf innere Kompoſition, auf die Entwicklung ſeines Themas. Und dieſes Thema iſt meiſt pſychologiſch in Gedanken und lyriſch mit dramatiſchen Höhepunkten in der Form. „Tendenz“ vermeidet er und das „Aktuelle“ ſcheut ſein feiner Sinn. „In Zukunft“,

ſchreibt er 1880 an Edvard Brandes, „will ich ſicher nur hiſtoriſche Wunderwerke, vielleicht mit lyriſchen Unterbrechungen, machen; denn ich bin zu äſthetiſch in gutem, ſchlechtem Sinn, mich auf dieſe direkten Prokuratoren-Satzſchrift-Dichtungen einzulaſſen, wo Probleme ſcheinbar zur Debatte geſtellt werden, während man ſie bloß als gelöſt poſtuliert (das gilt ſowohl nach rechts wie nach links).“

Die zweite große Leiſtung Jacobſens beſteht darin, daß er ſich die Form ſchuf, die er brauchte. Erſt eine eigene Sprache, dann einen eigenen Stil. Das Däniſche der Sechzigerjahre war bei den beſten Dichtern arm im Wörtervorrat und ohne ſinnliche Fülle, ohne feinere Geſchmeidigkeit und ohne farbige Bildkraft. Überdies ſtets voller Germanismen und oft ſalopp in der Haltung. Dies hatte Jacobſen früh erkannt. Was er zu ſagen hatte, konnte mit dieſer Sprache nicht geſagt werden. Er ſtudierte Wörterbücher, er plünderte die Dialekte; er machte ſich ein Gloſſar, wie er es brauchte; er ſchliff und boſſelte an den Wörtern bis ſie klangen wie er wollte, bis ſie ſuggerierten, was er wollte. Abgegriffene Wendungen verwarf er; er fand Kombinationen und Zuſammenſtellungen von Subſtantiven und Adjektiven, die neu waren und auf die Phantaſie noch wirkten wie ein Bild: blondem Haar giebt er den rötlichen Schimmer, der auf reifendem Weizen liegt; Lippen nennt er blutig rot, anſtatt blutrot und lehrte damit, daß der erſte beſte Ausdruck nicht der beſte Ausdruck ſei. Allerdings verfiel er dabei ſelbſt oft ins Geſuchte und Preciöſe — und wußte es vielleicht. Er zog

das Künſtliche dem Unkünſtleriſchen weitaus vor und das eigenwillig Perſönliche ſtets dem aller Welt Gewöhnlichen.

Das Perſönliche! Dies iſt es, was Jacobſen ſucht, den Stil *ſeiner* Individualität, der ihm ſelbſt völlig ausdrückt und alles ausdrücken kann, was in ihm iſt. Alles, ſogar ſeine Launen. Sie ſtehen ihm weitaus über aller Leute Grammatik und über aller Leute Syntax. Oft gebraucht Jacobſen einen Satzbau, der nirgends üblich, mit Formen, die mehr für Momentempfänglichkeit des Ohrs gemacht ſind als für des Auges Logik, mit Pleonasmen, mit Bindefüllungen, die er dann vergißt und wegwirft — warum? möglich einen Rhythmus zuliebe oder wegen des Accents, — um eindringlich oder nur um *anders* zu ſein. Vor allem anders ſein! Nicht der Konvention folgen, ſondern ſeine eigene, innere Regel ſuchen. Was herauskommt, iſt freilich oft Willkür ſtatt der Regel, ein gefährliches Spiel, ein Experiment wie viele ſeiner prächtigen Verſe. Oder ein grillenhafter Eigenſinn, wie der, mit welchem Jacobſen nicht bloß ähnliche Klänge in der Proſa nicht meidet, ſondern im Gegenteil, wie mit Abſicht und ohne rhetoriſchen Zweck die gleichen Wörter in harte Nähe ſetzt. Man möchte ſagen, ihm fehle das Gefühl für Melodie, hätte er nicht in Gedichten wie „Irmelin“, „Seidenſchuh über Leiſten von Gold“, „Klingt an mit den Pokalen“ und in vielen Partien von „Niels Lyhne“ rein muſikaliſche Wirkung geſucht. Aber da er ſeine Kunſt nie als etwas Fertiges anſieht und jede neue Arbeit ihm ein Ringen iſt, Beſſeres, das

Beſte zu geben, ſein momentan Beſtes, ſo hat auch ſein Stil eine Entwicklungslinie. In Mogens, in Marie Grubbe ſtrebt er nach Neuheit, nach Plaſtik im Ausdruck, nach Farbe und Fülle und wechſelndem Rhythmus. In „Niels“ ſind alle dieſe Verſuche noch kompliziert durch ein Spiel mit Klängen, und es iſt ein Raffinement im Satzbau, eine bewußte Verwendung, ja, Übertreibung aller Künſte des Stils, die bis an die Grenze des Möglichen geht. Von 1879 an beginnt eine neue Stilepoche mit einem Suchen nach dunklem Feuer, ruhiger Größe und kraftvollem Adel im Ausdruck; die „Peſt in Bergamo“, „Zwei Welten“ und „Frau Fönß“ entſtammen dieſer Zeit.

Was Jacobſen als Künſtler für Dänemark geleiſtet, kann gar nicht übertrieben geſchildert werden. Alle, die mit ihm ſtrebten und die nach ihm kamen, ſind von ihm beeinflußt. Man ſchreibt, man denkt, man urteilt, ja, man fühlt ſeither anders dort oben. Es iſt durch ihn eine ganz andere Feinheit der Seele in die Welt gekommen. Allerdings auch viel Thorheit; denn es iſt merkwürdig, wie tief der Affe noch im Menſchen ſitzt. Aber faſt die ganze junge Dichterſchule Skandinaviens, die Ola Hanſſon, Per Hallſtröm, Birger Mörner, Wilhelm Krag, Sophus Michaëlis, Peter Nanſen, ja, Georg Brandes und Arne Garborg haben ihr geiſtiges Rüſtzeug zum Teil von ihm empfangen.

Die Überſetzerin hat den Verſuch gemacht, den Eigentümlichkeiten Jacobſens getreu zu folgen. Sie wollte, daß der deutſche Leſer ſo ziemlich den Eindruck empfange und ebenſo über Jacobſen urteilen könne wie der Däne. Sie hat den Mut dazu von Jacob Grimm bekommen, der gewiß ein guter Deutſcher war und ein guter Künſtler dazu. Bei der Anzeige der Taloſſchen ſerbiſchen Lieder ſagt er, ein wenig Zwang ſei hier ganz an der Stelle; die Überſetzung dürfe, „damit ſie ſerbiſch werde, etwas Undeutſches an ſich haben.“ So weit wie die Brüder Grimm in ihren Überſetzungen gingen, war ſie zum Glück nicht zu gehen gezwungen. Sie hat es nur gewagt, die bequeme glatte Schönheit zu opfern um charakteriſtiſch zu ſein. Sie hat ſich nicht geſcheut, wie Jacobſen die gleichen Wörter drei, viermal zu wiederholen, wo ein Synonym ſich förmlich von ſelber aufdrängt. Sie hat die ſeltſamen Konſtruktionen von Jacobſens Stil nachgeahmt, weil er auch dort, wo er verſchroben und regellos ſcheint, einer inneren, unerkennbaren Notwendigkeit folgt. So z. B. wenn er ſo gern paſſive Formen verwendet. Leſſing hat uns gelehrt, jede Beſchreibung in Aktion und Bewegung umzuſetzen; Jacobſen löſt die Aktion in Situationen auf. Und die vielen „war“ können Einen dabei zur Verzweiflung bringen.

Bei „Frau Marie Grubbe“ hat die Überſetzerin denſelben Weg eingeſchlagen, den Jacobſen in einem Briefe an E. Plong als den ſeinen bezeichnet. Sie hat Grimmelshauſen und ſeine Zeitgenoſſen ſtudiert, Briefe und Aktenſtücke geleſen und im Übrigen ſich

an das däniſche Original gehalten. Das hierbei einige Irrtümer mit unterlaufen (z. B. ſind S. 47 die Tiere, von denen Gert Pyper behauptet, ſie zernagten Wolle und Twiſt, nach damaligen Aberglauben einfach Flöhe), iſt ihr heute ſchon wohl bewußt, aber es iſt zu entſchuldigen. Die Partien, in denen Jacobſen Dialekt, und ſpeziell das Jütiſche verwendet, hat Frau Helene Diederichs geb. Voigt die Güte gehabt, in holſteiniſches Platt zu übertragen.

Die Gedichte Jacobſens nimmt dieſe Ausgabe in der poetiſchen und getreuen Wiedergabe Dr. R. F. Arnolds auf.

Die Briefe Jacobſens werden hier zum erſten Male, und faſt vollſtändig, deutſch veröffentlicht. Sie ergänzen das Bild dieſes großen Künſtlers und Schönheitsſuchers und ſind der rührende Ausdruck ſeiner vornehmen Dulderſeele.

Stomerſee — Wien Nov. 1898

Marie Herzfeld

Mogens

1872

Sommer war's, mitten im Tag, an einer Ecke des Zauns. Gerade davor ſtand ein alter Eichbaum, von deſſen Stamm man wohl ſagen konnte, er winde ſich vor Verzweiflung über den Mangel an Harmonie zwiſchen ſeinem ganz jungen gelblichen Laub und den ſchwarzen und dicken, knorrigen Äſten, die am eheſten grob verzeichneten frühgotiſchen Arabesken glichen. Hinter der Eiche wuchs üppiges Haſelgeſträuch mit dunklen glanzloſen Blättern, die ſo dicht waren, daß man weder Stämme noch Zweige ſah. Über dem Haſelgebüſch ſchoßen zwei ſchlanke heitere Ahornbäume auf, mit luſtig gezacktem Blattwerk, roten Stielen und langem Bimmelbammel grüner Fruchttrauben. Hinter den Ahornen der Wald — ein grüner, gleichmäßig gerundeter Abhang, in dem die Vögel hinein und herauskamen wie Elfenvolk bei einem Grashügel.

All das konnte man ſehen, wenn man außerhalb des Zaunes den Feldſtieg daher kam. Lag man dagegen im Schatten der Eiche, mit dem Rücken gegen den Stamm, und ſchaute nach der anderen Seite hin, — und es war Einer da, der alſo that, — ſo ſah man zuerſt ſeine eigenen Beine, dann einen kleinen Fleck mit kurzem kräftigem Gras, hierauf einen großen Haufen dunkler Neſſeln, ferner die Dornenhecke mit den großen weißen Winden, den Steig, ein bischen vom Roggenfeld draußen, endlich die Flaggenſtange des Juſtizrates dort auf der Anhöhe, und dann den Himmel.

Es war drückend heiß, die Luft flimmerte vor Wärme, und dann war es ſo ſtill: die Blätter hingen und ſchliefen an den Bäumen, nichts anderes rührte ſich als die Marienkäfer drüben auf den Neſſeln und das bischen welke Laub, das im Graſe lag und ſich mit kleinen plötzlichen Bewegungen zuſammenrollte, als ſchrumpfte es unter den Strahlen der Sonne.

Und dann der Menſch unter der Eiche, er lag und ſchnappte und ſchaute wehmütig, hilflos zum Himmel auf. Er ſummte ein wenig und gab es auf, pfiff, und gab auch dieſes auf, kehrte ſich um, kehrte ſich wieder um und ließ ſeine Augen auf einen alten Maulwurfhügel ſehen, der vor Dürre ganz lichtgrau worden war. Plötzlich kam ein kleiner runder dunkler Fleck auf den lichtgrauen Mull, noch einer, drei, vier, viele, noch mehr, der ganze Hügel war völlig dunkelgrau. Die Luft war lauter lange dunkle Striche, die Blätter neigten und beugten ſich und es kam ein Sauſen, das in Sieden überging: es ſchüttete Waſſer herab.

Alles glimmte, funkelte, ſpritzte. Blätter, Zweige, Stämme, alles glänzte vor Näſſe; jeder kleine Tropfen, der auf die Erde, auf das Gras, auf den Steig, auf was immer fiel, wurde zerſplittert und in tauſend feinen Perlen fortgeſprüht. Kleine Tropfen hingen ein bischen da und wurden zu großen Tropfen, tropften hier herab, ſammelten ſich mit anderen Tropfen, wuchſen zu kleinen Strömen, verſchwanden in kleinen Furchen, liefen in große Löcher hinein und bei kleinen heraus, fuhren mit Staub, mit Splittern, mit Laubſtümpfchen weg, ſetzten ſie auf den Grund, machten ſie flott, ſchnurrten ſie herum und ſetzten ſie wieder auf den Grund. Blätter, die nicht beieinander geweſen, ſeit ſie in der Knoſpe gelegen, trafen ſich in der Näſſe; Moos, das vor Trockenheit zu Nichts geworden, brauſte auf und wurde weich, gekräuſelt, grün und ſaftig, und graue Flechte, die faſt zu Schnupftabak gedörrt, breitete ſich in zierlichen Spitzen, ſtrotzend wie Brokat und mit Glanz wie Seide. Die Windlinge ließen ihre weißen Kronen bis zum Rande füllen, ſtießen mit einander an und goſſen das Waſſer den Neſſeln auf die Köpfe. Die dicken ſchwarzen Waldſchnecken bauchten ſich heitren Willens vorwärts und blickten anerkennend zum Himmel auf. Und der Menſch? Der Menſch ſtand baren Hauptes mitten im Regen und ließ die Tropfen auf Haar und Brauen, Augen, Naſe, Mund ſauſen, knipſte dem Wetter eins mit den Fingern, hob manchesmal ein bischen die Beine, als wollte er tanzen, ſchüttelte hie und da den Kopf, wenn das Waſſer im Haar ihm doch zu viel wurde, und ſang

aus vollem Halſe, ohne zu ahnen, was er ſang, ſo viel machte ihm der Regen zu ſchaffen:

„Hätt' ich doch, o hätt' ich doch ein Enkelein, o ja!
Die Truhe voll mit vielem, vielem Geld,
So hätt' ich doch wohl auch einmal ein Kind gehabt, o ja!
Und Haus und Hof und Wieſ' und Wald und Feld.
Hätt' ich doch, o hätt' ich doch ein Töchterlein, o ja!
Und Haus und Hof und Wieſ' und Wald und Feld,
So hätt' ich doch wohl auch einmal ein Lieb' gehabt, o ja!
Mit Truhen voll mit vielem vielem Geld!"

Da ſtand nun er und ſang, jedoch dort zwiſchen den dunklen Haſelbüſchen ſtak ein kleiner Mädchenkopf hervor. Das lange Ende eines roten Seidenſhawls hatte ſich in einen Zweig verwickelt, der weiter vorſprang als die anderen, und manchmal kam eine zierliche Hand und rückte an dem Ende, doch es führte zu nichts als zu einem kleinen Sprühregen von dieſem Zweig und ſeinen Nachbarn. Der Reſt des Shawls lag ſtramm über dem kleinen Mädchenkopf und verbarg die Hälfte der Stirn, überſchattete die Augen, bog dann plötzlich ab und verlor ſich zwiſchen dem Laub, aber tauchte wieder unter dem Kinn in einer großen Roſette von Falten auf. Das kleine Mädchengeſicht ſah ſehr verwundert aus, doch hätt' es gleich gelacht; das Lächeln war ſchon in den Augen. Auf einmal machte Er, der im Regenwetter ſtand und ſang, ein paar Schritte nach der Seite, ſah den roten Zipfel, das Angeſicht, die großen braunen Augen, den kleinen verwunderten offenen Mund; ſofort wurde ſeine Stellung verlegen, er ſchaute überraſcht an ſich ſelbſt hinunter; allein im ſelben Nu erklang ein kleiner Schrei, der vor-

ſpringende Zweig bewegte ſich heftig, der rote Zipfel verſchwand im Augenblick, das Mädchengeſicht verſchwand, und es raſchelte und raſchelte, ferner und ferner im Haſelgebüſch. Da lief er. Er wußte nicht weshalb; er dachte gar nicht; die Regenluſtigkeit ſprang wieder in ihm auf und er lief dem kleinen Mädchenangeſicht nach. Es fiel ihm gar nicht ein, daß es eine Perſon ſei, der er nachlief; es war nur das kleine Mädchenangeſicht. Er lief; es raſchelte zur Rechten, es raſchelte zur Linken, es raſchelte vorne, es raſchelte hinten, er raſchelte, ſie raſchelte, und all die Laute und das Laufen ſelbſt machten ihn eifrig und er rief: „Guck guck, wo biſt Du?“ Niemand guckte. Sich rufen zu hören wirkte auf ihn ein bischen beklemmend, doch lief er weiter; dann kam ihm ein Gedanke, jedoch nur einer, und er murmelte, indem er weiter lief: „was wirſt Du ihr ſagen? was wirſt Du ihr ſagen?“ Er erreichte einen großen Buſch; da hatte ſie ſich verſteckt; er ſah einen Zipfel ihres Kleides. „Was wirſt Du ihr ſagen? was wirſt Du ihr ſagen?“ murmelte er fort, während er immer noch lief. Er kam zum Buſch, bog hurtig ab, lief weiter, murmelte das Gleiche, kam bei einem breiten Gang heraus, lief ihn ein wenig entlang, blieb plötzlich ſtehen und brach in Lachen aus, ging ſtill lächelnd ein kleines Stück vorwärts und lachte dann aus vollen Kräften und hörte die ganze Hecke lang nicht auf zu lachen.

Dann kam einmal ein ſchöner Herbſttag; der Laubfall war in vollem Gang und den Weg zum See hinab deckten der Ulme und des Ahorns citronengelbe Blätter völlig zu und hie und da gab es auch Flecke mit dunklerem Laub. Es war ſo angenehm, ſo reinlich auf dieſem Tigerfellteppich zu gehen und zuzuſchauen, wie die Blätter niederſchneiten und die Birke ſah noch feiner und leichter aus mit ſo wenig auf den Zweigen, und die Ebereſche machte ſich ſo prächtig mit den ſchweren roten Beerentrauben. Und der Himmel war ſo blau, ſo blau, und der Wald ſchien viel größer; man konnte weit zwiſchen die Stämme hineinſehen. Dann war auch dies dabei, daß Alles miteinander bald vorüber war. Wald, Feld, Himmel, freie Luft und das Ganze, bald würde es der Lampen-, Teppich- und Hyacinthenzeit weichen. Darum gingen der Juſtizrat und ſeine Tochter von Kap Trafalgar zum See hinab, während der Wagen beim Gemeindevogt hielt.

Der Juſtizrat war ein Freund der Natur; die Natur war ganz beſonders — die Natur war eine der ſchönſten Zierraten des Daſeins. Der Juſtizrat protegierte die Natur; er verteidigte ſie gegen das Künſtliche; der Garten war nichts Anderes als verdorbene Natur, doch Gärten mit Stil darin, das war wahnwitzige Natur; es gab keinen Stil in der Natur; der liebe Gott hatte wohlweislich die Natur natürlich gemacht, nichts als natürlich. Die Natur war das Ungebundene, das Unverdorbene; aber durch den Sündenfall war die Civiliſation über die Menſchen gekommen; nun war die Civiliſation eine Notwendigkeit

geworden; aber es würde beſſer ſein, wenn ſie es nicht wäre; der Naturzuſtand war ganz was anderes, ganz was anderes. Der Juſtizrat hätte nichts dagegen gehabt, davon zu leben, daß er in einem Schaffell herumging und Haſen und Schnepfen und Brachläufer und Schneehühner und Hirſchziemer und Wildſchweine ſchoß. Nein; der Naturzuſtand war nun einmal eine Perle, förmlich eine Perle.

Der Juſtizrat und ſeine Tochter gingen zum See hinab. Es hatte ſchon lang zwiſchen den Zweigen durchgeſchimmert; aber nun kam er ganz zum Vorſchein, als ſie um die Ecke bogen, wo die große Pappel ſteht. Da war er, mit großen Schollen ſpiegelklaren Waſſers, mit gezackten Zungen graublauen krauſen Waſſers, mit Streifen, die blank waren und Streifen, die gekraust waren, und das Sonnenlicht ruhte auf dem Blanken und flimmerte im Krauſen. Er zog den Blick über ſeine Fläche hin, führte ihn längs ſeiner Ufer über langſam gerundete Bogen, über hurtig gebrochene Linien, ſchwenkte ihn an den grünen Landzungen vorbei, ließ den Blick dann los und verſchwand in den großen Buchten, aber nahm die Gedanken mit ſich. — Segeln! konnte man hier Boote geliehen bekommen?

Nein, man konnte nicht, ſagte der kleine Burſche, der in das weiße Landhaus gehörte und da ſtand und am Strand drunten Jüngferchen ſchlug. — Gab es denn gar keine Boote? — O ja; es gab ſchon; das vom Müller war ja da, aber haben konnt' man es nicht; der Müller wollte es nicht; Müllers Niels hatte nahezu Prügel gekriegt, als er es kürzlich

ausgeliehen hatte; es war umſonſt, daran zu denken; aber der Herr, der droben beim Waldhüter Nikolai wohnte, der habe ein ausgezeichnetes Boot, eins, das oben ſchwarz ſei und auf dem Boden rot, und das borge er Allen und Jeglichem.

Der Juſtizrat und ſeine Tochter gingen zum Waldhüter Nikolai hin. Eine Strecke vom Hauſe trafen ſie ein kleines Mädchen, das den Nikolais gehörte, und dieſes baten ſie, hineinzulaufen und zu fragen, ob ſie den Herrn ſprechen könnten. Es lief, als wäre Gefahr im Verzug, lief mit Armen und Beinen, bis es zur Thür kam; dann ſtellte es den einen Fuß auf die hohe Thürſtufe und band ſich das Strumpfband und ſtürzte dann ins Haus; kam gleich wieder und ließ hinter ſich zwei Thüren offen und rief, ehe es noch die Schwelle erreicht, daß der Herr augenblicklich kommen werde; dann ſetzte es ſich neben die Thür an die Wand und guckte unter dem Arm nach den Fremden hinauf.

Der Herr kam und erwies ſich als ein großer kräftig gebauter Mann von einigen zwanzig Jahren. Die Tochter des Juſtizrats erſchrak ein bischen, als ſie in ihm den Menſchen erkannte, der im Regenwetter geſungen hatte. Doch er ſah ſo merkwürdig und abweſend aus; es war klar, daß er eben von einem Buch her kam; das konnte man am Ausdruck ſeiner Augen merken, an ſeinem Haar und an ſeinen Händen, die gar nicht wußten, wo ſie waren.

Des Juſtizrates Tochter verneigte ſich übermütig vor ihm und rief: „Guck guck“ und lachte.

„Guck guck?“ fragte der Juſtizrat.

Aber dies war ja das kleine Mädchengeſicht; der Menſch wurde ganz rot und ſuchte etwas zu ſagen, als der Juſtizrat mit der Frage wegen des Bootes kam. — Ja wohl, es ſtand zu Dienſten. Wer aber rudern ſolle? — Nun, er ſolle rudern, ſagte das Fräulein; ſie kümmere ſich nicht um das, was der Vater redete; es war alles eins, ob es dem Herrn Mühe ſchaffe; denn er mache ſich manchesmal auch nichts draus, anderen Leuten Mühe zu ſchaffen. So gingen ſie denn hinab zum Boot und gaben unterwegs dem Juſtizrat Aufklärung. Sie kamen ins Boot und waren ſchon ein gutes Stück die See hinaus, ehe das Fräulein ſich zurecht geſetzt hatte und Zeit zum Reden fand.

„Nun“, ſagte ſie, „es war gewiß etwas ſehr Gelehrtes, wobei Sie ſaßen, als ich kam und Sie zum Segeln heraus guckguckte?“

„Rudern, meinen Sie . . . Gelehrt! es war die „Geſchichte vom Ritter Peder mit dem Silberſchlüſſel und der ſchönen Magelone.““

„Von wem iſt das?“

„Das iſt von gar niemand; dieſe Art Bücher ſind nie von jemand. „Vigoleis mit dem Goldrad“ iſt auch von keinem, und ebenſo wenig „Schütz Bryde“.“

„Ich habe nie vorher dieſe Titel gehört.“

„O, ſetzen Sie ſich ein bischen mehr auf dieſe Seite, ſonſt können wir nicht ins Gleichgewicht kommen . . . Nein; das iſt ganz wahrſcheinlich; es ſind auch gar keine feinen Bücher; es ſind ſolche, die man auf den Märkten von Drehorgelweibern kauft.“

„Das iſt doch ſeltſam; leſen Sie immer ſolche Bücher?“

„Immer? ich leſe in Jahr und Tag nicht viele Bücher, und ich habe eigentlich am liebſten die Art, in denen Indianer vorkommen.“

„Jedoch Dichterwerke? Oehlenſchläger, Schiller und die anderen?“

„O ja, ich kenne ſie ſchon; wir hatten einen ganzen Schrank davon zu Hauſe und Fräulein Holm, — die Geſellſchafterin meiner Mutter, — las nach dem Frühſtück und abends laut draus vor; aber ich kann nicht behaupten, daß ſie mir gefielen; — ich mag Verſe nicht leiden!

„Verſe nicht leiden! — Sie ſagen *hatten*; lebt Ihre Frau Mutter nicht?“

„Nein, und mein Vater auch nicht.“

Das wurde in einem etwas kurzen, abweiſenden Ton geſagt und das Geſpräch ſtockte eine Weile und ließ die vielen kleinen Laute, die die Bewegung des Bootes durch das Waſſer hervorbrachte, deutlich hören. Das Fräulein unterbrach das Schweigen:

„Haben Sie Malereien gern?“

„Altartafeln? oh, ich weiß nicht recht.“

„Ja, oder andere Bilder, Landſchaften zum Beiſpiel.“

„Macht man das auch? ja richtig; das weiß ich doch.“

„Sie machen ſich gewiß über mich luſtig.“

„Ich? ja, Einer von uns beiden wird es wohl thun!“

„Aber ſind Sie denn nicht Student?“

„Student? Wie ſollte ich das geworden ſein! nein; ich bin gar nichts.“

„Ja, etwas müſſen Sie doch ſein. Sie müſſen doch etwas thun?“

„Warum denn?“

„Nun darum, — alle Menſchen thun doch etwas.“

„Thun Sie etwas?“

„Na ja; aber Sie ſind doch auch keine Dame.“

„Nein, gottlob!“

„Danke ſehr!“

Er hörte zu rudern auf, zog die Ruder ein wenig aus dem Waſſer, ſah ihr ins Geſicht und ſagte:

„Was meinen Sie damit? — nein, Sie dürfen auf mich nicht böſe ſein; ich werde Ihnen etwas ſagen; ich bin ſo ein lächerlicher Menſch. Sie können das gar nicht begreifen. Sie meinen wohl, weil ich in meinen Kleidern fein ausſehe, daß ich deshalb auch ein feiner Mann ſei. Mein Vater war ein feiner Mann und man hat mir erzählt, daß er ſo ungeheuer viel wußte, und das that er wohl auch, da er Amtmann*) war. Ich kann nichts, denn die Mutter und ich, wir gaben uns in allem nach, und ich machte mir nichts draus, zu lernen, was man in Schulen lernt, und thue es auch jetzt noch nicht. Oh, Sie hätten meine Mutter ſehen ſollen. Sie war ſo eine kleine, kleine Dame; ſchon als ich dreizehn Jahre alt war, konnte ich ſie hinab in den Garten tragen. Sie war ſo leicht; in ihren letzten

*) Dänemark iſt in achtzehn Bezirke (Ämter) geteilt, deren jedem ein Amtmann vorgeſetzt iſt.

Jahren ſaß ſie oft durch den ganzen Garten und Park herum auf meinem Arm. Ich ſehe ſie noch mit ihren ſchwarzen Trachten und den vielen breiten Spitzen“. . .

Er griff zu den Rudern und ruderte gewaltſam drauf los. Der Juſtizrat wurde unruhig, als er das Waſſer am Achterſteven ſo hoch hinaufgehen ſah und meinte, ſie müßten ſchauen an Land zu kommen. Und einwärts ging es.

„Sagen Sie mir,“ fragte das Fräulein, als das ſtarke Rudern etwas ſachter geworden, „fahren Sie oft in die Stadt?“

„Ich bin niemals dort geweſen.“

„Niemals dort geweſen! und Sie wohnen hier und nur drei Meilen weit davon entfernt!“

„Ich wohne nicht immer hier; ich wohne an allen möglichen Orten, ſeit meine Mutter ſtarb; aber dieſen Winter gehe ich in die Stadt, um rechnen zu lernen.“

„Mathematik?“

„Nein, Holzladung“, ſagte er und lachte; „ja, das verſtehen Sie nicht; ich will Ihnen nämlich ſagen, wenn ich mündig werde, kaufe ich eine Schaluppe und ſegle nach Norwegen und da muß ich des Zolls und der Klarirung wegen rechnen können.“

„Haben Sie wirklich Luſt dazu?“

„Ach, es iſt prächtig auf der See; es iſt ſo ein Leben im Fahren; — ſo, da haben wir die Brücke.“

Er legte an; der Juſtizrat und ſeine Tochter ſtiegen an Land, nachdem ſie ihm das Verſprechen abgenommen, daß er auf Kap Trafalgar nach ihnen

ſehen wolle. Hierauf gingen ſie zum Gemeindevogt; er aber fuhr auf den See hinaus. Oben bei der Pappel konnten ſie noch die Ruderſchläge hören.

„Höre, Kamilla!“ ſagte der Juſtizrat, der draußen geweſen war, um die Hausthür abzuſperren, „ſag' mir“ ſprach er, indem er mit dem Bart ſeines Schlüſſels ſeine Handlampe löſchte, „hieß die Roſe, die ſie bei Karlſen hatten, Pompadour oder Maintenon?“

„Cendrillon“, verſetzte die Tochter.

„Ganz richtig; ſo hieß ſie auch; — na — wir müſſen wohl ſchauen, daß wir zur Ruhe kommen; gute Nacht, mein Kind; gute Nacht und ſchlafe wohl.“

Als Kamilla in ihr Schlafzimmer gelangt war, rollte ſie die Gardine auf, ſtützte ihre Stirn an die kalte Scheibe und ſummte Eliſabeths Lied aus dem „Elfenhügel *)“. Um Sonnenuntergang hatte ſich ein leiſes Lüftchen erhoben und einzelne weiße Wölkchen jagten, vom Mond beſchienen, gegen Kamilla hin. Sie ſtand lange und ſah ſie an, folgte ihnen von weitem her und ſummte lauter und lauter, je näher ſie kamen, ſchwieg ein paar Sekunden, wenn ſie über ihr verſchwanden, ſuchte neue und verfolgte dann dieſe. Mit einem kleinen Seufzer rollte ſie die Gardine wieder herab. Sie ging zum

*) Der „Elfenhügel“, ein beliebtes Singſpiel von Joh. Ludw. Heiberg.

Toilettentiſch und ſtützte die Ellbogen darauf, lehnte den Kopf an die gefalteten Hände und ſah ihr Bild im Spiegel an, ohne es eigentlich zu ſehen.

Sie dachte an einen hochgewachſenen jungen Mann, der eine kranke kleine ſchwarzgekleidete Dame auf ſeinen Armen trug; ſie dachte an einen hochgewachſenen jungen Mann, der ſein kleines Fahrzeug in einem fegenden Sturm durch Klippen und Schären führt. Sie hörte ein ganzes Geſpräch von neuem. Sie errötete; „Eugen Karlſen würde geglaubt haben, Du macheſt ihm den Hof.“ In einer kleinen eiferſüchtigen Ideen-Aſſociation ſetzte ſie fort: „Klara würde niemals jemand im Walde draußen während eines Regenwetters nachlaufen; ſie würde niemals obendrein einen Fremden aufgefordert — geradezu aufgefordert — haben, mit ihr Boot zu fahren. „Dame bis in die Fingerſpitzen“, hatte Karlſen über Klara geſagt; das war ein Verweis für Dich, liebes Bauernmädel Kamilla.“ Dann kleidete ſie ſich mit affektierter Langſamkeit aus, ging ins Bett, nahm ein kleines elegantes Buch von einer Etagere neben ſich, ſchlug es bei der erſten Seite auf, und las mit einer müden bitteren Miene ein kleines geſchriebenes Gedicht durch, ließ das Buch auf den Boden fallen und brach in Thränen aus; hierauf nahm ſie ſanftmütig das Buch wieder auf, legte es auf ſeinen Platz und löſchte das Licht aus; lag noch ein wenig und ſchaute troſtlos auf die mondbeleuchtete Rollgardine und ſchlief endlich ein.

Nicht viele Tage nachher begann der „Regenwettermann“ ſich auf den Weg nach der Villa Kap

Trafalgar. Er begegnete einem Bauer, der mit einer Ladung Roggenſtroh fuhr und erhielt die Erlaubnis, aufzuſitzen. Dann legte er ſich im Stroh auf den Rücken und ſchaute zum wolkenloſen Himmel hinauf. Die erſte Halbmeile ließ er ſeine Gedanken kommen und gehen, wie ſie wollten; ſie waren übrigens nicht ſehr verſchieden; die meiſten kamen und fragten, wie ein Menſch nur ſo ſeltſam ſchön ſein konnte, und gingen und wunderten ſich darüber, daß es eine unterhaltende Beſchäftigung ſein mochte, mehrere Tage hindurch ſich die Züge eines Geſichtes, die Mienen und Farbenwechſel, die kleinen Bewegungen eines Kopfes und zweier Hände und den mannigfachen Tonfall einer Stimme vorzuſtellen. Jedoch dann zeigte der Bauer mit der Peitſche ein Schieferdach in der Entfernung einer Viertelmeile und ſagte, es ſei das des Juſtizrates, und da kam der gute Mogens aus den Halmen und ſtarrte ängſtlich nach dem Dach, kriegte ein ſonderbares Gefühl von Beklommenheit, verſuchte ſich vorzuſtellen, daß niemand zu Hauſe, wurde aber hartnäckig in die Vorſtellung hineingezogen, daß große Geſellſchaft da ſei, und vermochte nicht wieder herauszufinden, ungeachtet er zählte, wieviel Kühe „Landluſt" auf der Weide habe und wieviele Steinhaufen er die Straße entlang ſehen könne. Endlich hielt der Bauer dort an, wo ein kleiner Weg hinab zum Landhaus führte, und Mogens ließ ſich vom Fuhrwerk gleiten und begann die Halmſtümpfe von ſich abzubürſten, während der Wagen langſam über den Schotter fortknirſchte. Er näherte ſich dem Gartenpförtchen Fuß für Fuß, ſah

einen roten Shawl hinter den Altanfenſtern verſchwinden, einen kleinen verlaſſenen weißen Nähkorb auf dem Balkonrand und den Rücken eines ſchaukelnden leeren Schaukelſtuhls. Er trat in den Garten ein, den Blick immer auf den Balkon gerichtet, hörte den Juſtizrat Gutentag ſagen, wandte den Kopf dem Laut zu und ſah ihn mit dem Arm voll leerer Blumentöpfe ſtehen und nicken. Dann ſagten ſie Eins und das Andere, und hierauf begann der Juſtizrat zu entwickeln, inwiefern man wohl gewiſſermaßen behaupten könne, daß der alte Kaſtenunterſchied zwiſchen den Baumſorten durch das Pfropfen aufgehoben worden, jedoch übrigens ſei ihm das Occulieren ſehr zuwider. Dann kam ihnen Kamilla in einem ſtechend blauen Shawl langſam entgegen. Sie hatte die Arme in den Shawl gewickelt und grüßte mit einer kleinen Kopfbewegung und einem matten Willkommen. Der Juſtizrat entfernte ſich mit ſeinen Blumentöpfen; Kamilla ſtand und ſchaute über die Schulter zum Balkon hinauf, Mogens ſchaute ſie an. Wie es ihm ſeit letzthin gegangen ſei. O, ihm habe weder das Eine noch das Andere gefehlt. — viel gerudert? — Ach ja, wie gewöhnlich; vielleicht nicht ganz ſo viel. — Sie drehte den Kopf ihm zu, ſah ihn kalt an, hielt den Kopf ein wenig auf die Seite und fragte mit halbgeſchloſſenen Augen und einem matten Lächeln, ob es die ſchöne Magelone ſei, die ihn in Beſchlag genommen habe. — Er wußte nicht, was ſie meine, jedoch er glaubte es faſt. — Dann ſtanden ſie einige Zeit und ſagten gar nichts. Kamilla ging ein paar Schritte nach einer

Ecke, in der sich eine Bank und ein Gartenstuhl befand; sie setzte sich auf die Bank und bat ihn, nachdem sie sich gesetzt, indem sie auf den Stuhl blickte, Platz zu nehmen; er müsse nach der langen, langen Tour doch müde sein. Er setzte sich auf den Stuhl.

Meinte er, daß aus der geplanten Verbindung etwas werden würde? Es war ihm vielleicht einerlei? Natürlich kümmerte er sich nicht um das Königshaus? Er haßte selbstverständlich die Aristokratie? Es gab nur wenige junge Herren, die nicht meinten, die Demokratie sei Gott weiß was. Er gehörte wohl zu jenen, die den Familienverbindungen des Königshauses nicht die geringste politische Bedeutung zutrauten? Vielleicht daß er doch irrte. Man hatte ja gesehen . . . Sie hielt plötzlich ein, überrascht, daß Mogens, der anfangs über all das Viele ein wenig erschreckt gewesen war, nun ganz vergnügt ausschaute. Er saß doch nicht am Ende da und unterhielt sich über sie? sie wurde völlig rot.

„Interessieren Sie sich sehr für Politik?" fragte sie ängstlich.

„Nicht im mindesten".

„Aber warum lassen Sie mich dann sitzen und eine Ewigkeit politisieren?"

„O, Sie sagen alles mit einander so hübsch, daß es gleichgiltig ist, wovon Sie reden."

„Das ist wirklich kein Kompliment."

„O doch; es ist eines," versicherte er eifrig, da ihm schien, sie sehe ganz beleidigt aus.

Kamilla brach in ein Gelächter aus, sprang auf

und lief ihrem Vater entgegen, nahm ihm beim Arm und kam mit ihm zu dem erſtaunten Mogens hin.

Als das Mittagmahl überſtanden war und ſie oben auf dem Balkon Kaffee getrunken hatten, ſchlug der Juſtizrat einen Spaziergang vor. So gingen ſie denn alle Drei den kleinen Pfad über der Hauptlandſtraße und auf einem ſchmalen Steig, zu deſſen beiden Seiten Roggenſtoppeln ſtanden, über den Zaunweg in den Hag hinein. Da ſtand die Eiche und all das Andere; es waren ſogar noch Winden an der Dornhecke. Kamilla bat Mogens, ihr einige zu holen. Mogens riß ihr alle ab und kam mit einer ganzen Handvoll zurück.

„Danke! ich brauche nicht ſo viele," ſprach ſie, nahm einige davon und ließ den Reſt auf die Erde fallen.

„Da wünſchte ich, ich hätte ſie ſtehen laſſen," ſagte Mogens ernſthaft.

Kamilla bückte ſich und begann ſie wieder aufzuleſen. Sie hatte erwartet, er würde ihr helfen und ſah erſtaunt zu ihm auf; er aber ſtand ganz ruhig und ſah auf ſie herab. Ja, — ſie hatte nun einmal begonnen, ſo mußte ſie dabei bleiben, und aufgeleſen wurden ſie; aber dann redete Kamilla allerdings auch eine lange, lange Zeit kein Wort mit Mogens, ja, ſchaute nicht einmal nach der Seite, wo er war. Aber ſie müſſen ſich dennoch dann verſöhnt haben, denn als ſie auf dem Heimweg wieder zu der Eiche kamen, ging Kamilla unter den Baum und ſchaute in ſeine Krone hinauf, trippelte von der einen Seite zu der anderen und machte mit den Händen

allerlei Geſten und ſang, und Mogens mußte in die Haſelbüſche gehen und ſchauen, wie er ſich ausgenommen. Auf einmal lief Kamilla auf ihn zu, Mogens aber fiel aus der Rolle und vergaß ſowohl zu ſchreien als zu laufen, und ſo erklärte Kamilla, daß ſie mit ſich ſelbſt ſehr unzufrieden ſei und daß ſie ſich nie die Dreiſtigkeit zugetraut habe, ſtehen zu bleiben, wenn ein ſo ſchrecklicher Menſch — und dabei deutete ſie auf ſich — auf ſie zugeſtürmt komme. Allein Mogens erklärte, daß er mit ſich ſehr wohl zufrieden ſei.

Als er gegen Sonnenuntergang heim ſollte, begleiteten der Juſtizrat und Kamilla ihn auf die Straße. Und als ſie nach Hauſe gingen, ſagte ſie zu ihrem Vater, daß ſie den einſamen Menſchen wohl recht oft zu ſich bitten müßten, während der Monatszeit, in der davon noch die Rede ſein konnte, auf dem Lande zu bleiben, denn er kannte ja gar niemanden heraußen, und der Juſtizrat ſagte ja und lächelte darüber, daß er für ſo leichtgläubig gehalten wurde; aber Kamilla ging und ſchaute mit ſanftem Ernſt drein, um nicht daran zu zweifeln, daß ſie ja das Mitleid ſelbſt in eigener reiner Perſon ſei.

Es wurde nun wirklich ſo mildes Herbſtwetter, daß die Juſtizrätlichen noch einen ganzen Monat auf Kap Trafalgar blieben und das Mitleid führte dazu, daß Mogens in der erſten Woche zweimal herkam und ungefähr jeden Tag in der dritten.

Es war an einem der letzten Schönwettertage, es hatte frühzeitig morgens geregnet und war lang überzogen geweſen, aber nun war die Sonne hervor-

Arbeit wegzuſchmelzen. Die Luft war voll von Sonne und dem Widerſchein des weißen Schnees, der in großen funkelnden Tropfen an den Fenſtern vorbei herabtropfte. Drinnen in der Stube ſchienen alle Formen und Farben geweckt, alle Linien und Umriſſe waren wie lebend: das Flache breitete ſich, das Gebogene krümmte ſich, das Schiefe glitt abwärts und das Gebrochene zerbrach. Alle grünen Töne wimmelten auf dem Blumentiſche durcheinander, vom weichſten Dunkelgrün bis zum grellſten Gelbgrün. Die braunroten Töne floſſen in Flammen über die Mahagonitiſchplatte hin, und Gold ſprühte und funkelte von den Nippes, von Rahmen und Leiſten; doch im Teppich wetteiferten alle Farben in einem einzigen luſtigen leuchtenden Tumult.

Kamilla ſaß am Fenſter und nähte, und ſie und die Grazien auf der Konſole waren durch die roten Gardinen ganz eingehüllt in rötliches Licht, und Mogens, der langſam im Zimmer auf und ab wanderte, ging jeden Moment bei den ſchrägen Lichtſäulen von ſchwach regenbogenfarbigem Staub aus und ein.

Er war in einer redeſeligen Stimmung.

„Ja, ja,“ ſagte er, „es iſt ein eigener Schlag Leute, mit denen Ihr umgeht; es giebt nicht das Ding zwiſchen Himmel und Erden, mit dem ſie nicht mit einer Handwendung fertig ſind; dies iſt gemein und das iſt edel; das hier iſt das Dümmſte, was ſeit der Erſchaffung der Welt geſchehen iſt und jenes das Klügſte; dieſes iſt ſo häßlich, ſo häßlich, und das iſt ſo ſchön, daß man es gar nicht ſagen kann, und über all das ſind ſie alle mit einander einig;

es iſt, als hätten ſie gleichſam eine Tabelle oder ſo was, wonach ſie ausrechneten, denn ſie bekommen alle daſſelbe Facit, was es auch ſei. — Wie ſie einander gleichen, dieſe Menſchen! Alle wiſſen ſie daſſelbe und reden ſie daſſelbe, ſie haben alleſamt dieſelben Worte und dieſelben Meinungen.“

„Du willſt doch nicht,“ wendete Kamilla ein, „behaupten, daß Karlſen und Rönholt daſſelbe meinen?“

„Ja, die ſind nun die Prächtigſten von allen, ſie gehören zu verſchiedenen Parteien! ihre Grundanſchauungen ſind ſo verſchieden wie Tag und Nacht! nein, ſie ſind es nicht; ſie ſind ſo einig, daß es eine Luſt iſt; vielleicht daß ein kleines Stümpfchen exiſtiert, über daß ſie uneinig ſind, vielleicht daß es auch bloß ein Mißverſtändnis iſt, aber es iſt, Gott helfe mir, die reine Komödie, ſie anzuhören; es iſt als hätten ſie verabredet, alles mögliche zu thun, um nicht einig zu werden; ſie beginnen damit, laut zu reden, dann ſchreien ſie ſich ſofort hitzig; hierauf ſagt der eine in der Hitze etwas, das er nicht meint, worauf der andere das gerade Entgegengeſetzte ſagt, das er auch nicht meint, und ſo greift der eine an, was der andere nicht meint, und der andere wieder das, was der eine nicht meint, und dann iſt das Spiel in Gang.“

„Aber, was haben ſie denn Dir gethan?“

„Sie ärgern mich, dieſe Kerle; wenn man ihnen ins Geſicht ſieht, iſt es, als bekäme man es verbrieft, daß zukünftig in der Welt nichts Merkwürdiges geſchehen wird.“

Kamilla legte das Nähzeug weg, ging zu Mogens hin und faßte die Enden ſeines Rockaufſchlags und ſah ſchelmiſch fragend zu ihm auf.

„Ich kann dieſen Karlſen nicht vertragen," ſagte er verdrießlich und warf den Kopf.

„So! und was noch?"

„Und dann biſt Du ſo ſüß, ſo ſüß," murmelte er mit komiſcher Zärtlichkeit.

„Und was noch?"

„Und dann," brauſte er auf, „und dann ſieht er Dich an und hört Dir zu und redet mit Dir auf eine Art, die ich nicht leiden kann; er ſoll das laſſen, laſſen ſoll er's, denn Du biſt mein und nicht ſein. Nicht wahr! Du biſt nicht ſein, gar nicht ſein? Du biſt mein! Du haſt Dich mir verſchrieben wie der Doktor dem Teufel! Du biſt mein mit Seel' und Leib, mit Haut und Haar, bis in alle Ewigkeit."

Sie nickte etwas ängſtlich ihm zu, ſchaute treuherzig zu ihm auf, bekam Thränen in die Augen und verſteckte ſich an ſeiner Bruſt; und er ſchlang die Arme um ſie, beugte ſich herab auf ſie und küßte ſie auf die Stirn.

Denſelben Abend begleitete Mogens den Juſtizrat auf die Poſt; es war nämlich an den Juſtizrat eine plötzliche Ordre wegen einer Amtsreiſe ergangen, die er vornehmen ſollte. Am Morgen des nächſten Tages ſollte Kamilla daher zu ihrer Tante hinausfahren und dort bleiben, bis er wiederkäme.

Als Mogens ſeinen künftigen Schwiegervater fortgebracht hatte, ging er heimwärts und dachte daran, daß er Kamilla mehrere Tage nicht ſehen würde.

Er bog in die Gaſſe abwärts, wo ſie wohnte. Es war eine lange ſchmale Gaſſe und nur wenig befahren. Ein Wagen rumpelte an ihrem fernſten Ende dahin; dorther kam auch der Klang von Schritten, die ſich verloren. Nun hörte er nur einen Hund in einem Gebäude hinter ſich bellen. Er ſchaute an dem Haus hinauf, in welchem Kamilla wohnte, es war wie gewöhnlich dunkel im unterſten Stockwerk und die weißgekreideten Scheiben erhielten nur durch den flackernden Schein von der Laterne des Nachbarhauſes etwas unruhiges Leben. Im zweiten Stockwerk ſtanden die Fenſter offen und aus einem davon ragte ein ganzes Dutzend Bretter über die Brüſtung heraus. Bei Kamilla war es dunkel, über ihr war es dunkel; nur auf dem einen Dachfenſter lag ein weißgoldener Schimmer vom Mond. Über dem Hauſe die Wolken in wilder Flucht. In den Gebäuden rechts und links waren die Fenſter erleuchtet.

Das dunkle Haus machte Mogens melancholiſch; es ſtand ſo verlaſſen und troſtlos da, die offenen Fenſter klirrten mit ihren Haken, das Waſſer lief monoton trommelnd in der Dachrinne herab, hie und da fiel, ohne daß er ſehen konnte wo, ein bischen Waſſer mit einem hohlen weichen Klang herab und die Luft brauſte ſchwer durch die Gaſſe. Das dunkle, dunkle Haus! Es traten Mogens Thränen in die Augen, es drückte ihn auf der Bruſt und es überfiel ihn eine wunderliche unklare Vorſtellung, als habe er ſich Kamilla gegenüber etwas vorzuwerfen. Hierauf kam ihm der Gedanke an ſeine Mutter und die

Sehnſucht, ſeinen Kopf in ihren Schoß zu legen und ſich auszuweinen.

So ſtand er lange, die Hand an ſeine Bruſt gepreßt, bis ein Wagen in ſcharfem Trab durch die Gaſſe gefahren kam, da ging er dieſem nach und heim. Er mußte eine Weile am Hausthor rütteln, ehe es aufging, dann lief er trällernd ſeine Treppen hinauf und als er hineingekommen war, warf er ſich auf das Sopha, mit einem der Smollet'ſchen Romane in der Hand, und las und lachte bis über Mitternacht.

Endlich wurde es im Zimmer zu kalt; er ſprang auf und ging ſtampfend hin und her, um die Kälte wegzubringen. Er blieb beim Fenſter ſtehen; der Himmel war auf der einen Seite ſo hell, daß die ſchneebedeckten Dächer mit ihm zuſammenſchmolzen, auf der anderen Seite trieben einige lange Wolken und die Luft unter ihnen hatte einen ſeltſamen rötlichen Schimmer, einen unſicher wogenden Schimmer, einen roten rauchenden Nebel; er riß das Fenſter auf, es war eine Feuersbrunſt gegen den Juſtizrat hin. Die Treppe hinab, der Gaſſe zu, ſo ſchnell er konnte; eine Quergaſſe hinab, durch eine Seitengaſſe und dann gerade aus; noch konnte er nichts ſehen, doch als er um die Ecke drehte, nahm er den brandroten Schimmer wahr. Eine Handvoll Menſchen klapperten einzeln die Straße daher. Während ſie aneinander vorüberliefen, fragten ſie, wo das Feuer ſei. Man antwortete: „die Raffinerie". Mogens lief ebenſo hurtig wie bisher, jedoch weitaus leichteren Herzens. Noch ein paar Gaſſen; es wurden mehr und mehr Leute, und ſie ſprachen von der Seifenfabrik. Dieſe

lag dem Juſtizrat gerade gegenüber. Mogens lief wie raſend. Es war nur mehr eine ſchräge Quergaſſe übrig, ſie war gänzlich angefüllt mit Menſchen, ruhigen wohlgekleideten Männern, zerlumpten alten Frauen, die da ſtanden und in einem langſamen jammernden Tonfall ſprachen, ſchreienden Lehrjungen, herausgeputzten Dirnen, die miteinander flüſterten, Laſtträgern, die ſich nicht rührten und Witze riſſen, erſtaunten Trunkenbolden und Trunkenbolden, die ſchimpften, hilfloſen Polizeileuten und Droſchken, die nicht vornoch rückwärts konnten. Mogens wand ſich durch den Haufen. Nun war er an der Ecke; die Funken ſanken langſam auf ihn herab. Die Gaſſe aufwärts; es ſtob vor Funken, die Glasſcheiben glühten auf beiden Seiten, die Seifenfabrik brannte, Juſtizrats Haus brannte und das Nachbarhaus brannte auch. Alles war Rauch, Feuer und Verwirrung, Schreien, Fluchen; Dachziegel, die niederraſſelten, Axthiebe, Holz, das zerſplitterte, Fenſter, die klirrten, Waſſerſtrahlen, die ziſchten, ſprudelten und plätſcherten, und zwiſchen all dieſem der Pumpenſchläge dumpfes, regelmäßiges Schluchzen. Möbel, Bettgewand, ſchwarze Helme, Leitern, blanke Knöpfe, erleuchtete Geſichter, Räder, Stricke, Segeltuch, wunderliche Inſtrumente; Mogens ſtürzte durch ſie, über ſie, unter alledem, vorwärts dem Hauſe zu.

Die Faſſade war von den Flammen der brennenden Fabrik ſtark erhellt, der Rauch drang zwiſchen den Dachſchiefern hervor und wälzte ſich aus den offenen Fenſtern des erſten Stocks, drinnen toſte und kniſterte das Feuer, es kam ein langſamer krachender

Laut, der in ein Rollen und Knacken überging und in einem dumpfen Dröhnen schloß; Rauch, Funken und Flammen zwängten sich gewaltsam durch alle des Hauses Öffnungen, und hierauf begann die Lohe mit doppelter Kraft und doppelter Klarheit zu spielen und zu knallen. Es war der mittlere Teil des Erstenstock-Plafonds, der einstürzte. Mogens griff mit beiden Händen fest um eine große Brandleiter, die sich an den Teil der Fabrik lehnte, der noch nicht in Flammen stand. Einen Moment hielt die Leiter sich lotrecht, dann fiel sie hinüber auf des Justizrates Haus und stieß im zweiten Stock einen Fensterrahmen ein. Mogens lief an ihr hinauf und durch die Öffnung hinein. Im ersten Moment mußte er vor dem scharfen Holzrauch seine Augen schließen und der schwere erstickende Dampf, der von den verkohlten Balken aufstieg, die der Wasserstrahl getroffen hatte, benahm ihm den Atem. Er befand sich im Speisesaal. Die Wand hinein ins Wohngemach war nahezu gänzlich eingefallen. Das Wohngemach selbst war ein großer glühender Abgrund; die Lohe vom Erdgeschoß des Hauses schlug manchmal fast bis zur Decke hinauf; die paar Bretter, die hängen geblieben waren, als der Boden einstürzte, brannten mit klaren weißgelben Flammen; Schatten und Feuerschein wogte über die Mauern, die Tapete rollte sich hier und dort zusammen, hing und flatterte in flammenden Flocken hinab in die Tiefe und die losen Leisten und Rahmen der Schildereien entlang leckten behende kleine gelbe Flammen. Mogens kroch über die Brüche und Bruchstücke der eingestürzten Wand bis zum Rand des

Abgrundes hin; von unten wogten kalte und heiße Luftströme wechselnd über sein Gesicht; drüben war so viel Mauerwerk eingefallen, daß er bis in Kamillas Zimmer sehen konnte, während jenes Stück, das des Justizrates Kontor umschloß, noch feststand. Es wurde heißer und heißer; die Haut im Gesicht zog sich stramm und er merkte, daß sein Haar sich krauste. Etwas Schweres strich über seine Schulter und blieb auf seinem Rücken liegen und drückte ihn auf den Boden nieder; es war der Wechselbalken, der von seinem Platz geglitten. Mogens konnte sich nicht rühren, das Atemziehen wurde schwerer und schwerer und die Schläfen pochten ihm gewaltsam; zu seiner Linken plätscherte ein Wasserstrahl gegen die Speisezimmerwand, und er ging in dem einzigen Wunsche auf, daß die kalten, kalten Tropfen, die sich nach allen Seiten hin verteilten, auf ihn spritzen mögen. Da hörte er es auf der anderen Seite der Tiefe stöhnen und er sah auf dem Boden von Kamillas Stube etwas Weißes sich bewegen. Das war sie. Sie lag auf ihren Knieen und hielt, während sie sich in den Hüften wiegte, eine Hand an jeder Seite des Kopfes. Sie erhob sich langsam und kam zum Rand des Abgrundes hin. Sie stand gerade und steif, die Arme hingen schlaff herab und der Kopf wackelte gleichsam auf dem Halse; ganz, ganz langsam sank ihr Oberkörper nach vorn, ihr langes schönes Haar fegte über den Boden; ein kurzes starkes Aufflackern und es war hin; im nächsten Nu stürzte sie hinab in die Flammen.

Mogens stieß einen klagenden Laut aus, kurz,

wieder auf, dann wurden ſie wieder kleiner, immer kleiner, gingen aus. Mogens ſtieß zornig mit dem Ellbogen die Scheibe ein und ging langſam fort; die Mädchen kreiſchten drinnen. Dann lief er wieder zu, lief lang mit ſtillem Jammern. Es kamen ihm zerſtreute Blitze von Erinnerung an die gute Zeit, und es wurde doppelt finſter, wenn ſie verſchwanden; er konnte nicht aushalten, an das, was geſchehen war, zu denken; es ſollte nicht geſchehen ſein; er warf ſich auf die Knie und rang die Hände gegen Himmel, indem er bettelte, das Geſchehene wieder zurück zu machen. Lange ſchleppte er ſich auf den Knieen weiter und hielt die Augen immerfort aufwärts geheftet, als fürchtete er, daß der Himmel ſich fortſtehlen könnte, um ſeinen Gebeten zu entgehen, wenn er ihn nicht immerwährend anſchauen würde. Dann kamen die Bilder aus der guten Zeiten geſchwebt, immer mehr und mehr in nebelhellen Reihen; auch gab es Bilder, die im plötzlichen Glanze vor ihm aufſchoſſen, und andere ſchwangen ſich vorbei, ſo unbeſtimmt, ſo fern, daß ſie weg waren, ehe er recht wußte, was es geweſen. Er ſaß ſtill im Schnee, ganz überwältigt von Licht und Farbe, von Leben und Glück, und die dunkle Angſt, die er anfangs gehabt, daß etwas kommen und alles auslöſchen werde, war verſchwunden. Es war ſo ſtill um ihn, ſo ruhig in ihm; die Bilder waren fort, doch das Glück war da. So ſtill! kein Laut hörbar; aber Laute können ſpuken. Und es kam Gelächter und Geſang, und leichte Worte kamen und leichte Tritte und der Pumpenſchläge dumpfes Schluchzen. Jammernd lief er ſeines Wegs, lief

lange und weit, kam zum See und folgte seinen Ufern, bis eine Baumwurzel ihn fallen machte, und da war er so müde, daß er liegen blieb.

Mit einem weichen gluckſenden Laut plätſcherte das Waſſer über das Geröll; ſtoßweiſe ſauſte es leicht in den nackten Zweigen, einzelne Krähen ſchrien draußen über dem See und der Morgen warf ſeinen grellen blauen Schein über Wald und Waſſer, über den Schnee und über das bleiche Geſicht.

Um Sonnenaufgang wurde er vom Heger des Nachbarforſtes gefunden und zum Waldhüter Nikolai gebracht, und da lag er durch Wochen und Tage zwiſchen Leben und Tod.

Ungefähr um die Zeit, wo Mogens zu den Nikolai'ſchen geführt wurde, war ein Auflauf um einen Wagen herum, dort am Ende der Gaſſe, wo der Juſtizrat wohnte. Der Kutſcher konnte nicht verſtehen, warum der Polizeimann ihn verhindern wollte, ſeinen Befehl und Auftrag auszuführen, und darum zankten ſie. Es war der Wagen, der Kamilla zu ihrer Tante holen ſollte.

„Nein! Seitdem die arme Kamilla ſo elend um ihr Leben kam, haben wir nicht das Geringſte von ihm geſehen."

„Ja, es iſt merkwürdig, was in einem Menſchen verſteckt ſein kann. Man ahnte nichts. So ſtill und verlegen, faſt ungeſchickt. Nicht wahr, gnädige Frau, Sie ahnten nicht das Mindeſte?"

„Von der Krankheit? ja Gott, wie Sie nur fragen können! — ah ſo, Sie meinen, — ich verſtand Sie nicht richtig — es ſollte etwas geweſen ſein, das im Blute lag, etwas Erbliches? — ja, ich erinnere mich; es war etwas dergleichen, weshalb der Vater nach Aarhus gebracht wurde. War es nicht ſo, Herr Karlſen?“

„Nein! — oder doch, aber es geſchah, um begraben zu werden; ſeine erſte Frau liegt dort. Nein; ich dachte an, — Sie wiſſen doch — das ſchreckliche oder — ja, das ſchreckliche Leben, das er in dieſen zwei oder dritthalb Jahren geführt hat.“

„So! — ei, ei — Nein! davon hab ich gar nichts gewußt.“

„Na — ja — hm . . . das gehört ja zu den Sachen, von denen man nicht gern ſpricht — man will doch nicht . . . na alſo: Sie verſtehen; Rückſicht auf den Nächſten. Die Familie des Juſtizrates . . .“

„Ja, es hat gewiß ſeine Berechtigung, das, was Sie ſagen, — doch andrerſeits — ſagen Sie mir ganz aufrichtig, liegt nicht in der Zeit ein falſches, ein — pietiſtiſches Beſtreben zu verſchleiern, die Schwächen ſeiner Mitmenſchen zu verhüllen und — ich verſtehe mich natürlich nicht auf dieſe Art von Sachen — aber glauben Sie nicht, daß die Wahrheit oder die öffentliche Moral, ich meine nicht ſo die Moralität, ſondern — Moral, Zuſtand, was Sie wollen, daß dieſes darunter leidet?“

„Ganz gewiß! und es freut mich außerordentlich, mit Ihnen ſo gänzlich einig zu ſein, und in dieſem Fall eben . . . Die Sache iſt nämlich gerade heraus

die, daß er ſich Exceſſen aller möglichen Art hingegeben hat, auf die ruchloſeſte Art mit dem allerniedrigſten Pöbel gelebt hat, mit Leuten ohne Ehre, ohne Gewiſſen, ohne Stellung, Religion oder Irgendetwas, — Tagdieben, Gauklern, Zechbrüdern und — und die Wahrheit zu ſagen: leichtfertigen Frauenzimmern."

„Gott im Himmel! Und das, nachdem er mit Kamilla verlobt geweſen und drei Monate lang an einer Gehirnentzündung danieder gelegen!"

„Ja, — und was für Neigungen ſetzt das nicht voraus und wie mag nicht ſeine Vergangenheit geweſen ſein, wie meinen Sie wohl?"

„Ja, und Gott weiß wie es ſich mit ihm in der Verlobungszeit ſelbſt verhielt. Er war etwas verdächtig. Das iſt nun einmal meine Anſchauung."

„Verzeihen Sie, gnädige Frau, und verzeihen auch Sie, Herr Karlſen; Sie nehmen die Sache ein bischen abſtrakt, zu ſehr abſtrakt; ich habe zufälligerweiſe ganz konkrete Berichte von einem Freund in Jütland oben und kann die Geſchichte in ihren Details darſtellen."

„Herr Rönholt! Sie wollen doch nicht . . ."

„Details geben! ja wohl, das will ich, Herr Karlſen, — wenn die gnädige Frau es nämlich erlaubt. Danke! — Er hat ganz gewiß nicht gelebt, wie man nach einer Gehirnentzündung leben ſoll. Er hat ſich mit ein paar Zechbrüdern auf Märkten herumgetrieben und ſoll auch nicht ohne Berührung mit Seiltänzertruppen, und da namentlich dem weiblichen Perſonal, geblieben ſein. Vielleicht wäre es das Klügſte, ich liefe hinauf und holte den Brief meines

Freundes. Wenn Sie gestatten? Bin im Moment wieder da."

„Finden Sie nicht, Herr Karlsen, daß Herr Rönholt heute von seltener Liebenswürdigkeit ist?"

„Ja! — unzweifelhaft; aber Sie dürfen nicht vergessen, gnädige Frau, daß er all seine Galle schon in einem Artikel der Morgenzeitung ergossen hat. Sich zu denken, daß man das vorzusetzen wagt — es ist geradezu Aufruhr, Verachtung des Gesetzes, denn — hm . . ."

„Sie fanden den Brief?"

„Ja, ich fand ihn. Darf ich beginnen? Lassen Sie mich sehen — ja: „unser gemeinsamer Freund, dem wir voriges Jahr in Möntsted begegneten und den Du, wie Du sagtest, von Kopenhagen her kanntest, hat in den letzten Monaten hier in der Gegend herumgehaust. Er sieht noch ganz so aus wie damals; er ist derselbe bleiche triste Ritter von der traurigen Gestalt. Er ist die lächerlichste Mischung von forciertem Übermut und stiller Hoffnungslosigkeit, ist affektiert rücksichtslos und brutal gegen sich und andere, ist still und wortknapp und scheint, obwohl er nichts anderes thut als schwieren und schwärmen, sich durchaus nicht zu unterhalten; es bleibt bei dem, was ich schon damals sagte, daß er die fixe Idee hat, sich als vom Dasein persönlich beleidigt anzusehen. Sein Umgang war hier namentlich ein Roßkamm, Wirtshausküster genannt, weil er immer singt und immer aufs Saufen aus ist, und ein konfiscierter hergelaufener Kerl, halb Matrose, halb Hausierer, unter dem Namen Per Steuerlos bekannt und ge-

fürchtet, überdies ſchön Abelone; in letzter Zeit mußte dieſe jedoch vor einem dunkeln Frauenzimmer vom Platze weichen, das einer Gauklerbande angehörte, die uns des längeren mit Vorſtellungen von Kraftübungen und Seiltänzerei beglückt hatte. Du kennſt dieſe Art von Frauenzimmern, mit ſcharfen, gelben, frühgealterten Geſichtern, Weſen, die durch Brutalität, Elend und armſelige Laſter zu Grunde gerichtet und zum Überfluß ſtets in verſchliſſenen Sammt und ſchmutziges Rot gekleidet ſind. Da haſt Du die Bande. Ich begreife nicht unſeres Freundes Paſſion; es iſt ja recht ſchön, daß ſeine Braut ſo elend umkam; das erklärt jedoch die Sache nicht. Du ſollſt aber auch noch hören, wie er uns verließ. Wir hatten Markt ein paar Meilen von hier; er, Steuerlos, der Roßkamm und das Frauenzimmer ſaßen in einem Wirtshauszelt und zechten bis tief in die Nacht hinein. Um drei Uhr oder ſo wurden ſie endlich mit dem Aufbrechen fertig. Sie kamen auf den Wagen und ſo weit geht ja alles gut; auf einmal aber biegt unſer Freund von der Landſtraße ab und fährt mit ihnen dahin über Feld und Haide, ſo ſchnell die Pferde nur ſpringen können. Der Wagen wird von der einen Seite nach der anderen geſchleudert. Endlich findet es der Roßkamm zu bunt und er ruft, daß er herab will. Da er abgeſtiegen iſt, peitſcht unſer gemeinſamer Freund wieder drein und jagt weiter, gerade auf einen großen Ginſterhügel los; da wird dem Frauenzimmer bange und es ſteigt ab, und nun geht es den Hügel hinauf, und abwärts dann ſo ſauſend wild, daß der Wagen nur durch ein Mirakel

nicht vor den Pferden herabkam. Beim Hinauffahren jedoch hatte Per ſich vom Wagen herabgeſtohlen, und zum Dank für die Fahrt ſandte er ſein großes Taſchenmeſſer dem Kutſcher nach dem Kopf.“

„Der arme Menſch! aber das mit dem Frauenzimmer iſt dennoch häßlich.“

„Abſcheulich, gnädige Frau, entſchieden abſcheulich. Meinen Sie wirklich, Herr Rönholt, daß dieſe Darſtellung den Menſchen in ein beſſeres Licht ſtellen kann?“

„Nein, aber in ein ſichreres; Sie wiſſen, im Dunkeln hält man die Dinge leicht für größer als ſie ſind.“

„Kann man ſich etwas Ärgeres denken?“

„Wenn nicht, ſo iſt es eben das Ärgſte; doch Sie wiſſen, man ſoll von den Leuten nie das Ärgſte glauben.“

„Ja, Sie meinen eigentlich, daß es nicht ſo ſchlimm iſt mit dem Ganzen, daß etwas Geſundes daran iſt, etwas in eminentem Verſtand Plebejiſches, das Ihrem Hang für das Demokratiſche zuſagt.“

„Sehen Sie denn nicht, daß er ſich gegen ſeine Umgebungen recht ariſtokratiſch verhält?“

„Ariſtokratiſch! nein, das iſt doch wohl paradox. Wenn er nicht Demokrat iſt, ſo weiß ich wirklich nicht, was er iſt.“

„O, es giebt ja auch noch andere Begriffsbeſtimmungen.“

Weiße Traubenkirſchen, bläuliche Syringen, Rotdorn und ſtrahlender Goldregen blühten und dufteten vor dem Haus. Die Fenſter ſtanden offen und hatten die Perſiennen niedergerollt. Mogens lehnte ſich über die Brüſtung hinein; die Perſienne lag ihm auf dem Rücken. Es war wohlthuend für das Auge, nach all der Sommerſonne auf Wald und Waſſer und in der Luft in das gedämpfte weiche ruhige Licht der Stube zu ſehen. Eine hochgewachſene volle Dame ſtand drin, mit dem Rücken gegen das Fenſter, und ſteckte Blumen in eine große Vaſe. Ein ſchwarzer glänzender Ledergürtel ſammelte den Blouſenleib ihres blaßroten Morgenkleides hoch unter der Bruſt; auf dem Boden hinter ihr lag ein ſchneeweißer Friſiermantel; ihr reiches, ſehr blondes Haar hieng in einem hochroten Nachtnetz.

„Du biſt etwas blaß nach dem geſtrigen Gelage“, war das erſte, das Mogens ſagte.

„Guten Morgen,“ antwortete ſie und reichte ihm, ohne ſich umzudrehen, die Hand und die Blumen, die ſie darin hielt. Mogens nahm eine der Blumen. Laura wandte den Kopf halb nach ihm, öffnete die Hand ein wenig und ließ die Blumen in kleinen Partien zu Boden fallen. Darauf begann ſie wieder an der Vaſe zu hantieren.

„Krank?“ fragte Mogens.

„Müde.“

„Ich frühſtücke heute nicht bei Dir.“

„Nicht!“

„Wir können auch nicht mit einander zu Mittag eſſen.“

„Du willſt fiſchen?“

„Nein! — Lebe wol!“

„Wann kommſt Du wieder?“

„Ich komme nicht wieder.“

„Was ſoll das nun heißen?“ fragte ſie, richtete an ihrem Kleid, kam zum Fenſter und ſetzte ſich da auf den Stuhl.

„Ich bin Deiner ſatt. — Das iſt alles.“

„Nun biſt Du böſe; was iſt denn los? was hab ich denn gethan?“

„Nichts; aber da wir weder verheiratet ſind noch toll vor Liebe zu einander, kann ich nichts Merkwürdiges drin ſehen, daß ich meiner Wege gehe.“

„Biſt Du eiferſüchtig?“ fragte ſie ganz leiſe.

„Auf eine ſolche wie Dich? Unſer Herrgott bewahre meinen Verſtand!“

„Aber was ſoll das alles miteinander heißen?“

„Das ſoll heißen, daß ich Deiner Schönheit müde bin, daß ich Deine Stimme und Deine Bewegungen auswendig weiß und daß weder Deine Launen, noch Deine Dummheit, noch Deine Liſtigkeit mich mehr amüſieren können. Kannſt Du mir dann ſagen, warum ich noch bleiben ſollte?“

Laura weinte: „Mogens, Mogens, wie kannſt Du das nur über das Herz bringen? was ſoll ich, was ſoll ich, ſoll ich, ſoll ich machen! Nur heute bleib, nur heute, Mogens, Du darfſt nicht von mir gehen.“

„Ach, das iſt ja Lüge, Laura; Du glaubſt das doch ſelber nicht; es iſt gar nicht, weil Du Dir ſo ſchrecklich viel aus mir machſt, daß Du betrübt biſt;

es iſt nur ein bischen Verblüfftheit über die Veränderung; Du biſt nur ängſtlich wegen des klein wenig Störung in Deinen täglichen Gewohnheiten. Ich kenne das ja ſo gut; Du biſt nicht die Erſte, deren ich müde geworden."

„O bleib nur heute bei mir, ſo will ich Dich nicht quälen auch nur ſo viel wie eine Stunde mehr zu bleiben."

„Ihr ſeid rechte Hunde, Ihr Frauenzimmer! Ihr habt keine Ehr' im Leibe; wenn man Euch mit dem Fuße wegſtößt, kommt Ihr wieder zurück gekrochen."

„Ja, ja, das thun wir; aber ſo bleib nur heute — wie? — bleibe!"

„Bleibe, bleibe! nein!"

„O, Du haſt mich nie geliebt, Mogens!"

„Nein."

„Doch, Du haſt; Du liebteſt mich den Tag, wo es ſo ſehr ſtürmte, o, den ſchönen Tag am Strande drunten, als wir im Schutz des Bootes ſaßen!"

„Verrücktes Ding!"

„Wäre ich nur ein ordentliches Mädchen, von guten Eltern und nicht ſo eine, wie ich bin, ſo bliebſt Du wohl bei mir, ſo brächteſt Du es nicht übers Herz, ſo hart zu ſein — und ich, die ich Dich ſo liebe!"

„Das ſollſt Du nicht."

„Nein; ich bin wie der Staub, auf den Du trittſt; mehr kümmerſt Du Dich um mich nicht. Nicht Ein gutes Wort, bloß harte Worte; Verachtung, das iſt gut genug für mich."

„Die Anderen ſind weder beſſer noch ſchlechter als Du. Lebe wohl, Laura!"

Er reichte ihr die Hand, aber ſie hielt die Hände auf den Rücken und jammerte: „nein, nein! nicht Lebewohl! nicht Lebewohl!“

Mogens hob die Perſienne, ging ein paar Schritte zurück und ließ ſie wieder vor dem Fenſter herabfallen. Laura beugte ſich hurtig darunter hervor und bat: „komm her zu mir! komm und reiche mir Deine Hand!“

„Nein!“

Als er ein Stück weit gekommen war, rief ſie klagend: „Lebe wohl, Mogens!“

Er wandte ſich mit leichtem Gruß nach dem Haus um. Dann ging er vorwärts: „und das Mädchen glaubt noch an Liebe! — nein; ſie thut's eben nicht!“

Draußen vom Meer zog der Abendwind über das Land herein und der Strandhafer ſchwang ſeine bleichen Ähren und hob die ſpitzen Blätter ein wenig; das Schilfröhricht wiegte ſich hin und her, der Klitterſee dunkelte in tauſend feinen Furchen und die Blätter der Waſſerlilie zerrten unruhig an ihren Stielen. Dann begann der Ginſter mit ſeinen dunklen Spitzen zu ſchlagen und die Sauerampferſtiele ſchlotterten auf dem Sandboden haltlos umher. Landeinwärts! Die Hafergarben duckten ſich, der junge Klee bebte auf den Stoppelfeldern und der Weizen wurde in ſchweren Wogen hoch und niedrig, die Dächer ächzten, die Mühle knarrte, die Flügel

ſchwangen ſich herum, der Rauch ſchlug in den Schornſteinen zurück und die Glasſcheiben betauten ſich.

Es ſauſte in den Dachluken, in den Pappeln des Herrenhofs und pfiff im zerblaſenen Geſtrüpp der Bredberger-Grünhöhe. Mogens lag droben und ſah über die finſtre Erde hinaus. Der Mond erhielt erſt gerade Glanz, die Nebel trieben unten auf dem Anger. Es war ſo traurig, das ganze Leben, leer dahinter, dunkel vorn. Jedoch ſo war einmal das Leben. Die herumgingen und glücklich waren, die waren zugleich blind. Er hatte vom Unglück ſehen gelernt; Alles war ungerecht und lügneriſch, die ganze Erde eine einzige rollende Lüge; Treue, Freundſchaft, Barmherzigkeit, Lüge war es, Lüge jeder Zoll; allein das, was man Liebe nannte, war doch das Hohlſte alles Hohlen; Luſt war es, flammende Luſt, gloſende Luſt, aber Luſt und niemals etwas Anderes. Wozu mußte er das wiſſen? warum hatte er nicht im Glauben an alle dieſe feuervergoldeten Lügen beharren dürfen! weshalb ſollte er ſehen und die Anderen blind ſein? er hatte ein Recht auf Blindheit, er hatte an Alles geglaubt, woran ſich glauben läßt.

Die Lichter unten im Dorf wurden angezündet.

Da drunten war Daheim an Daheim. Mein Daheim! mein Daheim und mein Kinderglaube an alles Schöne in der Welt! — Und wenn ſie nun Recht hatten, alle die Anderen! wenn die ganze Welt voll war von klopfenden Herzen und die Himmel voll von einem liebenden Gott! Aber warum weiß ich dann nicht das, warum weiß ich etwas Andres? und ich weiß etwas Andres, ſo Schneidendes, Bitteres, Wahres ...

Er erhob ſich; Feld und Wieſe lagen in vollem Mondenſchein vor ihm. Er ging hinab gegen das Dorf zu, den Pfad entlang am Herrſchaftsgarten, ging und ſah über den Steinwall hinüber. Drinnen im Garten, auf einer Raſenfläche ſtand eine Silberpappel; das Mondlicht fiel ſcharf auf die zitternden Blätter; bald wendeten ſie die dunkle Seite hinauf, bald die weiße. Mogens legte die Ellbogen auf den Wall und ſtarrte in den Baum hinauf, der ausſah, als rieſelten die Blätter über die Zweige. Er glaubte den Laut zu hören, den das Laub hervorbrachte. Plötzlich erklang in der Nähe mit einer herrlichen Frauenſtimme:

„Du Blume im Tau,
Du Blume im Tau,
Flüſtre vom Traum mir, dem deinen.
Ziehet durch ihn die gleiche Luft,
Die gleiche ſeltſame Elfenlandsluft
Wie durch meinen?
Und flüſtert, ſeufzet und klaget drin nicht
Aus ſterbendem Duft, aus ſchlummerndem Licht,
Aus erwachendem Klang und aus ſprießendem Sang:
In Sehnſucht,
In Sehnſucht leb' ich!?“

Dann kam wieder die Stille. Mogens holte tiefen Atem und lauſchte geſpannt: kein Geſang; oben im Herrenhof ging eine Thür. Nun hörte er deutlich den Laut von den Blättern der Silberpappel. Er beugte das Haupt auf ſeine Arme und weinte.

Der nächſte Tag war einer von jenen, an welchen der Nachſommer ſo reich iſt. Ein Tag mit friſchem kühlem Wind, mit vielen großen, hurtig eilenden Wolken, mit ewigem Lichtwerden und Finſterwerden,

je nachdem die Wolken an der Sonne vorbeitrieben. Mogens war nach dem Kirchhof gegangen; der Herrschaftsgarten stieß an ihn. Es sah dort oben ziemlich kahl aus; das Gras war kürzlich gemäht, hinter einem alten viereckigen Eisengitter stand ein breiter niedriger Hollunder und bewegte seine Blätter; an einzelne Gräber waren Holzrahmen gelegt, die meisten aber waren bloß niedrige viereckige Hügel; einige von ihnen besaßen Blechstative mit Inschriften, andere hatten Holzkreuze, von denen sich die Bemalung abgeschält, andere Wachskränze; der größte Teil hatte gar nichts. Mogens suchte nach einer Stelle, die geschützt war; doch es schien auf allen Seiten der Kirche zu wehen. Er warf sich neben dem Erdwall nieder und zog ein Buch aus der Tasche; es wurde jedoch nichts aus dem Lesen; so oft eine Wolke über die Sonne ging, schien ihm, es werde zu kalt, und er dachte daran, sich zu erheben; allein dann kehrte das Licht zurück und bewog ihn liegen zu bleiben. Ein junges Mädchen kam langsam gegangen, ein Windspiel und ein Hühnerhund liefen spielend vor ihr her. Sie blieb stehen und schien sich setzen zu wollen, jedoch als sie Mogens gewahr wurde, setzte sie ihren Weg quer über den Friedhof fort und ging beim Pförtchen hinaus. Mogens stand auf und sah ihr nach; sie ging drunten auf der Landstraße und die Hunde spielten immer noch. Dann begann Mogens die Inschriften auf einer der Grabstätten zu lesen; sie machte ihn lächeln. Mit einmal fiel ein Schatten auf das Grab und blieb liegen. Mogens blickte zur Seite. Da stand ein junger sonngebräunter Mann,

die eine Hand in der Jagdtaſche, in der anderen hielt er die Büchſe.

„Die iſt gar nicht ſo dumm,“ ſagte er und nickte gegen die Inſchrift.

„Nein,“ verſetzte Mogens und erhob ſich aus ſeiner gebückten Stellung.

„Sagen Sie mir,“ fuhr der Jägersmann fort und ſah ſich um, als ſuchte er etwas, „Sie ſind ſchon ein paar Tage hier und ich habe mich die ganze Zeit über Sie gewundert, bin aber nicht vor dieſem Moment in Ihre Nähe gekommen; Sie ſtreifen hier ja ſo allein herum; warum haben Sie nicht zu uns hinaufgeſchaut? und womit in aller Welt ſchlagen Sie die Zeit tot? denn Sie machen doch nicht Geſchäfte hier in der Gegend?“

„Nein; ich bin zu meinem eigenen Vergnügen hier.“

„Ja, davon giebt es hier freilich viel,“ rief der Fremde lachend aus; „gehen Sie nicht auf die Jagd? haben Sie nicht Luſt, mich zu begleiten? ich ſoll allerdings hinab ins Wirtshaus und mir Schrot holen, und während Sie ſich fertig machen, kann ich hinüber gehen und den Schmied ausſchelten. Nun, Sie gehen mit?“

„Ja, gerne.“

„Aber richtig — Thora! haben Sie nicht ein Mädchen geſehen?“ — er ſprang auf den Wall; „ja, da geht ſie; es iſt meine Couſine; ich kann ſie Ihnen nicht vorſtellen; aber kommen Sie, laſſen Sie uns ihr nachgehen; dann mögen Sie Richter ſein. Sie hätte mit den Hunden auf dem Friedhof ſein

ſollen und ich ſollte mit Büchſe und Taſche vorübergehen und weder rufen noch pfeifen, und wenn die Hunde dennoch mit mir gingen, ſo hätte ſie verloren. Nun wollen wir ſehen."

Bald darauf erreichten ſie die Dame; der Jäger ſchaute gerade aus, konnte ſich aber nicht enthalten zu lächeln; Mogens grüßte, als ſie vorübergingen. Die Hunde ſchauten erſtaunt dem Jäger nach und knurrten leiſe; dann ſchauten ſie zur Dame auf und bellten; ſie wollte ſie ſtreicheln, doch ſie gingen gleichgiltig von ihr weg und bellten dem Jäger nach; Schritt für Schritt gingen ſie weiter und weiter fort, ſahen verſtohlen nach ihr zurück und ſetzten auf einmal dem Jäger nach und wurden, als ſie ihn eingeholt, ganz unbändig im Hinaufſpringen an ihn und im Hin- und Herſchießen nach allen Seiten und wieder zurück.

„Verloren", rief er ihr zu; ſie nickte lächelnd, wandte ſich um und ging.

Die Jagd dauert bis ſpät am Nachmittag; Mogens und William kamen gut aus mit einander und Mogens mußte geloben, abends ins Herrenhaus hinaufzukommen; das that er auch und kam ſeither faſt jeden Tag hin, blieb jedoch, trotz aller gaſtfreundlichen Anerbietungen, im Gaſthaus wohnen.

Es wurde für Mogens eine bewegte Zeit. Anfangs erweckte Thora's Gegenwart alle ſchweren und traurigen Erinnerungen zum Leben; oft mußte er plötzlich mit Anderen zu ſprechen beginnen oder ſeiner Wege gehen, damit ſeine Bewegung ihn nicht völlig überwältige. Sie glich gar nicht Kamilla, aber doch ſah und hörte er bloß Kamilla. Thora war klein,

zart und fein, leicht im Lächeln, leicht in Thränen und leicht in Begeisterung; redete sie längere Zeit ernsthaft mit Einem, so war das nicht wie eine Näherung, eher als verlöre sie sich in sich selbst; erzählte oder entwickelte ihr jemand etwas, drückte ihr Gesicht, ihre ganze Gestalt das innigste Zutrauen und hie und da auch Erwartung aus. William und seine kleine Schwester behandelten sie nicht ganz als Kameraden, aber doch weitaus nicht als Fremde; der Onkel und die Tante, Knechte, Mägde und die Bauern der Gegend, alle machten sie ihr den Hof, allein ganz vorsichtig und nahezu ängstlich; — sie waren ihr gegenüber ungefähr wie der Wanderer im Wald, der neben sich einen dieser kleinen, niedlichen Singvogel bemerkt, — mit klaren klugen Augen, mit kurzen zierlichen Bewegungen; er freut sich so sehr über das kleine lebende Wesen, möchte sogern, daß es näher und näher komme, aber wagt nicht sich zu rühren, kaum Atem zu holen, damit es nicht bange werde und verschwinde.

Als Mogens dann Thora öfter und öfter sah, kamen die Erinnerungen seltener und seltener, und nun begann er sie zu sehen, wie sie war. Es wurde eine Zeit mit Frieden und Glück, wenn er bei ihr war, mit stiller Sehnsucht, stiller Wehmut, wenn er sie nicht sah. Später redete er mit ihr von Kamilla und seinem vorübergegangenen Leben, und es war nahezu Erstaunen, womit er auf sich selbst zurücksah, und manchesmal wurde es ihm fast unverständlich, daß es er sei, der all das Wunderliche, das er erzählte, gedacht, gefühlt und gethan habe.

Eines Abends ſtanden er und Thora auf einer Anhöhe im Garten und betrachteten den Sonnenuntergang. William und ſeine kleine Schweſter ſpielten rund um den Hügel Abfangen. Da gab es lichte, leichte Farben zu Tauſenden, ſtarke, ſtrahlende zu Hunderten. Mogens wandte ſich von ihnen ab und ſah die dunkle Geſtalt an ſeiner Seite an: wie unanſehnlich nahm ſie ſich doch aus gegen alle dieſe glühende Pracht; er ſeufzte und ſchaute wieder nach den farbenreichen Wolken. Es kam das gar nicht wie ein wirklicher Gedanke; fern und flüchtig kam's, war eine Sekunde und verſchwand; es war, als ſei es nur das Auge, das denke.

„Nun ſind die Trolle in der Grünhöhe froh, nun, da die Sonne ganz drunten iſt", ſagte Thora.

„So — o!"

„Ja! Wiſſen Sie denn nicht, daß die Trolle*) die Finſternis lieben?"

Mogens lächelte.

„Ja, Sie glauben nicht an Trolle; aber das ſollten Sie doch thun. Es iſt ſo herrlich, an alles insgeſamt zu glauben, an Hügelvolk und Elfenmädchen. Ich glaube auch an Meerfrauen und an das Hollunderweibchen, aber Niſſe? was ſoll man mit Niſſen

*) Die Trolle ſind die ſkandinaviſchen Berg- und Waldgeiſter, dumm und wild und zauberkundig und häßlich. Hügelvolk, Elfen, Meerfrauen, das Fliedermütterchen oder beſſer: Hollunderweibchen kennen wir ſchon aus nordiſchen Märchen. Die Niſſe gleichen unſeren Heinzelmännchen. Das Helpferd iſt ein Geſpenſt in Roßgeſtalt mit drei Beinen.

und Helpferden? Wenn ich das ſage, wird die alte Maren böſe; denn, ſagt ſie, es iſt nicht gottesfürchtig an das zu glauben, woran ich glaube, an dergleichen, das den Menſchen nichts angeht; aber Vorbedeutungen und Kirchengrime *), die ſind mit im Evangelium, ſagt ſie. Aber was ſagen Sie?"

„Ich? ja, ich weiß nicht — wie meinen Sie das eigentlich?"

„Sie lieben beſtimmt nicht die Natur?"

„O, im Gegenteil!"

„Ja, ich meine nicht die Natur, ſo wie man ſie von einer Ausſichtsbank oder Hügeln mit Treppen hinauf ſieht, wo ſie uns feierlich ſerviert wird, ſondern die Natur jeden Tag, allzeit. Lieben Sie derart die Natur?"

„Gerade ſo! an jedem Blatt, jedem Zweig, jedem Schein und jedem Schatten kann ich mich erfreuen. Es iſt kein Hügel ſo kahl, kein Torfgraben ſo vierkantig, keine Straße ſo langweilig, daß ich in einem Einzelmoment mich nicht drein verlieben kann."

„Aber welches Vergnügen können Sie von einem Baum oder einem Buſch haben, wenn Sie ſich nicht vorſtellen, daß ein lebendes Weſen drin wohnt, das die Blumen öffnet und ſchließt, und die Blätter glättet? Wenn Sie einen See anſchauen, einen tiefen und klaren See, haben Sie ihn nicht deshalb gern, weil Sie ſich denken, daß tief, tief da unten

*) Kirchegrime ſind nach Meinung des ſeeländiſchen Volkes eine Art guter Geiſter, Grime, die in Kirchen wohnen und ſie vor Frevel bewahren.

Weſen leben, die ihre Freuden und Schmerzen haben, ihr eigenes wunderliches Leben mit wunderlichen Wünſchen, und was iſt denn zum Beiſpiel Hübſches am Bredberger Grünhügel, wenn Sie ſich nicht vorſtellen, daß es drinnen wimmelt und ſummt vor kleinen, kleinen Geſtalten, die ſeufzen, wenn die Sonne aufgeht, doch mit ihren ſchönen Schätzchen zu tanzen und zu ſpielen anfangen, wenn der Abend kommt?"

„Wie das ſeltſam ſchön iſt! und das ſehen Sie?"

„Und Sie?"

„Ja, erklären kann ich es nicht; aber es liegt an der Farbe, an der Bewegung und an der Form, die es hat, und dann am Leben, das darin iſt, den Säften, die in Bäumen und Blumen aufſteigen, an Sonne und Regen, die ſie wachſen machen, und dem Sand, der zu Hügeln zuſammenweht, und den Wolkenbrüchen, die die Abhänge furchen und zerreißen, — ach! man kann es gar nicht verſtehen, wenn ich es erklären ſoll."

„Und das iſt genug für Sie?"

„O, es iſt manchesmal zu viel! — allzuviel! Und wenn dann Form und Farbe und Bewegung ſo anmutvoll und leicht ſind, und dann hinter all dem eine ſeltſame Welt iſt, die lebt und jubelt und ſeufzt und ſich ſehnt und das Alles ſingen und ſagen kann, ſo fühlt man ſich ſo verlaſſen, wenn man dieſer Welt nicht nahe zu kommen vermag, und das Leben wird ſo matt und ſo ſchwer."

„Nein! nein! auf dieſe Art dürfen Sie an Ihre Braut nicht denken."

„O, ich denke nicht an meine Braut."

William und die Schweſter kamen zu ihnen herauf und ſie gingen mit einander hinein.

Eines Morgens mehrere Tage ſpäter gingen Mogens und Thora im Garten ſpazieren. Mogens ſollte das Traubenhaus beſichtigen; dort war er noch nicht geweſen. Es war ein ziemlich langes, aber nicht ſehr hohes Treibhaus; die Sonne funkelte und ſpielte über deſſen Glasdach. Sie traten ein; die Luft war lau und feucht und hatte einen wunderlich dumpfen und würzigen Geruch, wie von friſcher Mullerde. Die ſchönen gebuchteten Blätter und die ſchweren bereiften Traubenbüſchel, von der Sonne durchſtrahlt, erleuchtet und beſchienen, verbreiteten ſich unter der Glasdecke in einer einzigen großen, grünen Seligkeit. Thora ſtand und ſah glücklich hinauf, Mogens war unruhig und ſtarrte hie und da betrübt auf ſie, manchmal hinauf in's Laub.

„Hören Sie", ſagte Thora, „nun glaube ich, ich beginne zu verſtehen, was Sie kürzlich auf der Anhöhe droben von Form und Farbe ſagten."

„Verſtehen Sie nicht mehr?" fragte Mogens leiſe und ernſt.

„Nein", flüſterte ſie, ſah ihn hurtig an, ſenkte den Blick und errötete, „damals nicht."

„Damals!" wiederholte Mogens ſanft und kniete vor ihr nieder: „aber jetzt Thora?"

Sie beugte ſich zu ihm, reichte ihm die eine Hand und hielt die andere vor die Augen und weinte.

Mogens drückte die Hand gegen seine Brust, während er aufstand; sie hob den Kopf und er küßte sie auf die Stirn. Sie schaute mit strahlenden feuchten Augen zu ihm auf, lächelte und flüsterte: „Gott sei Dank!"

Mogens blieb noch eine Woche; die Verabredung war, daß die Hochzeit um die Mittsommerszeit stattfinden sollte. Dann reiste er ab und es kam der Winter mit dunklen Tagen, langen Nächten und einem Schneegestöber von Briefen.

Licht in allen Fenstern des Herrnhofs, Laub und Blumen über allen Pforten, geschmückte Freunde und Bekannte in dichtem Gewimmel auf der großen Steintreppe, die allesamt hinaus in die Dämmerung starrten — Mogens war mit seiner Frau fortgefahren.

Der Wagen rumpelte und rumpelte, die geschlossenen Fenster klirrten, Thora saß und schaute bei dem einen hinaus, — auf den Straßengraben, auf den Schmiedehügel, wo im Frühling Primeln wuchsen, auf Bertel Nielsens große Hollunderbüsche, auf die Mühle und des Müllers Gänse, auf die Daluner Niederung, in die sie und William vor gar nicht vielen Jahren im Schlitten hinabgefahren, auf die Daluner Wiesen, auf der Pferde lange, unwahrscheinliche Schatten, die über die Schotterhaufen, die Torflöcher, die Roggenfelder jagten. Sie saß und weinte ganz still für sich; manchesmal, wenn sie den Tau von den Fenstern wischte, schaute sie

Mogens verſtohlen an. Er ſaß vornübergebeugt, der Reiſemantel hing offen um ihn, der Hut lag und wiegte ſich auf dem Vorderſitz, die Hände hielt er vor dem Geſicht. An was alles er dachte! Das war für ihn ein ſeltſamer Tag geweſen und der Abſchied hatte ihm faſt gänzlich den Mut genommen. Da hatte ſie all ihren Verwandten und Freunden Lebewohl ſagen müſſen, Lebewohl einer ganzen Ewigkeit von Stätten, wo Erinnerungen und Andenken übereinander lagen, bis zum Himmel hinan, und das, um mit ihm zu reiſen. Und er war der ſichere Mann, in deſſen Gewalt man ſich geben durfte, er, mit ſeiner Vorzeit voll Ausſchweifung und Roheit. Es war gar nicht ſo ſicher, ob es nur Vorzeit geweſen; wohl war er verändert und hatte Mühe zu verſtehen, was er ſelbſt geweſen war; man lief aber niemals ſich ſelbſt völlig davon; es war gewiß noch alles da, und ſo hatte er dies unſchuldige Kind zu bewachen und zu bewahren erhalten! Gottlob, er hatte ſich ja ſelbſt bis über den Kopf in den Schmutz niedergezogen; es würde ihm ſchon gelingen, ſie mit hinabzubekommen. Nein! — nein, ſie ſollte nicht — nein; ſie ſollte ihr lichtes leichtes Mädchenleben trotz ſeiner weiter leben dürfen. Und der Wagen rumpelte und rumpelte; die Dunkelheit war eingefallen, hie und da bemerkte man durch die ganz betauten Scheiben die Lichter in den Höfen und Häuſern, an denen ſie vorüberfuhren. Thora ſchlummerte. Gegen Morgen kamen ſie zu ihrem neuen Heim, einem Herrenhof, den Mogens gekauft hatte. Die Pferde dampften in der kalten Frühluft, die Sperlinge zwitſcherten in

den großen Lindenbäumen des Hofraums und der Rauch ſchlängelte ſich langſam aus den Schornſteinen. Thora beſah das alles lächelnd und vergnügt, nachdem Mogens ihr aus dem Wagen geholfen; allein es half nichts, ſie war nun einmal ſchläfrig und zu müde, um es verbergen zu können. Mogens begleitete ſie nach ihrem Zimmer und ging ſelbſt in den Garten hinaus, ſetzte ſich auf eine Bank und glaubte, er ſehe den Sonnenaufgang an, aber er nickte zu ſtark, um ſich den Glauben aufrecht zu halten. Jedoch um Mittagszeit, da trafen er und Thora ſich wieder, fröhlich und friſch, und da gab es ein Herumführen und ein Inerſtaunenfallen, und es wurden Beratungen gepflogen und Beſtimmungen getroffen, und es wurden die thörichteſten Vorſchläge gemacht, die einſtimmig für praktiſch erklärt wurden; und wie ſich Thora anſtrengte, klug und voll Intereſſe auszuſehen, als man ihr die Kühe zeigte, und wie es ſchwer hielt, nicht gar zu unpraktiſch vergnügt zu ſein über das kleine zottige Hundejunge; und Mogens, wie redete er nicht von Drainirung und Kornpreiſen, während er ſtand nnd nachſann, wie Thora mit rotem Feldmohn in den Haaren ausſehen würde.

Und dann abends, als ſie in ihrer Gartenſtube ſaßen und der Mond ſo getreulich die Fenſter auf dem Boden abzeichnete, was für eine Komödie war das nicht mit ihm, der ihr ernſtlich vorſtellte, ſie ſolle nun zur Ruhe gehen, wirklich zur Ruhe gehen, denn ſie müſſe ja müde ſein, während er unausgeſetzt ihre Hand in ſeiner hielt, und mit ihr, die darauf erklärte, er ſei abſcheulich und wolle ſie nur

los ſein, daß er bereue, ſich eine Frau angeheiratet zu haben, und dann kam natürlich eine Verſöhnung, und hierauf lachten ſie, und ſo wurde es ſehr viel Uhr. Endlich ging da Thora in ihr Zimmer, Morgens aber blieb in der Gartenſtube ſitzen, ganz unglücklich darüber, daß ſie gegangen, und da machte er ſich ſchwarze Phantaſiebilder, daß ſie nun tot und fort ſei, und er ſaß hier ganz allein in der Welt und weinte über ſie, und da weinte er wirklich; dann wurde er jedoch böſe auf ſich, ſtolzierte im Zimmer hin und her und wollte vernünftig ſein. Es gab eine Liebe, rein und edel, ohne alle grobe, irdiſche Leidenſchaftlichkeit, ja, die gab es, und gab es keine, ſo ſollte eine kommen; ja; Leidenſchaft zerſtörte Alles, und ſie war ſo häßlich, ſo tieriſch; wie er all das in der Menſchennatur haßte, das nicht zart und rein und leicht und fein war! Ihn hatte jenes Häßliche und Starke unterjocht, gedrückt, geplagt; es war in ſeinen Augen und Ohren gelegen; es hatte alle ſeine Gedanken verpeſtet. Er ging in ſein Gemach. Er wollte leſen und nahm ein Buch; er las, jedoch er ahnte nicht, was; — es konnte ihr doch nicht am Ende etwas geſchehen ſein? Er wurde dennoch ängſtlich; es konnte doch ſein; — nein, er vermochte das nicht auszuhalten; er ſchlich ſich leiſe an ihre Thür; nein; da war es ſo ſtill und ſo friedlich; — wenn er genau hinhorchte, ſchien es ihm, als könne er ihr Atmen hören; — wie ſein Herz pochte; ihm ſchien, als höre er das Pochen mit. Er kehrte in ſein Zimmer und zu ſeinem Buch zurück. Er ſchloß die Augen: wie er ſie deutlich ſah! er konnte

ihre Stimme hören; ſie beugte ſich zu ihm und flüſterte; — wie er ſie liebte, ſie liebte, ſie liebte! Es ſang in ihm; es war, als kämen die Gedanken in Rhythmen, und ſo deutlich konnte er alles ſehen, woran er dachte! Stille, ſtille lag ſie nun und ſchlief, den Arm unter dem Nacken, das Haar gelöſt, das Haar gelöſt; das Auge war geſchloſſen; ſie atmete ſo leicht, — die Luft bebte drinnen, ſie war rot wie vom Widerſchein von Roſen; — wie ein klotziger Faun, der den Tanz der Nymphen nachahmt, gab die Decke in plumpen Falten ihre feine Geſtalt wieder — — nein, nein! er wollte an ſie nicht denken, nicht ſo an ſie denken, um alles in der Welt nicht, nein; und da kam es dennoch Alles wieder; es war nicht fort zu halten, aber es ſollte fort, fort! Und es kam und ging, kam und ging, bis der Schlaf kam und die Nacht ging.

Als am Abend des nächſten Tages die Sonne untergegangen war, ſpazierten ſie miteinander im Garten herum. Arm in Arm gingen ſie langſam und ganz ſtumm den einen Weg hinauf, den anderen hinab, aus Reſedenduft heraus, durch Roſenduft, hinauf in den Duft der Jasmine; einzelne Nachtſchwärmer flogen an ihnen ſchwirrend vorbei, die Wachtel ſchlug im Kornfeld draußen; ſonſt kam faſt aller Laut von Thora's Seidenkleid.

„Wie wir doch ſchweigen können!“ rief Thora.

„Und wie wir gehen können!“ ſetzte Mogens fort; „wir haben nun ſicher eine Meile gemacht“.

So gingen ſie noch eine Zeit lang und ſchwiegen.

„An was denkſt Du?“ fragte ſie,

„Ich denke an mich ſelbſt“.

„Das gerade thu' ich auch“.

„Denkſt auch Du an Dich ſelbſt?“

„Nein, an Dich ſelbſt, — Dich, Mogens.“

Er zog ſie näher an ſich. Sie gingen nach der Gartenſtube; die Thür ſtand offen; es war drinnen ſehr hell und der Tiſch mit dem ſchneeweißen Tuch, die Silberſchüſſel mit dunkelroten Erdbeeren, die ſtrahlende Silberkanne und die Armleuchter machten einen ganz feſtlichen Eindruck.

„Es iſt wie ein Märchen, wo Hans und Grethe im Walde draußen zum Kuchenhaus kommen“, ſagte Thora.

„Willſt Du hinein?“

„Du vergißt wohl, daß eine Hexe drin iſt, die uns unglückliche kleine Kinder braten und aufeſſen will. Nein, es iſt viel beſſer, wir widerſtehen den Zuckerfenſtern und dem Pfannkuchendach, und nehmen einander bei der Hand und gehen hinaus in den ſchwarzen, ſchwarzen Wald.“

Sie gingen von der Gartenſtube weg. Thora lehnte ſich dicht an Mogens und fuhr fort; „Es kann auch der Palaſt des Großtürken ſein, und Du biſt der Araber draußen von der Wüſte, der mich entführen will, und die Wache iſt hinter uns her, es blinken die krummen Säbel und wir laufen und laufen; jedoch ſie haben Dein Pferd genommen, und ſo ſchleppen ſie uns mit und ſtecken uns in einen großen Sack, und da ſitzen wir beiſammen und werden im Meer ertränkt. — Laß mich ſehen, was kann es noch ſein . . . ?“

„Warum darf es nicht ſein, was es iſt?“

„O, es darf ſchon, jedoch es iſt zu wenig . . . wenn Du wüßteſt, wie ich Dich liebe; aber ich bin ſo unglücklich — ich weiß nicht, was es iſt — wir ſind ſo weit von einander — nein —“

Sie ſchlang die Arme um ſeinen Hals und küßte ihn heftig und drückte ihre brennende Wange an ſeine: „Ich begreife es nicht, aber manchmal bin ich nah daran zu wünſchen, Du ſchlügeſt mich — ich weiß, es iſt kindiſch und ich bin ja ſo glücklich, ſo glücklich; aber ich bin dennoch ſo unglücklich“.

Sie legte den Kopf an ſeine Bruſt und weinte, und dann begann ſie, während noch die Thränen floßen, zu ſingen, erſt ganz leiſe, jedoch dann lauter und lauter:

„In Sehnſucht,
In Sehnſucht leb' ich!“

„Meine liebe kleine Frau!“ und er hob ſie auf ſeinen Arm und trug ſie hinein.

Am Morgen ſtand er bei ihrem Bett. Das Licht kam ruhig und gedämpft durch die herabgerollten Gardinen, und alle Linien drinnen machte es ſanft, alle Farben friedlich und geſättigt. Es war Mogens, als ſtiege und ſänke, mit ihrer Bruſt, die Luft in ſtillen Wogenzügen. Ihr Haupt ruhte etwas ſchräg auf dem Kiſſen, das Haar legte ſich über die weiße Schläfe, die eine Wange war röter als die andere, hie und da zitterte es leiſe in den ruhig gewölbten Augenlidern und des Mundes Linien ſchaukelten unmerklich zwiſchen unbewußtem Ernſt und ſchlummerndem Lächeln hin und her. Mogens ſtand lang und ſah

ſie an, glücklich und ruhig; der letzte Schatten ſeiner Vorzeit war verſchwunden. Dann ſchlich er leiſe hinaus und ſetzte ſich ins Wohngemach und wartete ſtill auf ſie. Er war eine Weile geſeſſen, als er ihren Kopf auf ſeiner Schulter und ihre Wange an ſeiner fühlte.

Sie gingen mit einander in den friſchen Morgen hinaus. Das Sonnenlicht jubelte über die Erde hin, es funkelte der Tau, frühzeitig wache Blumen ſtrahlten, die Lerche zwitſcherte hoch unter dem Himmel, die Schwalben jagten durch die Luft. Er und ſie gingen über den grünen Anger nach der Niederung mit dem gilbenden Roggen; ſie folgten dem Pfad, der hindurch lief; Thora ging voran und ſah über die Schulter nach Mogens zurück, und ſie ſprachen und lachten. Je weiter ſie den Hügel abwärts kamen, deſto mehr vom Korn kam dazwiſchen; bald konnte man ſie gar nicht mehr ſehen.

Ein Schuß in den Nebel

1875

Die kleine grüne Stube auf Staveder war augenſcheinlich von allem darauf eingerichtet, als Durchgang zu der übrigen Flucht von Zimmern zu dienen. Jedenfalls luden die Stühle mit niedrigen Lehnen, die längs der perlfarbigen Paneelen aufgeſtellt waren, nicht zu längerem Aufenthalt ein. Inmitten der Wand ſaß ein Hirſchgeweih und krönte einen lichten Fleck, deſſen Form deutlich angab, daß ein ovaler Spiegel hier einmal ſeinen Platz gehabt. Eine von den Zacken trug einen breitgeränderten Damenſtrohhut mit langen ſeladongrünen Bändern. In der Ecke rechts ſtand eine Vogelflinte und eine durſtige Calla, in der anderen ein Bündel Angelruten und in eine der Schnüre waren ein Paar Handſchuhe geknüpft. Mitten in der Stube befand ſich ein kleiner runder Tiſch mit vergoldetem Fuß; ein großer Strauß von Farrenkräutern lag auf der ſchwarzen Marmorplatte.

Es war ſpät am Vormittag. In einer großen und goldenen Maſſe zog das Sonnenlicht durch eine der oberen Scheiben und fiel mitten auf die Farren herab; einige davon waren üppig grün, die meiſten waren welk, nicht trocken und verſchrumpft, doch das Grüne war einer Unendlichkeit von gelben und braunen Schattierungen vom zarteſten Weißgelb bis zum kräftigſten Rotbraun gewichen.

Am Fenſter ſaß ein Mann von etwa fünfundzwanzig Jahren und ſtarrte auf die luſtigen Farben hin. Die Thür hinein zum Nachbarzimmer ſtand offen und am Klaviere drinnen ſaß eine hochgewachſene junge Dame und ſpielte. Das Klavier ſtand nahe dem offenen Fenſter und die Brüſtung war ſo niedrig, daß ſie hinausſchauen konnte auf den Raſenplatz und auf den Weg, wo ein junger Mann in recht ſehr elegantem Reitkoſtüm beſchäftigt war, einen Schimmel zuzureiten. Der Reiter war ihr Bräutigam; Niels Bryde hieß er; ſie war des Hauſes Tochter. Der Schimmel drunten war der ihrige, und es war ein Vetter von ihr, der draußen im Vorgemache ſaß, ein Sohn ihres Vaterbruders, des Gutsbeſitzers Lind zu Begtrup, der arm und verſchuldet geſtorben war und von dem man zu Lebzeiten nicht ein gutes Wort geſprochen hatte, was er auch wirklich nicht verdiente. Seines Sohnes Henning hatte der Lind von Stavnede ſich angenommen und ihn auf eigene Koſten erzogen, doch nur ſo halbwegs; denn ungeachtet Henning gut begabt war und viel Luſt zu den Büchern hatte, wurde er doch aus der Lateinſchule genommen, ſobald er konfirmiert war, und kam nach Stavnede, um die

Landwirtſchaft zu lernen. Nun war er eine Art von Verwalter auf dem Hofe, doch hatte er keine rechte Autorität, da der alte Lind ſich nicht enthalten konnte, überall mit dreinzureden.

Seine Stellung war im ganzen ſehr unbehaglich. Der Hof befand ſich in ſchlechtem Zuſtande und es konnte nichts geſchehen, ihn zu verbeſſern, da es an Kapitalien fehlte. Es ließ ſich gar nicht davon reden, Schritt zu halten, — nicht mit der Zeit, aber nicht einmal mit den Nachbarn. Alles mußte gehen, wie es Gott weiß wie lange gegangen war: ſo viel wie möglich für ſo wenig wie möglich. In ſchlechten Jahren mußten ſie daher auch Grundſtücke veräußern, um doch bares Geld zu ſehen.

Es war im ganzen eine recht traurige Wirtſchaft für einen jungen Mann, der Zeit und Kräfte dran ſetzen ſollte; dazu kam, daß der alte Lind ſehr hitzig und ſchlecht umgänglich war, und da er Henning die erwähnten Wohlthaten erwieſen, meinte er nicht, ihm irgendwelche Rückſicht ſchuldig zu ſein. So ſcheute er ſich nicht, wenn er heftig wurde, dieſen hören zu laſſen, was für ein verhungerter Junge er geweſen, als der Oheim ſich ſeiner angenommen, und wurde er richtig böſe, ging er ſogar ſo weit, daß er mit ſicherlich ganz wahren, aber auch höchſt ſchonungsloſen Hindeutungen auf des Vaters Thun und Laſſen kam.

Ein unverheirateter Onkel unten im Schleswigſchen, der einen ausgebreiteten Holzhandel trieb, hatte mehrmals verſucht, Henning zu ſich hinab zu locken, und dieſer wäre auch ſchon vor langer Zeit

dem Daſein auf Stavnede entlaufen, wenn er nicht in die Tochter ſo verliebt geweſen, daß er ſich die Möglichkeit gar nicht denken konnte, anderswo als wie ſie zu leben. Es war jedoch keine glückliche Liebe. Agathe konnte ihn gut leiden, ſie hatten als Kinder mit einander geſpielt und genau genommen auch als Erwachſene; jedoch als er eines Tages — es war nun ein Jahr her — ſich ihr erklärt hatte, war ſie ebenſo böſe wie erſtaunt geweſen und hatte ihm geſagt, ſie ſehe das als unbeſonnenen Scherz an und hoffe, er werde keinen Anlaß geben, es als einen fixen Wahnſinn zu betrachten, indem er noch öfters dergleichen andeute.

Die Sache war nämlich die, daß die herabwürdigende Behandlung, der ſie ihn beſtändig ausgeſetzt ſah und die er duldete, allerdings wohl mit Rückſicht auf ſeine Liebe zu ihr, ihn wirklich in ihren Augen herabgeſetzt hatte, ſo daß ſie ihn als zu einer anderen und niedrigeren Kaſte gehörig anſah als die eigene war, — nicht niedriger im Range oder nur, weil er arm war, jedoch niedriger im Fühlen, niedriger im Ehrbegriff.

Dann kam einige Zeit darauf die Verlobung mit Bryde.

Was hatte Henning nicht in dem Vierteljahr ſeither gelitten! und doch blieb er; er konnte den Gedanken nicht fahren laſſen, ſie zu gewinnen; er hoffte, es würde eins oder das andere geſchehen, ja, er hoffte eigentlich kaum; er phantaſierte von merkwürdigen Begebenheiten, die eintreffen würden und der Verbindung ein Ende machen; jedoch er erwartete

nicht, daß ſeine Phantaſien Wirklichkeit wurden; er brauchte ſie nur als Vorwand, um zu bleiben.

„Agathe!“ rief der Reiter draußen und hielt ſein Pferd vor dem offenen Fenſter an, „Du ſiehſt uns ja gar nicht zu, und nun machen wir doch unſere Sachen ſo nett.“

Agathe drehte den Kopf nach dem Fenſter hin, nickte ihm zu und ſagte, indem ſie weiter ſpielte: „Gewiß ſehe ich euch zu; ihr wäret ja drüben beim Schneeballſtrauch nahezu gefallen;“ und ſie machte ein paar geſchwinde Läufe hoch oben im Diskant.

„Nun vorwärts! — Hopp!“ und ſie ging in eine lärmende Galopade über.

Jedoch der Reiter hielt immer noch an.

„Nun?“

„Sag mir, wirſt Du den ganzen Vormittag am Klavier ſitzen bleiben?“

„Ja!“

„Ja, dann denk ich, wir verſuchen es — wir können doch wohl nach Hageſtedsgaard hinüber reiten und bis Mittag zurück ſein?“

„Ja, wenn ihr euch beeilt. Lebe wohl, dicke Bläß, lebe wohl, Niels.“

So ritt er denn; ſie ſchloß das Fenſter und ſpielte weiter, aber hörte bald auf; — es war doch viel unterhaltender zu ſpielen, wenn er draußen ritt und ungeduldig war.

Henning ſaß und ſchaute dem Fortreitenden nach. Wie er dieſen Menſchen haßte; wäre bloß er nicht geweſen ... und ſie paßten gar nicht für einander; käme doch nur ein kleiner Knoten in den Faden,

daß ſie ſich recht vor einander zeigen müßten, wie ſie wirklich waren . . .

Agathe kam in die grüne Stube, ſummte das Motiv der Nocturne, die ſie vorhin geſpielt, ging zum kleinen Tiſch und begann den Farrenſtrauß zu ordnen. Das Sonnenlicht fiel gerade auf ihre Hände; ſie waren groß und weiß, herrlich geformt. Henning wurde von dieſen ſchönen Händen immer hingeriſſen, und heute trug ſie noch ſehr weite Ärmel, ſo daß der runde Arm bis zum Ellbogen ſichtbar wurde; ſie waren ſo üppig, dieſe Hände, mit ihrer weichen Fülle, ihrer blendenden Weiße und ihren kräftigen Formen; und dann das feine wechſelnde Muskelſpiel, die anmutvollen Bewegungen — es war ſolch eine hübſche wellende Bewegung, wenn ſie über ihr Haar hinſtrichen. Wie hatte er nicht oft ſie bedauert, wenn ſie über die dummen Taſten ſpringen mußten und ſich ſtreckten; dazu paßten ſie gar nicht; ſie ſollten ſtill im Schoß eines ſchwarzen Seidenkleides ruhen, geſchmückt mit Ringen gleich nackten Haremsweibern.

Wie ſie da ſtand und mit den Farren hantierte, lag in ihrem Geſicht ein Ausdruck von gleichgiltigem Glück, der Henning reizte. Warum ſollte für ſie das Leben ſo licht und leicht ſein, die ihm jeden Schimmer von Licht geraubt? Wenn er ſie aus dieſer lichten Ruh aufſchreckte, wenn er einen kleinen Schatten über ihren Weg hinjagte! Sie hatte ſeine Liebe vor ihre Füße in den Staub geſchleudert und war darüber hinweggeſchritten, als wär es ein lebloſes Ding, als wäre es nicht eine Menſchenſeele, die ſich ſehn-

ſuchtsvoll und glückesſiech in dieſer Liebe wand und krümmte . . .

„Nun kann er bald in Borreby ſein,“ ſagte er und ſah beim Fenſter hinauf.

„Nein, er wollte nach Hageſtedsgaard,“ antwortete ſie.

„Nun ja, das andere iſt ja nicht ſehr aus dem Weg.“

„Was denn? es iſt ja gar nicht auf dem Weg.“

„Nein, das iſt es eigentlich auch gar nicht — kommt er immer noch gleich oft hin?“

„Wohin?“

„Nach Borreby natürlich, zum Forſtverwalter.“

„Das weiß ich wirklich nicht; aber wozu ſollte er hinkommen?“

„Ach, es iſt wohl nur ein leeres Gerede — Du weißt, ſie haben die hübſche Tochter.“

„Nun und —?“

„Ja, Herrgott! — alle Männer ſind doch nicht Mönche.“

„Erzählt man ſich denn etwas?“

„Ach was, man erzählt ſich doch von allen Leuten etwas, allein er könnte ſchon etwas vorſichtiger ſein.“

„Aber was erzählt man ſich denn? was ſagt man?“

„Nun, Rendez-vous und . . . das Gewöhnliche.“

„Du lügſt, Henning, das ſagt niemand; das Alles mit einander haſt Du erfunden.“

„Warum fragſt Du dann? — Welches Vergnügen ſollte es mir übrigens machen, herumzugehen und den Leuten zu erzählen, was für Glück er bei den Borrebyer Mädchen hat?“

Sie ließ die Farren ſtehen und ging zu ihm hin. „Daß Du ſo niedrig biſt, hätte ich nicht gedacht, Henning,“ ſagte ſie.

„Ja, Liebſte, ich kann ſo gut begreifen, daß Du aufgebracht wirſt; es muß für Dich auch verdrießlich ſein, daß er ſich nicht ſo weit Zügel anlegen kann — mindeſtens jetzt.“

„Pfui, Henning! es iſt niedrig und unwürdig von Dir; aber ich glaube Deinen Lügen nicht.“

„Ja, ich bin's ja gar nicht, der es ſagt,“ verſetzte er und ſah vor ſich hin nieder; „ich habe ſie nicht einander küſſen geſehen.“

Agathe beugte ſich zu ihm und ſchlug ihn verächtlich auf die Wange.

Er wurde blaß wie eine Leiche und ſah ſie an mit einem Blick, der halb der eines kranken Hundes und halb der eines gekränkten Mannes war. Agathe verbarg ihr Antlitz in ihren Händen und ging nach der offenen Thür. Dort ſtand ſie ein wenig und ſtützte ſich, als ſchwindelte ihr; dann ſah ſie ihn über die Schulter an und ſprach kalt und ruhig: „Henning, ich will Dir nur ſagen, ich bereue nicht, was ich gethan.“

Damit ging ſie.

Henning ſaß lange Zeit wie betäubt, dann wankte er in ſein Zimmer hinauf und warf ſich auf ſein Bett. Ihm ekelte vor ſich. Nun war alles vorbei — das Klügſte, was er thun konnte, war, ſich eine Kugel vor den Kopf ſchießen; leben — ſich durch das Daſein ſchleichen mit ſchielendem Blick wie ein getretener Hund? — Nein! — Sie hatte ihn durch ihren Schlag mit der Marke des Knechtes geſtempelt,

und ſie hatte recht gehabt; es war nichts Anderes zu thun gegen eine ſolche Niedrigkeit. Wie hatte er ſie nicht geliebt! — brennend — wahnwitzig; nicht wie ein Mann, ſondern wie ein Hund, — im Staub zu ihren Füßen, wie vor einem Götterbild. Sie ſtanden im Garten; ſie ſchnitt ihren Namen in einen Baum; der Wind ſpielte in ihrem Haar; er ſtahl ſich einen Kuß auf eine der flatternden Locken und war darauf Tage lang glücklich; nein, ſeine Liebe hatte niemals männlichen Mut oder kühne Hoffnung gehabt; er war ein Knecht in allem, in ſeiner Liebe, ſeiner Hoffnung, ſeinem Haß. — Warum hatte ſie ihm nicht geglaubt, was er erzählte, ſondern blind in Niels vertraut? Er hatte ſie noch nie belogen; es war die erſte niedrige Handlung, die er jemals begangen, und ſie hatte es gleich bemerkt! Es war, weil ſie ihm nie etwas Andres zugetraut, als was gemein und niedrig war. Sie hatte ihn nie verſtanden, und um ihretwillen hatte er dies lange kümmerliche Leben auf Stavnede ausgehalten, wo jeder Biſſen Brod, den er in den Mund geſteckt, ihm bitter geworden bei der Erinnerung, daß es ein Geſchenk war. Er konnte raſend werden bei dem Gedanken. Wie haßte er ſich wegen ſeiner verrückten Geduld, wegen ſeines demütigen Hoffens! Er hätte ſie ermorden können, für das, wozu ſie ihn gemacht, und er wollte ſich rächen; ſie ſollte ihm die langen Erniedrigungsjahre, die tauſend qualvollen Stunden bezahlen. Rache für ſeine verlorene Selbſtachtung, Rache für ſeine ſklaviſche Liebe und für den Schlag auf ſeine Wange.

So wiegte er ſich nun in Träumen von Rache wie vorher in Träumen von Liebe, und er erſchoß ſich nicht, er reiſte auch nicht ab.

Eines Morgens, zwei oder drei Tage ſpäter, ſtand Henning mit Büchſe und Jagdtaſche unten im Hof. Wie er daſtand, kam Niels Bryde geritten, gleichfalls zur Jagd ausgerüſtet, und obwohl ſie beide ſich ſehr wenig mochten, ſprachen ſie doch freundlich mit einander und thaten ſehr entzückt darüber, daß es ſich ſo glücklich traf und ſie die Partie mit einander machen konnten. Sie begleiteten einander hinab zur „Bude“, einem ziemlich großen, haidekrautbewachſenen, niedrigen und flachen Holm draußen nah der Fjordmündung. Die Bude wurde gegen den Herbſt ziemlich viel von Seehunden beſucht, die ſich auf den niedrigen Sandbänken, welche ſich vom Strande hinausſchoben, tummelten oder auf den groben Geröllſteinen ſchliefen, die auf der Lände rings umher lagen. Und dieſen Seehunden galt nun die Jagd. Als die Herren den Ort erreicht hatten, ging jeder ſeines Weges dem Waſſer entlang. Das graue neblige Wetter hatte viele Robben einwärts gelockt und die beiden hörten einander wiederholt ſchießen. Allmählich nahm der Nebel zu und um die Mittagszeit lag er ſo dick und dicht über Holm und Fjord, daß es nicht möglich war, Geſtein und Seehund auf zwanzig Schritte Abſtand zu unterſcheiden.

Henning ſetzte ſich unten an den Strand und

ſtarrte in den Nebel hinein. Es war ganz ſtill, nur ein ſanfter plätſchernder Laut vom Waſſer und eines einſamen Strandläufers ängſtliches Pfeifen tauchte hie und da einmal aus dem ſchweren drückenden Schweigen.

Er war all dieſer Gedanken müde, müde des Hoffens, müde des Harrens, krank vom Träumen. Ganz ſtille zu ſitzen und ſchläfrig vor ſich hinzuſtarren, ſich die Welt als etwas vorzuſtellen, das weit in der Ferne lag, als etwas, das überſtanden war; hier ganz ſtille zu ſitzen und die Stunden eine um die andere ſterben zu laſſen, das war Frieden, war nahezu Seligkeit. Da klang ein Lied durch den Nebel, jubelnd und kühn:

„Meine Braut führ ich heim, wenn es wiedrum mait,
Eine Roſenblüte im Lilienkleid,
Spielt, ihr Spielleute, ſpielt!
Auf den Hut ſteck der Wald dann ein Sträußelein Grün,
Und Blumen die Au an die Bruſt;
Der Vollmond ſoll trunken die Nacht durchziehn
Die Sonne tanz heiß ſich vor Luſt.
Der Kukuk ſoll rufen vom Glück uns, dem nah'n,
Die Finken uns pfeifen, die Droſſel uns ſchlah'n,
Doch die Sorge bleibe daheim!"

Es war Niels Bryde's klare Stimme. Henning ſprang auf; wie ein Blitz ſchlug der Haß in ihm ein, ſein Auge brannte, er lachte heiſer, dann riß er die Büchſe an die Wange,

„Doch die Sorge bleibe daheim"

klang es wieder; er zielte nach dem Ton in den Nebel, die letzten Worte ſtarben im Knall — dann war alles ſtill wie vorher.

Henning mußte ſich auf die rauchende Büchſe ſtützen; er hielt den Atem an, um zu horchen — nein, Gott ſei Dank! das war nur das Plätſchern des Waſſers und der ferne Schrei aufgeſchreckter Möven. — Doch! es jammerte dort drinnen im Nebel. Er warf ſich zu Boden, drückte das Antlitz ins Haidekraut und hielt ſich die Ohren zu. Deutlich ſah er das verzogene Geſicht, die krampfhaften Zuckungen der Glieder und das rote Blut, das unſtillbar aus der Bruſt hervorquoll, Strom auf Strom, durch jeden Herzſchlag hervorgetrieben, auf die braunen Ginſterſpitzen niederfallen, über Äſte und Stamm herunterrieſeln und dann zwiſchen den ſchwarzen Wurzeln verſickern.

Er hob den Kopf und lauſchte: es jammerte immer noch, doch er wagte nicht, dorthin zu gehen, nein, nein! er riß mit den Zähnen am Haidekraut, er grub mit den Händen im loſen Boden, wie um ein Verſteck zu ſuchen, wälzte ſich wie ein Wahnwitziger hin und wieder; aber noch war es nicht vorbei da drinnen; immer noch hörte er es klagen.

Endlich ſchwieg es. Er lag eine Weile und horchte; dann kroch er langſam auf allen Vieren hinein in den Nebel. Es währte lange, ehe er etwas ſehen konnte; dann fand er ihn endlich am Fuß einer kleinen Erdbank. Er war ſteintot; der Schuß hatte ihn gerade in die Herzgrube getroffen.

Henning nahm die Leiche in ſeine Arme und trug ſie quer über die „Bude“ hinein in das Boot, mit dem ſie herübergekommen; dann nahm er die Ruder und fuhr nach dem Land. Vom Augenblick, da er

die Leiche geſehen, hatte ſich ſeine Bewegung gelegt, und eine ſtille dumpfe Wehmut war an ihre Stelle getreten. Er dachte an die Vergänglichkeit des Daſeins und wie er ſie zu Hauſe ſchonend vorbereiten ſollte.

Als er an Land gekommen war, ging er in einen Bauernhof, um ein Fahrzeug zu erhalten. Der Mann fragte, wie das Unglück geſchehen. Die Erzählung formte ſich auf Hennings Lippen ſo gut wie von ſelbſt: Bryde war draußen auf der Weſtſeite mit der Büchſe in der Hand über eine Bank gekrochen, der Hahn war offenbar auf Halb geſtanden, es mußte ſich etwas daran verfangen haben und die Büchſe ging los. Henning konnte am Schuß hören, daß ſie nah von einander waren und hatte Bryde gerufen; da er keine Antwort empfing, wurde er unruhig und ging nach dem Knall; er fand ihn gleich unter der Erdbank liegen; allein da war Bryde ſchon tot.

Henning erzählte das Ganze ruhig in einem gedämpften betrübten Ton und hatte gar keine Empfindung von Schuld, während er es erzählte; aber als ſie die Leiche auf den Wagen hinaufkriegten und ſie ins Stroh ſank, fiel der Kopf auf die Seite und ſtieß mit einem ſchwachen Bums an den Wagenkorb an: da fiel Henning nahezu in Ohnmacht und es war ihm ganz übel, während ſie mit der Leiche über Borup nach Hageſtedsgaard fuhren.

Sein erſter Gedanke, als er die Leiche abgeliefert hatte, war, ſeines Weges auf und davon zu gehen, und nur mit der größten Selbſtüberwindung zwang er ſich zu bleiben, bis das Begräbnis vorüber. In der Wartezeit war äußerlich eine fieberartige Unruhe

über ihm und etwas ſeltſam Aufgeſchrecktes in ſeinen Gedanken, ſo daß ſie nicht an etwas Beſtimmtem feſthalten konnten, ſondern von dem Einen zum Anderen flackerten. Dies ihr raſtloſes Wirbeln und Kreiſen, dem Einhalt zu thun ihm die Macht gebrach, war nahe daran, ihn verrückt zu machen, und wenn er allein war, begann er zu zählen oder er ſummte und ſchlug mit dem Fuß dazu Takt, um auf dieſe Art die Gedanken gleichſam einzufangen und nicht in ihrem fürchterlichen ermattenden Rundtanz mitgewirbelt zu werden.

Endlich kam das Begräbnis.

Den Tag darauf war Henning auf dem Weg zu ſeinem Oheim, dem Holzhändler, um ihn zu bitten, daß er ihm in ſeinem Geſchäft eine Anſtellung gebe. Er traf den Oheim in ſehr gedrückter Stimmung. Seine alte Haushälterin war nämlich vor Monatsfriſt geſtorben und ſeinen Werkführer hatte er in dieſen Tagen wegen Unredlichkeit verabſchieden müſſen. Henning war deshalb höchlich willkommen. Dieſer macht ſich nun eifrig mit dem Geſchäfte vertraut und nach Verlauf eines Jahres übernimmt er die Leitung des ganzen Betriebs.

Vier Jahre ſpäter hat ſich ein gut Teil verändert. Der Holzhändler iſt tot und hat Henning zu ſeinem Haupterben eingeſetzt. Der alte Lind von Stavnede iſt auch zu ſeinen Vätern gegangen, hat aber das Gut ſo ſchuldbelaſtet hinterlaſſen, daß es

verkauft werden mußte und beim Verkauf für Agathe ſo viel wie gar nichts übrig blieb. Stavnedes neuer Eigentümer iſt Henning, der den Holzhandel aufgegeben hat und zur Landwirtſchaft zurückkehrte. In Hageſtedsgaard iſt auf Niels Bryde ein gewiſſer Klauſen gefolgt, der nächſtens mit Agathe, die nun beim Gemeindepaſtor wohnt, Hochzeit halten ſoll. Sie iſt noch ſchöner als früher. Mit Henning ſteht es anders. Ihm ſieht man es nicht an, daß er das Glück mit ſich gehabt. Er ſieht faſt alt aus, die Geſichtszüge ſind ſcharf, der Gang iſt matt, er geht etwas gebückt, er ſpricht wenig und ſehr leiſe, ſein Auge hat einen ſonderbar trockenen Glanz bekommen und der Blick iſt unruhig und wild geworden. Wenn er ſich allein glaubt, redet er mit ſich und geſtikuliert dazu. Die Leute in der Gegend meinen daher, er trinke.

Aber das iſt's nicht. Tag und Nacht, wo immer, — niemals weiß er ſich vor dem Gedanken an den Mord ſicher. Sein Geiſt und ſeine Fähigkeiten ſind in dieſer ewigen Angſt verwelkt; denn wenn der Gedanke kommt, iſt es nicht als Reue oder dunkler Kummer, ſondern als lebendes, flammendes Entſetzen, ein fürchterliches Delirium, in dem das Geſicht verwirrt iſt, ſo daß alles ſich bewegt: ſtrömend, tropfend, wunderlich rieſelnd und alles die Farbe wechſelt; es iſt leichenblaß oder dunkelblutigrot. Und es iſt ein Zug in all dem Strömen, als ſaugte es an allen Adern, als nährte es ſich von all der Nerven feinſten Faſern, und die Bruſt ringt in namenloſer Angſt, doch kein erlöſender Schrei, kein erleichternder Seufzer kann ſich den Weg über die bleichen Lippen bahnen.

Solche Geſichte ſind des Gedankens Begleiter; drum fürchtet er das Denken, deshalb iſt ſein Blick unruhig und ſein Gang ſo matt. Dieſe Furcht iſt es, die ihn ſo entkräftet hat, und die Kraft, die ihm noch übrig geblieben, lebt im Haß. Denn er haßt Agathe, haßt ſie, weil ſeine Seele zu Grunde gegangen durch ſeine Liebe zu ihr, ſein Lebensglück verloren durch ſie, ſein Frieden durch ſie; am meiſten jedoch haßt er ſie, weil ſie nichts ahnt von dieſer ganzen Welt der Qual und des Elends, die ſie geſchaffen hat; und wenn er nun mit ſich ſelbſt unter drohenden Gebärden ſpricht, ſo iſt es Rache, woran er denkt, ſind es Rachepläne, die er erwägt. Allein er läßt das nicht merken; er iſt die Freundlichkeit ſelbſt gegen Agathe, er bezahlt ihre Ausſteuer und war dann ihr Führer zum Altar und ſeine Freundlichkeit kühlte auch nach der Hochzeit nicht ab; er half und riet Klauſen in jeder Weiſe und ſie machten gemeinſam einige große Spekulationsgeſchäfte, die glänzend ausfielen. Henning gab es danach auf, doch Klauſen hatte Luſt fortzufahren und Henning verſprach, ihn mit Rat und That zu unterſtützen. Das hielt er auch. Er ſtreckte ihm bedeutende Geldſummen vor und Klauſen ging von einer Spekulation zur anderen. Er gewann bei einigen, verlor bei mehreren, und je länger er ſpekulierte, deſto eifriger wurde er. Ein ſehr großes Unternehmen ſollte ihn endlich zu einem reichen Manne machen. Das forderte verſchiedene hohe Auszahlungen und Henning half ihm ſtetig; die letzte ſtand noch als Reſt aus, da zog Henning ſich zurück. Die Ausſichten ſchienen Klauſen

viel verſprechend, und gab er nun die Sache auf, ſo war er zu Grunde gerichtet; jedoch bezahlen konnte er nicht. So ſchrieb er Hennings Namen auf ein paar Wechſel; niemand konnte Mißtrauen faſſen und der Gewinn würde ja bald kommen.

Das Unternehmen mißlang. Klauſen war nahezu ruiniert. Der Verfallstag der Wechſel ſtand nahe bevor; auch das Letzte mußte verſucht werden; ſo ſchickte er Agathe hinauf nach Stavnede. Henning war überraſcht, ſie zu ſehen; denn es war nicht lange her, daß ſie in die Wochen gekommen und das Wetter war rauh und regneriſch. Er führte ſie in die grüne Stube und ſie erzählte ihm von der verunglückten Spekulation und den Wechſeln.

Henning ſchüttelte den Kopf und entgegnete ruhig und mild, ſie müſſe ihren Mann mißverſtanden haben; man ſchreibe nicht die Namen andrer Leute auf Wechſel; das ſei nämlich ein Verbrechen, geradezu ein Verbrechen, welches das Strafgeſetz mit Zuchthaus beſtrafe.

Nein, nein; ſie hatte ihren Mann nicht mißverſtanden; ſie wußte, daß es ein Verbrechen ſei; gerade deshalb müſſe er helfen; wenn er nur gegen die Unterſchrift keinen Einſpruch thun wollte, ſo wäre alles wieder gut.

Ja, aber da mußte er den Wechſel bezahlen, und das konnte er nicht; er hatte ſchon ſo viel Geld in Klauſens Unternehmen, daß er über ſeine Kraft belaſtet war. Er konnte nicht.

Sie weinte und bat.

Allein ſie mußte wirklich bedenken, daß er durch

Klauſen ungeheuer viel verloren habe. Als ſie ihm erzählte, das Unternehmen ſei mißglückt, war es wirklich, als habe ihm jemand eine Ohrfeige gegeben, ſo überraſcht und verwirrt ſei er geworden. Während er dieſen Ausdruck gebrauche, falle ihm ein, daß ſie ihn einmal geſchlagen habe; erinnere ſie ſich? Nein!... es war an einem Tage, da er ſie mit Bryde neckte... konnte ſie ſich wirklich nicht dran erinnern? ja, ſie habe ihn in liebenswürdiger Heftigkeit die Wange geſchlagen, auf dieſe Wange.

Ja, aber könne er denn nicht helfen?

Es war hier in dieſer Stube. Ach, das war eine andere Zeit, eine merkwürdige Zeit. Er glaube ſogar, daß er einſt um ſie geworben; es komme ihm ſo vor. Nimm an, ſie hätte ihn acceptiert; aber es war thöricht, davon zu reden; nein; Bryde, das war ein ſchöner Mann, und da mußte er ſo traurig ums Leben kommen, der hübſche Junge.

Ja, ja; jedoch gab es denn wirklich keinen Ausweg, gar keinen?

Sie ſolle das mit den Wechſeln nicht glauben; das habe Klauſen ihr nur eingeredet, um aus ihm herauszulocken, ob er nicht doch noch ein wenig helfen könne; es war eine Liſt; Klauſen war pfiffig, ſehr fein, ſehr fein.

Nein, es war in der That, wie ſie ſagte. Wenn ſie mit einer abſchlägigen Antwort zurückkam, müſſe Klauſen nach Amerika flüchten; der Wagen, der ihn nach der Eiſenbahnſtation von Voer bringen ſollte, war ſchon herausgezogen, als ſie hieher ging.

Nein, — das hätte er von Klauſen nicht gemeint.

Das war doch der niedrigſte Spitzbubenſtreich! einen Mann in Verlegenheit bringen, der ihm geholfen und wieder und wieder geholfen. Er mußte ſehr ſchlecht ſein. Es war empörend, und dann über die Frau und das ſchuldloſe Kind Unehre zu bringen! Sie ſollte nur hören, was die Leute ſagen würden! Arme Agathe, arme Agathe!

Sie warf ſich vor ihm nieder und bat: „Henning, habe Mitleid mit uns!“

„Nein und tauſendmal nein; mein Name ſoll ohne Flecken ſein; ich helfe keinem Verbrecher.“

Da ging ſie.

Henning ſetzte ſich und ſchrieb an die Polizei in Voer, Klauſen wegen Wechſelfälſchung anzuhalten, wenn er ſich auf der Eiſenbahnſtation zeige. Eine Stafette wurde mit dem Briefe abgeſchickt.

Am Abend vernahm er, daß Klauſen abgereiſt ſei, am nächſten Tag, daß er in Voer angehalten worden.

Agathe mußte ſich zu Bett legen, als ſie nach Hauſe kam; geſchwächt wie ſie von der kürzlich überſtandenen Krankheit war, hatte ſie die Anſtrengung und die ſtarken Gemütsbewegungen nicht ertragen können. Die Nachricht, daß Klauſen ergriffen war, knickte ſie ganz. Die Krankheit nahm einen heftigen, fieberartigen Charakter an, und drei Tage ſpäter brachte man Meldung nach Stavnede, daß ſie geſtorben ſei.

Den Tag vor dem Begräbnis ging Henning nach Hageſtedsgaard. Das Wetter war dunkel und neblig, das Laub fiel in Maſſen, ein ſcharfer erdiger Geruch erfüllte die Luft.

Sie führten ihn in die Leichenſtube; die Fenſter waren mittels weißer Tücher geblendet; es brannten ein paar Lichter zu Häupten der Toten. Die Luft war ſchwer vor Blumenduft und dem friſchen Firnis des Sarges.

Er wurde nahezu feſtlich geſtimmt, als er ſie in der phantaſtiſchen weißen Leichentracht daliegen ſah. Sie hatten über ihr Geſicht ein weißes Linnen gelegt; er ließ es liegen. Die Hände waren über der Bruſt gefaltet; ſie hatten ihr weiße Baumwollhandſchuhe angezogen. Er nahm die Hand, zog den Handſchuh ab und ſteckte ihn an ſeine Bruſt. Dann ſah er neugierig auf die Hand, bog an den Fingern und hauchte darauf, wie um ſie zu wärmen. Lange hielt er ihre Hand in der ſeinen; es wurde dunkler und dunkler im Zimmer, der Nebel draußen nahm zu. Da beugte er ſich auf das Antlitz herab und flüſterte: „Lebe wohl, Agathe! ich will Dir etwas ſagen, ehe wir ſcheiden. Ich bereue auch nicht, was ich gethan;“ dann ließ er die Hand los und ging.

Als er hinaus kam, vermochte er kaum die Scheune zu ſehen, ſo dick war der Nebel. Er folgte dem Strand auf dem Wege heim. — Nun war er gerächt, und was dann? was dann morgen, und übermorgen, was dann? — Es war ſo ſtill; nur das bischen Geräuſch vom Waſſer drunten; — allein er konnte ſein Herz nicht ſchlagen hören; ja, es ſchlug doch, aber ſo matt, ſo matt, — was? das klang wie ein Schuß! und noch einer! Er ſchüttelte den Kopf, lächelte und: „nein, nicht zwei; nur einer, nur einer,“

murmelte er. Er war ſo müde, aber ruhen — er hatte keine Ruh zu ruhen. Er hielt einen Moment und ſah ſich um: es war nicht viel zu ſehen; der Nebel bildete eine Mauer um ihn, Nebel oben, Nebel rund herum, Sand drunten; da lag ſeine Fußſpur in gerader Linie im Sand; mitten in den Nebelkreis reichten ſie, weiter nicht; er ging wieder ein bischen; nein, ſie kamen nicht weiter als bis zur Mitte; aber hinter ihm, dort, wo er gegangen war, dort lagen Kreiſe voll ſeiner Schritte. — Er war doch ſehr müde; das war der Sand, in dem zu gehen ſo ſchwer war — jede Fußſpur hatte ihn etwas von ſeinen Kräften gekoſtet, ja! es war eine Reihe von Gräbern ſeiner entſchwundenen Kräfte — und auf der anderen Seite lag der Sand glatt und gleich und wartete; — es durchfuhr ihn ein Schauder: „da iſt Einer, der über mein Grab geht — Jemand geht in meinen Fußſpuren; es puſſelt da hinten im Nebel drin wie mit Frauenkleidern; es iſt etwas Weißes drin im weißen Nebel.“ Er ging wieder ſo ſchnell er es vermochte. Die Beine ſchlotterten unter ihm, es wurde ihm ſchwarz vor den Augen, aber vorwärts mußte er, weiter durch den Nebel! denn dort drinnen folgte es ihm beſtändig. Es kam näher und näher, die Kräfte waren daran, ihn zu verlaſſen, er ſchwankte von der einen Seite zur anderen; ſonderbare Blitze fuhren an ſeinen Augen vorüber, ſcharfe, ſchneidende Laute klangen ihm in die Ohren, der kalte Schweiß ſtand auf ſeiner Stirn, ſeine Lippen öffneten ſich in Entſetzen, dann ſank er im Sand um. Und aus dem Nebel kam es, formlos und dennoch kenntlich,

und überſchlich ihn ſchwer und langſam. Er ſuchte ſich zu erheben, — da griff's ihm an die Kehle mit klammen weißen Fingern . . .

Am nächſten Tage, als Agathe begraben werden ſollte, mußte das Gefolge eine Weile warten, allein es kam niemand aus Stavnede, um ihr das Geleite zu geben.

Zwei Welten

1879

Die Salzach iſt kein munterer Fluß, und es liegt ein kleines Dorf an ihrem öſtlichen Ufer, das ſehr triſt, ſehr arm und ſeltſam ſtille iſt.

Wie eine elende Schar verkümmerter Bettler, die vom Waſſer aufgehalten worden und nichts als Fergenlohn zu geben gehabt, ſo ſtehen die Häuſer unten am äußerſten Saum des Ufers, mit ihren gichtbrüchigen Schultern an einander gedrängt, und ſtochern hoffnungslos mit ihren morſchen Krückpfoſten im graulichen Strom, während ihre ſchwarzen glanzloſen Scheiben vom Hintergrund der Söller aus unter der Braue des vorſpringenden Schindeldachs hervorſtarren, mit einem ſchielenden Ausdruck haßerfüllten Kummers nach den glücklicheren Häuſern drüben ſtarren, die ſich einzelweiſe, und zwei und zwei, und da und dort in gemütlichen Gruppen über die grüne Ebene weit fort bis in die goldendunſtige Ferne verbreiten. Doch von den armſeligen Häuſern geht kein Glanz

aus, nur brütendes Dunkel und Schweigen, noch beſchwert vom Geräuſch des Fluſſes, der träg, aber dennoch niemals raſtend vorüberzieht und auf ſeinem Weg ſo lebensmüde, ſo ſeltſam geiſtesabweſend murmelt.

Die Sonne war eben im Untergehen; der Cikaden ſchrilles Glasſummen begann auf der anderen Seite die Luft zu erfüllen und wurde hie und da von einem plötzlichen matten Windhauch herübergetragen, der kam und in des Flußrandes Gewächs von dünnen Weiden erſtarb.

Oben auf dem Fluſſe fuhr ein Boot daher.

Eine ſchwache ausgezehrte Frauengeſtalt ſtand in einem der äußerſten Häuſer, über die Söllerbrüſtung gebeugt, und ſchaute nach ihm aus. Sie beſchattete mit ihrer faſt durchſichtigen Hand die Augen; denn droben, wo das Boot ſich befand, lag der Sonne Schimmer golden und blinkend auf dem Waſſer, und es ſah aus, als ſegelt' es auf einem Spiegel von Gold.

Durch das klare Halbdunkel leuchtete des Weibes wachsbleiches Geſicht hervor, als hätt' es Licht in ſich ſelbſt; deutlich und ſcharf war es anzuſehen, wie die Schaumkämme, die ſelbſt in finſtren Nächten des Meeres Wogen weiß bekrönen. Ängſtlich ſpähten ihre hoffnungsloſen Augen, ein ſeltſam ſchwachſinniges

Lächeln lag um ihren müden Mund, doch die lotrechten Runzeln auf ihrer runden vorſpringenden Stirn breiteten doch einen Schatten von der Entſchloſſenheit der Verzweiflung über das ganze Geſicht.

Sie begannen in der kleinen Kirche des Dorfes zu läuten.

Sie wandte ſich vom Sonnenſchimmer ab und wiegte mit dem Kopfe hin und zurück, wie um dem Glockenklang zu entgehen, indem ſie faſt als Antwort auf das anhaltende Läuten murmelte: „ich kann nicht, ich kann nicht warten.“

Doch der Klang währte fort.

Wie in Folterqual ging ſie auf dem Söller auf und ab; der Verzweiflungsſchatten war noch tiefer geworden und ſie atmete tief wie jemand, den das Weinen drückt und der doch nicht weinen kann.

Lange, lange Jahre hindurch hatte ſie nun an einer ſchmerzvollen Krankheit gelitten, die niemals ihr Ruhe ließ, ob ſie nun lag oder ging. Sie hatte die eine weiſe Frau nach der anderen aufgeſucht, hatte ſich von einer heiligen Quelle zur anderen geſchleppt, doch ohne Nutzen. Zuletzt war ſie nun mit der Septemberwallfahrt in St. Bartholomä geweſen und hier hatte ein alter einäugiger Mann ihr den Rat gegeben, einen Wedel zu binden aus Edelweiß und welker Raute, den Brandknoten des Mais und Kirchhoffarren, einer Locke ihres Haares und dem Splitter eines Sargs; dieſen Wedel ſollte ſie dann nach einem jungen Frauenzimmer werfen, das geſund und friſch war und durch fließendes Waſſer daher kam: ſo würde die Krankheit ſie verlaſſen und auf die Andere übergehen.

Und nun hatte ſie den Wedel an ihrer Bruſt verſteckt und oben vom Fluſſe kam ein Boot, das erſte, ſeitdem ſie die Zauberrute gebunden. Sie war wieder an des Söllers Brüſtung getreten, das Boot war ſo nah, daß ſie ſehen konnte; es waren fünf, ſechs Paſſagiere anbord. Fremde, ſchien es. Am Steven ſtand der Bootführer mit der Pflichtſtange, am Ruder ſaß eine Dame und ſteuerte und ein Mann war bei ihr und paßte auf, daß ſie nach dem Wink des Bootführers ſteuerte; die Anderen befanden ſich mitten im Boote.

Die Kranke beugte ſich weit vor; jeder Zug in ihrem Geſicht war geſpannt und ſpähend, und die Hand hielt ſie im Bruſttuch. Ihre Schläfen pochten, der Atem ſtockte faſt, mit aufgeſpeilten Nüſtern, mit errötenden Wangen und weit aufgeſperrten, ſtarren Augen wartete ſie auf das Kommen des Boots.

Schon vermochte ſie die Stimme der Reiſenden zu hören, bald deutlich, bald als gedämpftes Murmeln.

„Glück", ſagte die eine, „iſt eine abſolut heidniſche Vorſtellung. Sie können das Wort nicht an einer einzigen Stelle des neuen Teſtamentes finden."

„Und Seligkeit?" wandte eine andere fragend ein.

„Nein, höre", wurde nun geſagt, „ganz gewiß iſt es das Ideal eines Geſpräches, von dem abzukommen, wovon man ſpricht; aber ich finde, das könnten wir nun paſſend thun, indem wir zu dem zurückkehrten, womit wir begonnen."

„Nun ja alſo, die Griechen . . ."

„Erſt die Phönicier, nicht?"

„Was weißt Du von den Phöniciern?"

„Nichts! aber weshalb ſollen die Phönicier immer übergangen werden!“

Das Boot war nun gerade unter dem Hauſe und als es ſich da befand, war an Bord Einer, der ſich ſeine Cigarette anzündete. Das Licht fiel in ein paarmaligem Flackern auf die Dame an dem Ruder, und im rötlichen Schimmer ſah man ein jugendlich friſches Mädchenantlitz mit einem glücklichen Lächeln auf den halbgeöffneten Lippen und einem träumenden Ausdruck in den klaren Augen, die hinauf zum dunklen Himmel ſchauten.

Der Schimmer erloſch; man hörte ein kleines Plätſchern, als würde etwas ins Waſſer geworfen und das Boot trieb vorbei.

Es war ungefähr ein Jahr ſpäter. Die Sonne ging zwiſchen Bänken ſchwerer, dunkelglühender Wolken unter, die einen blutroten Schein über die falben Waſſer des Fluſſes warfen; ein friſcher Wind ſtrich über die Ebene hinab; es waren keine Cikaden da, nur das Sprudeln des Fluſſes und das Sauſen aus den zitternden Schilfrohrſäumen. In der Ferne ſah man ein Boot den Strom herabkommen.

Das Weib vom Söllergang befand ſich unten an dem Ufer. — Damals, als ſie ihr Hexenreis dem jungen Mädchen nachgeworfen, war ſie ohnmächtig auf dem Söller umgeſunken und die ſtarke Gemütsbewegung, vielleicht auch ein neuer Armenarzt, der in die Gegend gekommen war, hatte in ihrer Krankheit

eine Veränderung bewirkt, und nach einer harten Zwiſchenzeit hatte ſie ſich zu erholen begonnen und war nach ein paar Monaten vollſtändig geſund. Anfangs war ſie von dieſem Gefühl der Geſundheit wie berauſcht, doch es währte nicht lange, ſo wurde ſie niedergeſchlagen und bekümmert, unruhig verzweifelt, denn überall verfolgte ſie das Bild des jungen Mädchens in dem Boote. Erſt kam es zu ihr, wie ſie es geſehen, jung und blühend; es kniete vor ihren Füßen nieder und ſchaute bittend zu ihr auf; dann ſpäter wurde es unſichtbar, aber ſie wußte dennoch, wo es war, und daß es da war, denn ſie hörte es liegen und ganz leiſe jammern, bei Tag in ihrem Bett, bei Nacht in einem Winkel ihres Zimmers. Nun war es wieder ſtumm und ſichtbar geworden; es ſaß vor ihr, bleich und ausgezehrt, und ſtarrte ſie mit unnatürlich großen, wunderlichen Augen an. —

Heute war ſie am Flußufer drunten; ſie hatte einen Spahn in der Hand und ging und zog Kreuz auf Kreuz in den weichen Schlamm; manchesmal dazwiſchen erhob ſie ſich und horchte, und dann zeichnete ſie von neuem weiter.

Da begann es zu läuten.

Sie machte das Kreuz ſorgfältig fertig, that den Spahn von ſich, kniete nieder und betete. Dann ging ſie in den Fluß hinaus, faltete die Hände und legte ſich in das grauſchwarze Waſſer nieder. Und es nahm ſie, zog ſie in die Tiefe und floß wie immer ſchwer und trüb davon, am Dorf vorüber, vorüber an den Feldern, — fort.

Das Boot war nun ganz nahe gekommen; es hatte die jungen Leute an Bord, die einander damals steuern geholfen und nun auf ihrer Hochzeitsreise waren. Er saß am Ruder, sie stand aufgerichtet mitten im Boot, mit einem großen grauen Shawl drapiert, mit einem kleinen roten Hütchen auf dem Kopf . . . stand und stützte sich auf den kurzen segellosen Mast und summte.

So trieben sie gerade unter das Haus. Sie nickte vergnügt dem Steuermann zu, sah zum Himmel auf und begann zu singen, sang, an den Mast gelehnt und den Blick nach den treibenden Wolken gerichtet:

„Ihr Gräben so breit,
Gebt ihr Sicherheit,
Ist die Burg meines Glücks durch Wall und Arm
Denn wehrhaft geschirmt vor Sorge und Harm?
Was seh' ich vom hohen Erkersaal
Hinter sonnroten Wolken schimmern so fahl?
Die dort schemenhaft walten,
Ich kenn' die Gestalten:
Es schweben und schwanken
Landflücht'ge Gedanken
Aus meiner Wehmutszeit.

Ihr Schatten, herein, gewesener Schmerzen,
Sitzt bei mir zu Gaste, zunächst meinem Herzen,
Und trinkt aus goldenblankem Pokal
In des Glückes reichem Strahlensaal
Ein Heil dem Glück, eh's wirklich kam,
Ein Heil der Hoffnung nimmerzahm,
Den Träumen Heil!"

Es hätten Rosen da sein müssen

Es hätten Roſen da ſein müſſen ...
Von den großen Blaßgelben.

Und ſie hätten bei der Gartenmauer überhängen müſſen, in einem verſchwenderiſchen Büſchel, und die zarten Blätter gleichgiltig hinabrieſeln laſſen in die Radſpuren auf dem Wege: ein vornehmer Schimmer von all dem üppigen Blumenreichtum drinnen.

Und laßt ſie überdies den feinen, verflatternden Roſenduft haben, der nicht feſtzuhalten iſt, der iſt wie von unbekannten Früchten, von denen die Sinne fabeln in ihren Träumen.

Oder ſollten ſie etwa rot ſein, die Roſen?

Vielleicht.

Dieſe kleinen, runden härtlichen Roſen könnten es ſein, und dann müßten ſie in leichten Ranken da hängen, blankgelaubt, rot und friſch, und wie ein Gruß oder Fingerkuß dem Wanderer ſein, der müd' und ſtaubig ſo mitten der Straße daher kommt und

froh iſt, daß er nur mehr eine halbe Viertelmeile nach Rom hat.

Was nun er denken mag?

Was ihm nun ſein Leben iſt?

So, jetzt iſt er von den Häuſern verſteckt; ſie verſtecken alles hinter ſich; ſie verſtecken einander und den Weg und die Stadt; aber nach der anderen Seite hin iſt Ausſicht genug; da ſchwingt der Weg in träger und langſam gewundener Buchtung hinab zum Fluß, zur trübſeligen Brücke hinab. Und hinter dieſem wieder iſt dann all dieſe Menge Campagna.

Solch großer Ebenen Grau und Grün .... es iſt, als ob viel mühſel'ger Meilen Müdigkeit von ihnen aufſtiege und ſich drückend auf Einen legte und Einen ſich einſam und verlaſſen fühlen machte und Einen zum Suchen und Sehnen brächte. Da iſt es doch beſſer, in einem Winkel ſich einzuheimeln, wie in dem unten zwiſchen hohen Gartenmauern, wo die Luft lau und weich und ſtille liegt, auf der Sonnenſeite zu ſitzen, wo eine Bank ſich bei etwas gleich einer Niſche in die Mauer hinein krümmt, da zu ſitzen, und auf die glänzenden, grünen Akanthus in dem Landſtraßengraben zu ſchauen, auf die ſilberfleckigen Diſteln und die mattgelben Nachſommerblumen.

Auf der langen großen Mauer gegenüber, einer Mauer voll Eidechſenlöchern und Riſſen mit verdorrtem Mauergras, da hätten die Roſen ſein müſſen, und ſie hätten hervorlugen ſollen gerade an der Stelle, wo die lange einförmige Fläche von einem ausgebauchten großen Korb aus herrlicher alter Schmiede-

arbeit gebrochen wird, einem Gitterkorb, der einen geräumigen und mehr denn brusthohen Balkon bildet, zu dem hinaufzusteigen gewiß erfrischend war, wenn man des eingeschlossenen Gartens müde geworden.

Und das waren sie oft.

Sie haben sie gehaßt, die prächtige alte Villa, die da drinnen sein soll, mit ihren Marmortreppen und ihren grobfadigen Tapeten; und die uralten Bäume mit ihren stolzen schwarzen Kronen, Pinien und Lorbeer, Edeleschen, Cypressen und Steineichen, sie sind gehaßt worden während ihres ganzen Aufwachsens mit dem Haß, den unruhige Herzen gegen das Alltägliche fühlen, gegen das Gewohnheitliche, das Ereignislose, gegen das, was nicht mitverlangt und daher zu widerstehen scheint.

Aber auf dem Balkon konnte man doch mit dem Blick fortkommen; so sind sie denn da gestanden, das eine Geschlecht nach dem anderen, und haben herausgestarrt allesamt, jeder nach seinem Mut, jeder nach dem Seinen hinaus. Goldumspangte Arme haben auf dem Rand des Eisenkorbs geruht, und manch ein seidenumhülltes Knie hat sich gegen die schwarzen Schnörkel gestemmt, während bunte Bänder schon von all seinen Sproßen geflattert haben als Liebeswink und Stelldicheinverheißung. Gattinnen, schwer und schwanger, auch sie sind da gestanden und haben unmögliche Botschaft hinaus zur Ferne gesandt. Frauen, große, üppige, verlassene, bleich wie der Haß . . . . wenn man den Tod könnte senden durch einen Gedanken, die Hölle könnte öffnen mit einem Wunsch! . . . Frauen und Männer! immer Frauen

und Männer, — ſelbſt dieſe mageren weißen Jungfrauſeelen, die wie ein Flug verirrter Tauben ſich an das ſchwarze Gitter preſſen und gedachten edlen Falken „greift uns“ hinausriefen!

Man könnte ſich ein Proverb hier denken.

Die Scenerie würde gut zu einem Proverb paſſen.

Die Mauer da mit dem Balkon ganz, wie ſie iſt; aber der Weg müßte breiter ſein, ſich zu einem Rondel ausweiten, und in der Mitte braucht's einen alten beſcheidenen Springbrunnen, aus gelblichem Tuff gebaut, mit einer Schale aus geſprungenem Porphyr. Als Fontänenfigur ein Delphin mit abgebrochenem Schwanz und mit einem zugeſtopften Naſenloch. Aus dem anderen ſpringt der dünne Strahl. — Auf der einen Seite des Springwaſſers eine halbrunde Bank aus Tuff und gebranntem Stein.

Der loſe weißgraue Staub, der rötliche geformte Stein an der Bank, der behauene gelbliche poröſe Tuff, der dunkle geſchliffene feuchtigkeitglänzende Porphyr, und dann der lebendige kleine ſilberzitternde Strahl; Stoffe und Farben machen ſich wirklich gut.

Die Perſonen: zwei Pagen.

Nicht aus irgend einer beſtimmten hiſtoriſchen Zeit, denn die wirklichen Pagen entſprachen ja gar nicht dem Pagen-Ideal. Die Pagen hier, das ſind die Pagen, wie ſie in Bildern und Büchern lieben und träumen.

Es iſt aber nur die Tracht, die etwas hiſtoriſches an ſich hat.

Die Schauſpielerin, welche der jüngere von den

Pagen ſein ſoll, iſt in dünner Seide, die ganz dicht anſchließt und die blaßblau iſt, mit eingewebten, heraldiſchen Lilien aus lichteſtem Gold. Das und dann ſo viele Spitzen als anzubringen möglich, iſt das hervorſtechendſte an der Tracht, die nicht ſo ſehr auf ein beſtimmtes Jahrhundert hinweiſen, als die jugendlich volle Figur, das prachtvolle blonde Haar und den durchſichtigen Teint hervorheben will. Sie iſt verheiratet, aber es währte bloß anderthalb Jahre; dann wurde ſie von ihrem Manne geſchieden, und ſoll ſich gegen ihn durchaus nicht gut aufgeführt haben. Und das mag ſchon ſein; allein etwas Unſchuldigeres kann man nicht leicht vor ſeinen Augen ſehen. Das will ſagen, es iſt ja nicht jene ungemein niedliche Unſchuld aus erſter Hand, die gewiß auch ihr Anſprechendes hat; es iſt im Gegenteil jene gepflegte, wohl entwickelte Unſchuld, in der kein Menſch ſich irren kann und die Einem geradewegs in's Herz geht und Einen gefangen nimmt mit all der Macht, die einmal dem Vollendeten gegeben iſt.

Die andere Schauſpielerin iſt im Proverb die ſchlanke Melancholiſche. Sie iſt unverheiratet, hat keine Geſchichte, abſolut keine; es iſt Niemand, der von ihr das Mindeſte weiß, und doch iſt ſo viel Sprechendes in dieſen feingezeichneten, nahezu mageren Gliedern, in dieſem bernſteinbleichen regelmäßigen Angeſicht, überſchattet wie es iſt von rabenſchwarzen Locken, getragen von dieſem linienſtarken männlichen Hals, herausfordernd durch ein höhniſches und dennoch ſehnſuchtſieches Lächeln, unergründlich durch dieſe Augen, deren Düſter eine Weichheit hat im

Glanz, wie beim Stiefmütterchen das dunkle Blatt in der Blume.

Das Gewand iſt gedämpft gelb, küraßartig, durch breite Falten längs geſtreift mit aufrecht ſtehendem ſteifen Kragen und mit Knöpfen aus Topas. Ein ſchmaler krauſer Streifen kommt bei der Kante des Kragens hervor, und ebenſo bei der Hand aus dem engſchließenden Ärmel. Die Beinkleider ſind kurz, weit, aufgeſchlitzt und von einer toten grünen Farbe, mit verbleichtem Purpur in den Schlitzen. Tricot grau. — Der blaue Page hat ſelbſtverſtändlich ſchimmernd weißes. — Beide tragen Barette.

Alſo ſind ſie.

Und nun ſteht der Gelbe droben auf dem Balkon und lehnt ſich vor über den Rand, während der Blaue da drunten auf der Bank beim Springquell ſitzt, behaglich zurückgelehnt, und die ringbeſetzten Hände um das eine Knie gefaltet. Träumend ſtarrt er hinaus auf die Campagna.

Dann ſpricht er:

„Nein, es giebt nichts auf der Welt wie die Frauen! . . . ich verſteh es nicht . . . es muß ein Zauber ſtecken in den Linien, in welchen ſie geſchaffen ſind; denn ſehe ich ſie bloß vorüber gehen, Iſaura, Roſamund, Donna Liſa und die anderen, ſehe ich bloß, wie das Gewand ſich um ihre Formen ſchmiegt, wie es unter ihrem Gang ſich wirft, ſo iſt es, als ob mein Herz das Blut aus all meinen Adern tränke und den Kopf mir leer und ohne Gedanke ließe, und die Glieder bebend und ohne Kraft, all mein Weſen in Ganzheit geſammelt in einer einzigen,

langen und zitternden, angſtvollen Sehnſucht? Was iſt das nur? Was kann es ſein? Es iſt, als ginge das Glück unſichtbar vorbei an meiner Thür, und ich ſollte es greifen, und feſthalten, und es ſollte mein ſein, ſo wunderſam — und ich kann ja nicht greifen, weil ich nicht ſehen kann."

Da ſpricht der andere Page von ſeinem Balkon:

„Und wenn Du zu ihren Füßen ſaßeſt, Lorenzo, und ſie, verloren in ihre Gedanken, vergeſſen hatte, warum ſie Dich hatte rufen laſſen, und Du ſtumm und wartend ſaßeſt, und ihr ſchönes Antlitz über Dir war, weiter entfernt in ſeiner Träume Wolken als es der Stern von Dir iſt in ſeinem Himmel, und doch Deinem Blick ſo nah, daß jeder einzelne Zug Deiner Bewunderung anheimgegeben, jeder ſchönheitsgeborene Linienzug, jede Farbenlilie dieſer Haut, in ihrer weißen Ruh wie in ihrem weichen, roſennahen Wechſel; — war es Dir da nicht, als ob ſie, wie ſie da ſaß, einer anderen Welt zugehörte, als der, in welcher Du in Bewunderung knieteſt, eine andere Welt in ſich, eine andere Welt um ſich, wo ihre ſonntäglich gekleideten Gedanken einem Ziel zugingen, das Du nicht kannteſt, und wo ſie liebte, fern von Dir und dem, was Dein, von Deiner Welt und dem Ganzen, und in die Ferne träumte und in die Ferne ſehnte; und da war für Dich nicht der mindeſte Raum zu gewinnen in ihren Gedanken, obwohl Du danach brannteſt, Dich für ſie zu opfern, Dein Leben und alles hinzugeben, nur damit zwiſchen ihr und Dir etwas ſein ſollte, wenn auch nur ein Blinken von weniger als Gemeinſamkeit, lang weniger als Zuſammengehören."

„Ja, ja, Du weißt ja, es iſt ſo — Allein ..."

— Nun läuft eine golden grüne Eidechſe am Rand des Eiſenkorbs hin.

Sie bleibt ſtehen und ſieht ſich um.

Der Schwanz bewegt ſich .....

Wenn man einen Stein finden könnte ...

Nimm Dich nur in Acht, mein vierbeiniger Schatz!

Nein, ſie ſind nicht zu treffen; ſie hören den Stein lang ehe er kommt. Dennoch, einen Schrecken kriegte ſie.

Allein die Pagen, die verſchwanden zugleich.

Sie ſaß ſo niedlich, die Blaue, und es war gerade die richtige unwiſſende Sehnſucht in ihrem Blick und eine ahnungsvolle Nervoſität in all ihren Bewegungen, wie in dem kleinen Zug von Schmerz um ihren Mund, wenn ſie ſelber ſprach, und noch mehr, wenn ſie der weichen und etwas tiefen Stimme des gelben Pagen lauſchte, die vom Balkone droben mit Klang von Spott und Klang von Sympathie die erregenden und dennoch liebkoſenden Worte zu ihr herniedertrug.

Und iſt es nun nicht, als ob ſie beide wieder da wären?

Sie ſind da, und ſie haben im Proverb weiter geſpielt, während ſie verſchwunden geweſen, und haben fort geſprochen über die vage Jünglingsliebe, die niemals Ruhe findet, ſondern raſtlos durch alle Lande der Ahnung und durch alle Himmel der Hoffnung flackert, krank an der Sehnſucht, in dem ſtarken inneren Glühen eines einzigen großen geſammelten Gefühles Stillung zu finden; davon haben ſie geredet, der Jüngere mit bitterem Klagen, der

Ältere immer mehr in Wehmut, und nun ſagt der Ältere, der Gelbe, zu dem Blauen, er ſolle nicht ſo ungeduldig ſein, daß eines Weibes Gegenliebe ihn fangen und feſthalten möge.

„Nein, glaube mir," ſagt er, „die Liebe, die Du findeſt, gebunden von zwei weißen Armen, mit zwei Augen als Deinen nahen Himmel und zweier Lippen ſicherer Seligkeit, die iſt zu nah der Erde und dem Staub; die hat der Träume freie Ewigkeit getauſcht für ein Glück, das man in Stunden meſſen und das in Stunden altern kann; denn wenn es ſich auch ſtets verjüngt, ſo verliert es dennoch jedesmal einen der Strahlen, ſo in einem Glorienkranz, der unverwelklich, um der Träume ewige Jugend ſtrahlen. Nein, Du biſt glücklich!"

„Nein, Du biſt glücklich!" antwortet der Blaue; „ich würde eine Welt hingeben, wenn ich wäre wie Du."

Und der Blaue erhebt ſich und beginnt den Weg zur Campagna hinabzugehen, und der Gelbe ſieht ihm mit ſchwermütigem Lächeln nach und ſagt für ſich ſelbſt: „nein, er iſt glücklich!"

Doch weit unten auf der Straße wendet der Blaue ſich noch einmal dem Balkone zu und ruft, während er das Barett lüftet: „Nein, Du biſt glücklich!"

Es müßten Roſen da ſein,

Und da kann nun vielleicht ein Windhauch kommen und einen ganzen Regen von Roſenblättern herabſchütteln von den blumenſchweren Zweigen und ſie dem fortgegangenen Pagen nachwirbeln.

Die Peſt in Bergamo

Hier war Alt-Bergamo, oben auf dem Gipfel eines niedrigen Berges, im Gehege hinter Mauern und Türmen, und hier war das neue Bergamo, unten am Fuß des Berges, allen Winden offen.

Eines Tages brach unten in der neuen Stadt die Peſt aus und griff fürchterlich um ſich; es ſtarben eine Menge Menſchen, und die anderen flüchteten über die Ebene fort, nach allen vier Enden der Welt hin. Und die Bürger in Alt-Bergamo zündeten die verlaſſene Stadt an, um die Luft zu reinigen, jedoch es half nicht; ſie begannen auch droben bei ihnen zu ſterben, erſt einer im Tag, dann fünf, dann zehn und dann ein Dutzend, und da es auf ſeinem Höhepunkt, noch viel mehr.

Und ſie konnten nicht ſo flüchten, wie die in der neuen Stadt es gethan.

Es gab deren ja, die es verſuchten, allein ſie bekamen ein Leben zu leben, wie das des gejagten Tieres, mit Verbergen in Gräben und unter Brückenkaſten, hinter Hecken und zwiſchen grünen Feldern; denn die Bauern, die bald da, bald dort von den erſten Flüchtlingen die Peſt ins Haus geſchleppt bekommen, ſie ſteinigten jede fremde Seele, die ſie trafen, von ihrer Flur weg, oder ſchlugen ſie wie tolle Hunde ohne Gnade und Barmherzigkeit nieder — in gerechter Notwehr, wie ſie meinten.

Sie mußten bleiben, wo ſie waren, die Leute von Alt-Bergamo, und Tag für Tag wurde es wärmer im Wetter, und Tag für Tag wurde die grauenhafte Anſteckung gieriger und gieriger in ihrem Griff. Das Entſetzen ſtieg wie zu einem Wahnſinn, und was bisher von Ordnung und richtigem Regiment exiſtiert hatte, war, als hätte es die Erde verſchlungen und das Schlimmſte dafür hinaufgeſandt.

Gleich im Anfang, als die Peſt gekommen, hatten die Leute ſich zu Einigkeit und Verträglichkeit zuſammengeſchloſſen, hatten darüber gewacht, daß die Leute ordentlich und gut begraben wurden, und jeden Tag dafür geſorgt, daß auf Märkten und Plätzen große Scheiterhaufen Feuers angezündet wurden, daß der geſunde Rauch durch die Straßen zöge. Wachholderbeer und Eſſig war an die Armen ausgeteilt worden, und vor allem hatten die Leute früh und ſpät die Kirchen aufgeſucht, einzeln und in Prozeſſionen; jeden Tag waren ſie bei Gott geweſen mit ihren Gebeten, und jeden Abend, wenn die Sonne in die Berge ging, hatten aller Kirchen

Glocken aus hundert ſchwingenden Schlünden klagend zum Himmel hinaufgerufen. Und Faſten waren auferlegt worden, und die Reliquien waren jeden Tag auf den Altären ausgeſtellt worden.

Endlich eines Morgens, da ſie nicht mehr wußten, was thun, hatten ſie von des Rathauſes Altan, unter der Poſaunen und Tuben Klang, die heilige Jungfrau für nun und ewig zum Podeſta oder Bürgermeiſter über die Stadt ausgerufen.

Jedoch das half alles insgeſamt nichts; es gab nichts, was half.

Und als die Leute das vernahmen und feſt wurden im Glauben, daß der Himmel ihnen nicht helfen wolle oder nicht könne, da legten ſie nicht bloß die Hände in den Schoß, ſagend, daß alles kommen müſſe, wie es kommen werde, nein, es war als ob die Sünde aus einem verborgenen und ſchleichenden Siechtum eine böſe und offenbare, raſende Peſt geworden, die Hand in Hand mit der leiblichen Krankheit gierte, die Seele totzuſchlagen, wie dieſe, ihre Körper zu Grunde zu richten. So unglaublich waren ihre Thaten, ſo ungeheuer ihre Verhärtung. Die Luft war voll Läſterung und Gottloſigkeit, voll des Völlers Stöhnen und des Trinkers Heulen, und die wildeſte Nacht war nicht ſchwärzer vor Unzucht, als es ihre Tage waren.

„Heute wollen wir eſſen, denn morgen müſſen wir ſterben!“ — Es war, als hätten ſie dies in Noten geſetzt, in einem unendlichen Höllenkonzert auf mannigfaltigen Inſtrumenten zu ſpielen. Ja, wären nicht alle Sünden ſchon vorher erfunden geweſen,

ſie wären es hier geworden; denn es gab nicht einen Weg, den ſie in ihrer Verkehrtheit nicht gegangen wären. Die unnatürlichſten Laſter florierten unter ihnen und ſogar ſo ſeltene Laſter wie Nekromantie, Zauberei und Teufelsanrufung waren ihnen wohlbekannt; denn ſie waren zahlreich, die bei der Hölle Mächten den Schutz zu finden meinten, den der Himmel ihnen nicht gewähren wollen.

Alles, was Hilfsbereitſchaft und Mitleid hieß, war aus den Gemütern verſchwunden; jeder hatte nur Gedanken für ſich ſelbſt. Der Kranke wurde als der gemeinſame Feind aller betrachtet und geſchah's einem Armen, daß er, matt von der Peſt erſtem Fiebertaumel, auf der Gaſſe umfiel, gab es nicht eine Thür, die ſich vor ihm aufthat, ſondern mit Lanzenſtichen und mit Steinewürfen ward er gezwungen, ſich aus der Geſunden Weg fortzuſchleppen.

Und Tag für Tag nahm die Peſt zu; die Sommerſonne brannte auf die Stadt herab, es fiel kein Regentropfen, es rührte ſich kein Wind, und von den Leichen, die in den Häuſern lagen und faulten, und von den Leichen, die in der Erde ſchlecht geborgen waren, erzeugte ſich ein erſtickender Geruch, der ſich mit der ſtockenden Luft in den Straßen vermiſchte und Raben und Krähen in Schwärmen und in Wolken anlockte, ſo daß es von ihnen auf Mauern und Dächern ſchwarz war. Und rundum auf den Ringmauern der Stadt ſaßen einzelnweiſe ſeltſame große ausländiſche Vögel, von weit her, mit raublüſternem Schnabel und erwartungsvoll gekrümmten Klauen, und ſie ſaßen und ſchauten mit ihren ruhigen gierigen Augen

hinein, als warteten ſie nur darauf, daß die unglückliche Stadt eine einzige große Aashöhle werde.

Es war gerade der Elfwochentag nach Ausbruch der Peſt, als die Turmwächter und andere Leute, die ſich auf hohen Stätten befanden, einen ſeltſamen Zug ſich aus der Ebene hinein in die engen Gaſſen der neuen Stadt, zwiſchen den rauchgeſchwärzten Steinmauern und den ſchwarzen Aſchenhaufen der Holzſcheuern durchſchlängeln ſehen konnten. Eine Menge Menſchen! gewiß gegen ſechshundert und noch mehr, Männer und Frauen, Alte und Junge, und ſie hatten große ſchwarze Kreuze zwiſchen ſich und breite Banner, rot wie Blut und Feuer, über ſich. Sie ſingen, während ſie gehen, und ſehr verzweiflungsvoll klagende Töne ſteigen durch die ſtille, brütend heiße Luft hinauf.

Braun, grau, ſchwarz iſt der Leute Tracht; doch alle haben ſie eine rote Marke auf der Bruſt. Ein Kreuz iſt's, als ſie näher kommen. Denn ſie kommen immer näher. Sie preſſen ſich den ſteilen mauereingehegten Raum hinauf, der zu der alten Stadt führt. Es iſt ein Gewimmel von ihren weißen Geſichtern; ſie tragen Geißel in den Händen; es iſt ein Feuerregen auf ihre roten Fahnen gemalt. Und die ſchwarzen Kreuze ſchwingen nach der einen Seite und nach der anderen im Gedränge.

Ein Geruch ſteigt vom zuſammengepferchten Haufen auf, von Schweiß, von Aſche, von Wegſtaub und altem Kirchenräucherwerk. Sie ſingen nicht mehr; ſie reden auch nicht; bloß der geſammelte herdenartig trippelnde Klang von ihren nackten Füßen.

Geſicht um Geſicht taucht in der Turmpforte Dunkel und kommt auf der anderen Seite mit lichtſcheuen Mienen und halbwegs geſchloſſenen Augen wieder ins Helle.

Dann beginnt der Geſang aufs Neue: ein Miſerere, und ſie preſſen die Geißel und ſchreiten ſtärker aus wie bei einem Kriegsſang.

Als kämen ſie von einer ausgehungerten Stadt, ſo ſehen ſie aus; ſie haben hohle Wangen, ihre Backenknochen treten hervor, ſie haben kein Blut in den Lippen und dunkle Ringe um die Augen.

Die aus Bergamo ſind zuſammengewimmelt und ſchauen mit Verwunderung und Unruhe auf ſie herab. Rote verſchwärmte Geſichter ſtechen von dieſen bleichen ab; ſchlaffe unzuchtsmatte Blicke ſenken ſich vor dieſen ſcharfen flammenden Augen; grinſende Läſterer vergeſſen den Mund offen vor dieſen Hymnen.

Und es iſt Blut auf all dieſen Geißeln von ihnen.

Den Leuten wird vor dieſen Fremden ganz wunderlich zu Mute.

Aber es währte nicht lang, ehe man dieſen Eindruck abſchüttelte. Es gab einige, die unter den Kreuzträgern einen halbverrückten Schuſter aus Breſcia erkannten und ſtracks war die ganze Schar durch ihn zum Gelächter worden. Übrigens war es ja doch etwas Neues, eine Zerſtreuung vom Alltäglichen, und als die Fremden nach der Domkirche fortmarſchierten, ſo folgte man nach, wie man einer Gauklerbande oder einem zahmen Bären folgte.

Doch während man ging und geſchoben ward, kam man in Erbitterung; man fühlte ſich ſo nüchtern

der Feierlichkeit dieſer Menſchen gegenüber, und man erriet ganz gut, daß dieſe Schuhmacher und Schneider gekommen waren, um Einen zu bekehren, für Einen zu beten und die Worte zu ſprechen, die man nicht hören wollte. Und da waren zwei magere grauhaarige Philoſophen, die hatten die Gottloſigkeit in ein Syſtem geſetzt; ſie hetzten die Menge und reizten ſie recht aus ihres Herzens Bosheit, ſo daß mit jedem Schritt, den es nach der Kirche ging, die Haltung der Menge drohender ward, ihr Zornesausbruch wilder und nur wenig fehlte, ſo hätten ſie an dieſe fremden Geißelſchneider Hand angelegt. Jedoch, da öffnete, nicht hundert Schritte von der Kirchenpforte, ein Wirtshaus ſeine Thüren und eine ganze Schar Zechbrüder ſtürmte hervor, einer auf dem Rücken des anderen, und ſie ſetzten ſich an die Spitze der Prozeſſion und führten ſie ſingend und johlend, mit den narrenhafteſt andächtigen Gebärden, mit Ausnahme von Einem unter ihnen, der bis hinauf zu den grasbewachſenen Stufen der Kirchentreppe die Daumen drehte. Da lachte man denn und alle gelangten friedlich ins Heiligtum.

Es war ſeltſam, wieder da zu ſein, durch dieſen großen kühlen Raum zu ſchreiten, in dieſer Luft, die beißend war vom alten Rauch der Wachslichtſchnuppen, über dieſe eingeſunkenen Fließen, die der Fuß ſo gut kannte, und über dieſe Steine, an deren verwetzten Ornamenten und blanken Inſkriptionen der Gedanke ſich ſo oft abgemüdet. Und während nun das Auge halb neugierig, halb unwillig ſich im weichen Halblicht der Wölbungen zur Ruhe locken ließ oder

Es müßten Roſen da ſein,

Und da kann nun vielleicht ein Windhauch kommen und einen ganzen Regen von Roſenblättern herabſchütteln von den blumenſchweren Zweigen und ſie dem fortgegangenen Pagen nachwirbeln.

Die Peſt in Bergamo

hinglitt über die gedämpfte Buntheit von verſtaubtem Gold und verräucherten Farben oder ſich in die ſonderbaren Schatten der Altarwinkel zu vertiefen anfing, ſo kam eine Art von Sehnſucht empor, die nicht zum niederhalten war.

Mittlerweile trieben die vom Wirtshaus ihr Unweſen droben beim Hauptaltar ſelbſt und ein großer und kräftiger Metzger unter ihnen, ein junger Mann, hatte ſeine weiße Schürze abgelöſt und ſich um den Hals gebunden, ſo daß ſie wie ein Mantel über ſeinen Rücken herabhing, und ſo hielt er droben Meſſe mit den wildeſten, wahnwitzigſten Worten voll Unzucht und Gotteslästerung; und ein ältlicher kleiner Dickwanſt, lebendig und behende, trotzdem er ſo dick war, mit einem Antlitz wie ein geſchälter Kürbis, er war Küſter und reſpondierte mit all den lüderlichſten Weiſen, die ſich im Land umtrieben, und er kniete und er knixte und wendete dem Altar ſein Rückteil zu und läutete mit der Glocke wie mit einer Narrenſchelle und ſchlug im Rad um ſich mit dem Räuchergefäß; und die anderen Trinker warfen ſich beim Kniefall nieder, ſo lang ſie waren, und brüllten vor Lachen und ſchluckſten vor Trunkenheit.

Und die ganze Kirche lachte und juchzte und verhöhnte die Fremden und rief ihnen zu, ſie möchten doch gut zuſehen, damit ſie herauskriegten, wie man hier in Alt-Bergamo ihren Herrgott ſchätze. Denn es geſchah ja gar nicht, weil man Gott etwas anhaben wollte, daß man über die tollen Streiche jubelte, ſondern weil man ſich darüber freute, welch ein Stachel im Herzen dieſer Heiligen jede Läſterung ſein mußte.

Mitten im Schiff hielten ſich die Heiligen auf und ſie ſtöhnten vor Qual; ihre Herzen kochten in ihnen vor Haß und Rachedurſt und ſie beteten mit Augen und Händen hinauf zu Gott, daß er ſich doch rächen wolle für all den Hohn, der ihm hier in ſeinem eigenen Haus zugefügt wurde; ſie würden gern zuſammen mit dieſen Vermeſſenen untergehen, wollte er nur ſeine Macht weiſen; mit Wolluſt würden ſie unter ſeiner Sohle zerdrückt, wenn bloß Er triumphierte und Entſetzen und Verzweiflung und Reue, die zu ſpät war, aus all dieſen gottloſen Mäulern ſchrieen.

Und ſie ſtimmten ein Miſerere an, das in jedem Tone klang wie ein Ruf nach dem Feuerregen, der über Sodoma kam, nach der Macht, die Simſon beſaß, als er des Philiſterhauſes Säulen umfaßte. Sie beteten mit Sang und mit Wort, ſie entblößten die Schultern und beteten mit ihren Geißeln. Da lagen ſie kniend, Reihe für Reihe, bis zum Gürtel herab entblößt, und ſchwangen die ſtacheligen Rebſchnurknoten über ihren blutſtriemigen Rücken. Wild und raſend hauten ſie zu, ſo daß das Blut von den ziſchenden Peitſchen ſpritzte. Jeder Schlag war ein Opfer für Gott. Daß ſie doch anders ſchlagen könnten, daß ſie ſich doch hier vor Seinen Augen in tauſend blutige Stücke zerreißen könnten! Dieſer Leib, mit dem ſie wider Sein Gebot geſündigt, er ſollte geſtraft, gefoltert, zu Nichts gemacht werden, damit Er ſähe, wie ſie den Leib haßten, damit er ſähe, wie ſie Hunde waren, Ihm zu gefallen, geringer als Hunde unter Seinem Willen, das

niedrigſte Gewürm, das unter Seiner Fußſohle Staub fraß! Und Schlag auf Schlag, bis die Arme niederſanken oder der Krampf ſie zu Knoten ballte. Da lagen ſie Reihe für Reihe, mit wahnwitzfunkelnden Augen, mit Geiferwolken vor dem Mund, das Blut über ihr Fleiſch herabrieſelnd.

Und die das ſahen, fühlten auf einmal ihre Herzen klopfen, merkten die Wärme in ihre Wangen ſteigen und hatten Beſchwerde zu atmen. Es war gleichſam, als ſtrammte ſich etwas Kaltes unter ihrer Kopfhaut und ihre Knie wurden ganz ſchwach. Denn das ergriff ſie; es war ein kleiner Wahnſinnspunkt in ihrem Gehirn, der dieſe Tollheit verſtand.

Dies, ſich als der gewaltigen harten Gottheit Sklave zu fühlen, ſich ſelbſt vor des Herrn Füße hinzuſtoßen, ſein Eigen zu ſein, — nicht in ſtiller Frommheit, nicht in ſanfter Gebete Unwirkſamkeit, ſondern es raſend zu ſein, in der Selbſterniedrigung Rauſch, in Blut und Geheul und unter feuchtigkeitsblinkenden Geißelzungen, dies waren ſie aufgelegt zu verſtehen; ſogar der Fleiſcher wurde ſtill und die zahnloſen Philoſophen duckten ihre grauen Köpfe vor den Augen, die ſie rings um ſich ſahen.

Und es wurde ganz ſtill drinnen in der Kirche; nur ein ſachtes Wogen ging durch den Haufen.

Da ſtand einer von den Fremden, ein junger Mönch, über ihnen auf und redete. Er war bleich wie ein Laken, ſeine ſchwarzen Augen glühten wie Kohle, die am Auslöſchen iſt, und die düſtern, ſchmerzgehärteten Züge um den Mund waren als

wären sie mit einem Messer in Holz geschnitten, und nicht Falten in eines Menschen Gesicht.

Er streckte die dünnen, zerlittenen Hände im Gebet gen Himmel und die schwarzen Kuttenärmel glitten über seine mageren weißen Arme herab.

Dann redete er.

Von der Hölle sprach er, davon, daß sie unendlich war, wie der Himmel unendlich ist, von der einsamen Welt der Qualen, die jeder von den Verdammten zu durchleiden und mit seinen Schreien anzufüllen hat; Seen von Schwefel waren da, Wiesen von Skorpionen, Flammen, die sich um ihn legten wie ein Mantel sich umlegt, gehärtete Flammen, die sich in ihn bohrten wie ein Spießblatt, das man in einer Wunde umdreht.

Es war ganz still; atemlos lauschten sie seinen Worten, denn er redete, als habe er das mit seinen eigenen Augen gesehen, und sie fragten sich selbst, ist nicht dieser einer von den Verdammten, der zu uns aus der Hölle Rachen heraufgeschickt ward, um vor uns zu zeugen.

Dann predigte er lange vom Gesetz und der Strenge des Gesetzes, darüber, daß jedes Tüpfelchen darin erfüllt werden müsse, und daß jede Übertretung, deren sie sich schuldig gemacht, ihnen bis auf Loth und Unze würde angerechnet werden. „Aber Christus ist für unsre Sünden gestorben", sagt Ihr; „wir sind nicht mehr unter dem Gesetz". Aber ich sage euch, daß die Hölle nicht um Einen von Euch wird betrogen werden und nicht einer der Eisenzähne an der Hölle Marterrad wird Eueres Fleisches verlustig

gehen. Ihr bauet auf Golgathas Kreuz; kommt, kommt! kommt es zu ſehen! ich führe Euch ganz bis zu ſeinem Fuß. Es war ein Freitag, wie Ihr wißt, als ſie ihn durch eines ihrer Thore hinausſtießen und das ſchwerſte Ende eines Kreuzes auf ſeine Schultern legten und es ihn zu einem unfruchtbaren und kahlen Lehmhügel außerhalb der Stadt tragen ließen, und ſie folgten zuhauf mit und rührten den Staub auf mit ihren vielen Füßen, ſo daß es wie eine rote Wolke über der Stätte lag. Und ſie riſſen ſeine Kleider von ihm ab und entblößten ſeinen Leib, ſowie die Herren des Geſetzes einen Miſſethäter vor Aller Blicken entblößen laſſen, damit Alle das Fleiſch ſehen können, das der Pein ſoll überantwortet werden, und ſie ſchleuderten ihn nieder, auf ſeinen Kreuz zu liegen, und ſtreckten ihn darauf und ſchlugen einen Nagel aus Eiſen durch jede ſeiner widerſtrebenden Hände und einen Nagel durch ſeine gekreuzten Füße; mit Keulen ſchlugen ſie die Nägel bis an den Kopf hinein. Und ſie richteten das Kreuz in einem Loch der Erde auf, jedoch es wollte nicht feſt und gerade ſtehen, und ſie ſchüttelten es hin und her und trieben Keile und Pflöcke rund herum ein, und die es thaten, ſchlugen ihre Hüte auf, damit das Blut ſeiner Hände ihnen nicht in die Augen tropfe. Und er dort oben ſah vor ſich hinab auf die Soldaten, die um ſeinen ungeſäumten Kittel ſpielten und auf dieſen ganzen johlenden Haufen, für den er litt, damit derſelbige erlöſt werden könne, und es war kein mitleidend Auge im ganzen Haufen. Und die dort unten ſchauten wieder ihn an, der leidend und ſchwach da

hing; sie schauten auf das Brett zu seinen Häupten, worauf geschrieben stand: König der Juden, und sie spotteten sein und riefen hinauf zu ihm: „Du, der Du Tempel niederbrichst und in drei Tagen wieder aufbaust, erlöse nun Dich selbst; bist Du Gottes Sohn, so steig herab von diesem Kreuz.“ Da erzürnte Gottes hochgeborener Sohn in seinem Sinn, und sah, sie waren der Erlösung nicht wert, die Haufen, so die Erde erfüllen, und er riß seine Füße über den Kopf des Nagels und er ballte sein Hände über die Nägel der Hände und zog sie heraus, daß die Arme des Kreuzes sich wie ein Bogen spannten, und er sprang herab zur Erde und riß seinen Mantel an sich, daß die Würfel über den Abhang von Golgatha rollten, und er warf ihn um mit eines Königs Zorn und fuhr auf gen Himmel. Und das Kreuz blieb leer stehen und der großen Versöhnung Werk wurde nie vollbracht. Es ist kein Mittler zwischen uns und Gott; es ist kein Jesus für uns am Kreuz gestorben, es ist kein Jesus für uns am Kreuz gestorben, es ist kein Jesus für uns am Kreuz gestorben!“

Er schwieg.

Bei den letzten Worten hatte er sich über die Menge vorgebeugt und mit Lippen und Händen seine Aussage gleichsam auf ihre Häupter nieder geworfen, und es war ein Stöhnen der Angst durch die Kirche gegangen und in den Winkeln hatten sie zu schluchzen begonnen.

Da drängte sich der Fleischer mit aufgehobenen drohenden Händen, blaß wie eine Leiche, vor und er rief: „Mönch, Mönch, wirst Du ihn wieder an's

Kreuz nageln, wirſt Du . . .!“ Und hinter ihm klang es heiſer und ſcharf: „ja, ja; kreuzige ihn, kreuzige ihn!“ Und von allen Lippen wieder, drohend, bettelnd, dröhnte es in einem Sturm von Rufen zur Wölbung hinan: „kreuzige, kreuzige ihn!“

Und klar und hell eine einzige Stimme: „kreuzige ihn!“

Jedoch der Mönch ſah auf dies Geflatter aufgeſtreckter Hände hinab, auf dieſe verzerrten Geſichter, mit des rufenden Mundes dunklen Öffnungen, aus denen die Zahnreihen wie Zähne gereizter Raubtiere blitzten, und er breitete die Arme in der Ekſtaſe eines Moments gen Himmel auf und lachte. Dann ſtieg er hinab, und ſeine Leute hoben die Feuerregenbanner und ihre leeren ſchwarzen Kreuze und drängten aus der Kirche hinaus, und wieder zogen ſie ſingend über den Marktplatz und wieder durch der Turmpforte Schlund.

Und die von Alt-Bergamo ſtarrten ihnen nach, als ſie den Berg hinunter gingen. Der ſteile mauereingehegte Weg war vom Licht der Sonne umnebelt, die draußen über der Ebene ſank, und ſie waren vor all dem Licht nur halb zu ſehen; doch auf den roten Ringmauern der Stadt zeichneten die Schatten ſich ſchwarz und ſcharf ihrer großen Kreuze, die im Gedränge von der einen Seite nach der anderen ſchwankten.

Ferner her klang der Geſang; rot ſchimmerte noch ein Banner oder zwei von der neuen Stadt brandſchwarzer Stätte; dann verſchwanden ſie in der lichten Ebene.

Frau Fönß

In der netten Anlage hinter dem alten Palaſt der Päpſte in Avignon ſteht eine Ausſichtsbank, von der man über die Rhone, über das Blumenufer der Durance, über Hügel und Felder und einen Teil der Stadt hinſieht.

An einem Oktobernachmittag ſaßen hier auf dieſer Bank zwei däniſche Damen, eine verwitwete Frau Fönß und ihre Tochter Ellinor.

Obwohl ſie nun ein paar Tage hier waren und die Ausſicht, die vor ihnen lag, ſchon ſehr gut kannten, ſaßen ſie doch immer noch und wunderten ſich, daß es ſo in der Provence ausſah.

Daß dies wirklich die Provence war! Ein lehmiger Fluß mit Schollen von ſchlammigem Sand und unendlichen Ufern von ſteingrauem Geröll; dann blaßbraune Fluren ohne einen Grashalm, blaßbraune Abhänge, blaßbraune Anhöhen und ſtaubhelle Wege,

und hie und da bei den weißen Häuſern Gruppen ſchwarzer Bäume, vollſtändig ſchwarzer Büſche und Bäume. Über all dem ein weißlicher, lichtzitternder Himmel, der alles noch bleicher machte, noch trockener und ermüdender licht, ohne den Schimmer von üppiger ſatter Tönung, lauter hungrige, ſonngequälte Farben, und nicht ein Laut in der Luft, nicht eine Sichel, die durch das Gras ſchlug, nicht ein Wagen, der über die Wege hinraſſelte; und die Stadt dort zu beiden Seiten gleichſam aus Stille aufgebaut, mit all dem Mittagsſchweigen der Gaſſen; all die taubſtummen Häuſer, die jede Blende, jede Jalouſie geſchloſſen, jede einzelne geſchloſſen hatten, — Häuſer, die nicht hören noch ſehen konnten.

Frau Fönß hatte nur ein reſigniertes Lächeln für dieſe lebloſe Einförmigkeit; doch Ellinor machte ſie ſichtlich nervös, nicht lebhaft ärgerlich nervös, ſondern kleinlaut und matt, wie man es durch tagelanges Regenwetter werden kann, wenn alle triſten Gedanken Einem mit herab regnen, oder durch das idiotiſch tröſtende Ticken einer Stubenuhr, wenn man ſitzt und ſeiner ſelbſt unheilbar überdrüſſig iſt, oder durch die Blumen der Tapete, wenn die gleiche Kette ganz verſchliſſener Träume Einem gegen Willen im Gehirn rund um haſpeln und ſich zuſammenknüpfen und in Stücke gehn und ſich wieder zuſammenknüpfen, in einer einzigen erſtickenden Unendlichkeit. Sie griff ſie gleichſam körperlich an, dieſe Landſchaft, und brachte ſie einer Ohnmacht nahe, ſo hatte die Gegend ſich heute mit Erinnerungen an eine Hoffnung verſchworen, die zerbrochen war, und an lebhaft ſüße Träume, die

nun krankhaft ekel geworden, Träume, an die zu denken ſie ſchamrot errötete und die ſie doch nie vergeſſen konnte. Und was hatte das denn mit der Gegend hier zu thun; der Schlag hatte ſie ja weit von hier getroffen, in heimiſcher Umgebung, am moirierten Sund, unter lichtgrünen Buchen, und doch trug es jede blaßbraune Hügelwelle auf den Lippen und jedes Haus mit grünen Fenſterladen ſtand und verſchwieg es hier.

Es war der alte Kummer junger Herzen, das, was ihr begegnet war; ſie hatte einen Mann geliebt und hatte wieder an Liebe geglaubt, und da hatte er ſich plötzlich eine andere gekoren; warum, wozu? was hatte ſie ihm gethan? in was hatte ſie ſich verändert, war ſie nicht dieſelbe? und alle die ewigen Fragen wieder und wieder. Sie hatte nicht ein Wort ihrer Mutter geſagt, doch ihre Mutter hatte es bis ins Kleinſte hinab erraten und war ſo voll Sorgfalt für ſie geweſen; ſie hätte ſchreien mögen bei dieſer Sorgfalt, die wußte und gar nicht wiſſen durfte, und ihre Mutter hatte auch das erraten, und dann waren ſie verreiſt.

Die ganze Reiſe war nur, auf daß ſie vergeſſen möge.

Frau Fönß brauchte ihre Tochter nicht verlegen zu machen, indem ſie ihr ins Geſicht ſah, um zu wiſſen, wie es um ſie ſtand; wenn ſie nur ein Aug' auf die nervöſe kleine Hand warf, die an ihrer Seite lag und ſich ſo machtlos verzweifelt auf dem Lattenwerk der Bank ausſtreckte, um jeden Moment die Stellung zu verändern, wie ein Fieberkranker, der

ſich in ſeinem Bett herumwälzt; wenn ſie das nur that, auf dieſe Hand ſah, ſo wußte ſie auch, wie lebensmüde die jungen Augen vor ſich hinſtierten, wie gequält dies feine Antlitz in jedem Zug zitterte, wie blaß es in ſeinen Leiden war und wie krankhaft die Adern unter den Schläfen zarter Haut hervorblauten.

Es that ihr leid um ihr kleines Mädchen und ſie würde ſie ſo gern an ihre Bruſt lehnen gefühlt haben, um all die Troſtesworte auf ſie herabzuhauchen, die ſie ſich ausdenken konnte; doch ſie hatte den Glauben, daß es Schmerzen gebe, die im Verborgenen ſterben müſſen und nicht ſollen in Worten aufſchreien dürfen, nicht einmal zwiſchen Mutter und Tochter, daß nicht eines Tages unter neuen Verhältniſſen, wenn alles ſich zu Entzücken und Glück aufbauen will, daß dieſe Worte dann nicht wie ein Hindernis ſeien, etwas, das drückt und unfrei macht, weil der ſie geſagt hat, ſie im Sinn eines anderen flüſtern hört, ſie ſich in den Gedanken eines anderen beſehen, hin und her gedreht und gewendet ſieht.

Und dann auch, daß ſie bange war, ihrer Tochter Schaden zu thun, indem ſie ihr die Vertraulichkeit leicht machte; ſie wollte nicht Ellinor über ſich erröten machen; ſie wollte nicht, wie ſehr es auch erleichterte, ihr über die Demütigung hinweg helfen, die darin liegt, die geheimeſt eigenen Winkel der Seele den Blicken eines Anderen offen zu legen; im Gegenteil, um ſo viel ſchwerer es auch für ſie beide wurde, ſo war ſie doch froh darüber, daß die Vornehmheit der Seele, die in ihr ſelbſt war, die fand

ſie bei ihrer jungen Tochter in einer gewiſſen geſunden Steifheit wieder.

Einmal — es war einmal vor vielen vielen Jahren, als ſie ſelbſt ſo ein achtzehnjähriges Mädchen geweſen, da hatte ſie geliebt aus ganzer Seele, mit jedem Sinn in ihrem Leibe, mit jeder Lebenshoffnung, mit jedem Gedanken; und es hatte nicht ſein ſollen, nicht ſein können, er hatte nur ſeine Treue zu bieten gehabt, zu erproben in einer endloſen Verlobung, und es waren bei ihr zu Hauſe Verhältniſſe, die nicht warten konnten. So hatte ſie denn ihn genommen, den ſie ihr gaben, ihn, der Herr über dieſe Verhältniſſe war. Sie heirateten, dann kamen die Kinder, Tage, der Sohn, der hier in Avignon mit war, die Tochter, die an ihrer Seite ſaß, und es war viel beſſer geworden als ſie hatte erwarten können, lichter und leichter. Acht Jahre währte es, dann ſtarb der Mann und ſie trauerte über ihn aus einem aufrichtigen Herzen, denn ſie hatte gelernt, dieſe feine dünnblütige Natur gern zu haben, die mit einer angeſpannten egoiſtiſchen Zärtlichkeit faſt krankhaft liebte, was durch Geſchlecht und Familienband zu ihr gehörte und die in der ganzen großen Welt draußen ſich um nichts bekümmerte, als um das, was die Welt meinte, bloß um deren Meinung, ſonſt um nichts. Nach des Mannes Tod hatte ſie dann viel für ihre Kinder gelebt, aber hatte ſich nicht mit ihnen eingeſperrt, hatte am Geſellſchaftsleben teilgenommen, wie es für eine ſo junge und vermögende Witwe natürlich war, und nun war ihr Sohn einundzwanzig Jahre alt und ſie ſelbſt hatte nicht viele Tage übrig

bis zu vierzig. Jedoch ſie war noch ſchön; es war nicht ein grauer Faden in ihrem ſchweren dunkelblonden Haar, nicht eine Falte um die großen, offenen Augen, und die Figur war ſchlank in ihrer formbeherrſchten Fülle. Die kräftigen linienfeinen Züge wurden durch den dunkleren, mehr farbentiefen Hautton hervorgehoben, den die Jahre ihr gegeben; allein es war eine Süße im Lächeln ihrer tief eingebuchteten Lippen, eine nahezu verheißungsvolle Jugend im weich betauten Schimmern ihrer braunen Augen, die alles wieder mild und freundlich machten. Und doch war dann wieder die ernſthafte große Rundung der Wange, des reifen Weibes willensſtarkes Kinn.

„Nun kommt Tage gewiß," ſagte Frau Fönß zur Tochter, als ſie Gelächter und ein paar däniſche Ausrufe auf der anderen Seite der dicken Hecke von Hagebuchen vernahm.

Ellinor nahm ſich zuſammen.

Und es war Tage, Tage und die Kaſtager, Groſſirer Kaſtager aus Kopenhagen mit Schweſter und Tochter; Frau Kaſtager lag krank daheim im Hotel.

Frau Fönß und Ellinor machten für die beiden Damen Platz, die Herren verſuchten einen Moment ſtehend zu konverſieren, aber ließen ſich bald von der niedrigen Granitmauer verlocken, die den Ausſichtspunkt umgab, und ſo ſaß man da und redete genau das Notwendigſte, denn die Neuangekommenen waren müde von einem kleinen Eiſenbahnausflug in die roſenglühende Provence.

„Oho!" rief Tage und ſchlug ſich mit der flachen Hand auf die lichten Beinkleider; „ſchaut hin!"

Man ſchaute.

Draußen in der braunen Landſchaft zeigte ſich eine Staubwolke, über dieſer ein Staubmantel, mitten zwiſchen beiden gewahrte man ein Pferd. „Das iſt der Engländer, von dem ich ſprach, der früher ankam,“ ſagte Tage zu ſeiner Mutter hin. „Haben Sie jemanden ſchon ſo reiten geſehen?“ wandte er ſich an Kaſtager; „er erinnert mich an einen Gaucho.“

„Mazeppa?“ bemerkte Kaſtager fragend.

Der Reiter verſchwand.

Dann erhob man ſich und begab ſich auf den Weg zum Hotel.

Dieſe Kaſtager hatte man in Belfort getroffen, und da ſie des gleichen Weges ſollten, durch Südfrankreich hinab und die Riviera entlang, ſo war man vorläufig mit einander gereiſt. Hier in Avignon hatten nun beide Familien Halt gemacht, die des Groſſirers, weil die Frau an einem Adernknoten erkrankt war, die Fönß, weil Ellinor augenſcheinlich Ruhe brauchte.

Tage war entzückt über dies Zuſammenleben, denn er verliebte ſich Tag um Tag mehr und mehr unheilbar in die niedliche Ida Kaſtager, allein Frau Fönß war nicht ſo ſehr vergnügt, denn wohl war Tage ſehr ſicher und entwickelt für ſein Alter, aber es hatte doch keine Eile mit irgend einer Verlobung, und dann außerdem dieſer Kaſtager. Ida war ein prächtiges Mädchen, die Frau eine ſehr gebildete Dame von ausgezeichneter Familie und der Groſſirer ſelbſt war tüchtig, reich und brav, aber es war ein Schimmer von Lächerlichkeit über ihm und es kam

den Leuten ein Lächeln auf die Lippen oder ein Blinken in die Augen, wenn man den Groſſirer Kaſtager nannte. Er war nämlich ſo feurig und ſo außerordentlich begeiſtert, war es ſo offenherzig, ſo lärmend und ſo mitteilſam, und darum war es, denn es wird nun ja gerade ſo viel Diskretion im Umgang mit Begeiſterung gefordert. Allein Frau Fönß dachte nicht gern daran, daß man Tages den Schwiegervater mit einem Blinken im Auge, einem Lächeln um den Mund nannte, und darum verhielt ſie ſich ein wenig kühl gegen die Familie, zum großen Kummer des verliebten Tage.

Am nächſten Vormittag waren Tage und ſeine Mutter das kleine Muſeum der Stadt beſehen gegangen. Sie fanden das Portal offen, doch die Thüren zur Sammlung hinein verſchloſſen und das Läuten erwies ſich als ganz fruchtlos. Jedoch gewährte das Portal Zugang in den nicht beſonders großen Hofraum, der von einem kürzlich geweißten Bogengang umgeben war, deſſen kurze dickleibige Säulen geſpreizt waren.

Sie gingen rund herum und betrachteten, was längs der Wände aufgeſtellt war, römiſche Grabmäler, Stücke vor Sarkophagen, eine kopfloſe Draperieſigur, zwei Rückenwirbel von einem Walfiſch und eine Reihe architektoniſcher Details.

Auf allen Merkwürdigkeiten waren friſche Spuren von des Maurers Kalkpinſel.

Nun waren ſie wieder an ihrem Ausgangspunkt.

Tage lief die Treppe hinan, um nachzuſehen, ob nicht doch irgendwo im Hauſe Leute wären und Frau Fönß begann im Bogengang hin und wieder zu ſpazieren.

Wie ſie auf dem Weg nach der Pforte war, zeigte ſich am Ende des Ganges, gerade vor ihr, ein hochgewachſener bärtiger Herr mit ſonngebräuntem Geſicht. Er trug ein Reiſebuch in der Hand, horchte nach rückwärts und ſah dann vor ſich hin ſie an.

Sie dachte ſogleich an den Engländer von geſtern.

„Entſchuldigen Sie, gnädige Frau," begann er fragend und grüßte.

„Ich bin eine Fremde", antwortete Frau Fönß; es ſcheint niemand zu Hauſe zu ſein, doch mein Sohn iſt hinauf gelaufen, um nachzuſehen ..."

Dieſe Worte wurden franzöſiſch ausgetauſcht.

In dieſem Nu kam Tage zurück, „ich bin ganz herum geweſen," ſagte er, „auch in einer Wohnung, jedoch es war keine Katze darin."

„Ich höre," ſprach der Engländer, diesmal däniſch, „daß ich das Vergnügen habe, mit Landsleuten beiſammen zu ſein."

Er grüßte wieder und ging ein paar Schritte zurück, wie um anzudeuten, er habe dies nur geſagt, damit ſie wüßten, daß er verſtehe, was ſie redeten; jedoch plötzlich trat er noch näher als vorher, mit einem geſpannten, bewegten Ausdruck im Geſicht und ſagte: „denn es ſollte doch nicht möglich ſein, daß die gnädige Frau und ich alte Bekannte wären?"

„Iſt es Emil Thorbrögger?“ rief Frau Fönß aus und ſtreckte die Hand vor.

Er faßte ſie. „Ja, ich bin es,“ ſagte er froh, „und das ſind Sie!“

Er hatte nahezu Thränen in den Augen, als er ſie anſah.

Frau Fönß ſtellte Tage als ihren Sohn vor.

Tage hatte dieſen Thorbrögger niemals nennen gehört, allein er dachte nicht an das, ſondern nur, daß der Gaucho ſchließlich ſich als Däne entpuppt, und da eine Pauſe entſtand und jemand etwas ſagen ſollte, konnte er nicht umhin, auszurufen: „und ich, der geſtern ſagte, Sie erinnerten mich an einen Gaucho!“

Ja das, verſetzte Thorbrögger, wäre auch ſo ziemlich nah der Wahrheit, nachdem er einundzwanzig Jahre mitten in den Pampas von La Plata gelebt habe und gewiß in all dieſen Jahren mehr zu Pferd geweſen ſei als zu Fuß.

Und nun war er hierher nach Europa gekommen!

Ja, nun hatte er ſeinen Grund und ſeine Schafe verkauft und war gekommen, ſich in der alten Welt umzuſehen, in der er daheim war; aber mit Scham mußte er bekennen, daß er oft und häufig es ſehr langweilig finde, ſo zu ſeinem Vergnügen herumzureiſen.

Er hatte vielleicht Heimweh nach den Prairien?

Nein, er hatte nie irgendwelche Sehnſucht gehabt nach Städten oder Landen, er glaubte, es ſei die tägliche Arbeit, die er vermiſſe.

So redete man eine Weile. Endlich kam der

Kuſtode, erhitzt und atemlos, mit Salatköpfen unter dem Arm und ein Büſchel brandroter Tomaten in der Hand, und ſie wurden in die kleine, drückend ſchwüle Malereiſammlung eingelaſſen, wo ſie nur den allervageſten Eindruck von des alten Vernet's gelblichen Gewitterwolken und ſchwärzlichen Gewäſſern bekamen, während ſie ſich dagegen wechſelſeitig recht gut mit ihrem Leben und Schickſal während der vielen Jahre bekannt machten, die hingegangen waren, ſeitdem ſie ſchieden.

Denn er war es ja, den ſie geliebt, damals, als man ſie an einen Anderen band; und in den Tagen, die nun kamen, wo ſie viel beiſammen waren und wo die Übrigen, im Gefühl, daß ſo alte Freunde ſich viel zu ſagen haben, ſie ſo oft allein ließen, in dieſen Tagen merkten ſie bald beide, daß, ſo ſehr ſie ſich auch in der Jahre Lauf verändert hatten, ihre Herzen doch nichts vergeſſen.

Vielleicht war er es, der das zuerſt gewahr wurde, denn der Jugend ganze Unſicherheit, ihre Sentimentalität und ihr elegiſches Sehnen kamen ſofort über ihn, und er litt dadurch; es war dem reifen Mann zuwider, ſo mit einemmal der Lebensruhe, der Selbſtſicherheit beraubt zu ſein, die er ſich in der Zeit erworben hatte, und er wünſchte ſich ſeine Liebe anders geprägt, wollte, daß ſie mehr würdig, mehr gefaßt wäre.

Sie fühlte ſich nicht jünger, ſchien ihr, jedoch es war ihr, als ob in ihrer Seele eine geſtockte, eingedämmte Thränenquelle friſch aufgebrochen wäre und aufs neue zu fließen begönne; und es war ſo

viel Glück und Erleichterung, zu weinen, und ſie hatte ein ſolches Gefühl von Reichtum bei dieſen Thränen, als ſei ſie mehr wert und alles ihr wieder mehr wert, im Grunde ein Jugendgefühl.

Den Abend eines Tages ſaß Frau Fönß allein zu Hauſe; Ellinor hatte ſich frühzeitig gelegt und Tage war mit den Kaſtager im Theater. Sie war in dem langweiligen Hotelzimmer dageſeſſen und hatte im Halbdunkel, das ein paar Kerzen hervorrufen können, geträumt, bis die Träume in dem ewigen Kommen und wieder Kommen ins Stocken geraten, und ſie müde geworden, doch mit dieſer ſanften, lächelnden Müdigkeit, die ſich über Einen breitet, wenn glückliche Gedanken im Gemüt entſchlummern wollen.

Sie konnte hier nicht ſitzen bleiben und den ganzen Abend vor ſich hinſchauen, ohne auch nur ſo viel wie ein Buch in der Hand, und es würde noch mehr als eine Stunde dauern, ehe das Theater vorüber war; ſo begann ſie im Zimmer auf und ab zu gehen, blieb vor dem Spiegel ſtehen und richtete ihr Haar.

Sie konnte ja ins Leſekabinet hinab und die illuſtrierten Blätter anſehen. Es war dort um dieſe Zeit des Abends immer leer.

Sie warf einen großen ſchwarzen Spitzenſchleier über den Kopf und ging hinab.

Ja wohl, es war leer.

Das kleine dichtmöblierte Gemach war von einem

Halbdutzend breiter Gasflammen blendend erleuchtet; es war drinnen heiß und die Luft faſt ſengend trocken.

Sie zog den Schleier über die Schultern hinab.

Die weißen Blätter dort auf dem Tiſch, die Mappen mit ihren großen Goldbuchſtaben, die leeren Sammetſtühle, des Teppichs regelmäßige Quadrate und der Ripsgardinen gleichartige Falten, das ſah alles ſo ſtumm aus in dieſem ſtarken Licht.

Sie träumte noch, und träumend ſtand ſie und lauſchte der ſingenden Gasflammen langgezogenen Tönen.

Man konnte von dieſer Wärme faſt ſchwindlig werden.

Langſam langte ſie, um ſich zu ſtützen, nach einer großen ſchweren Broncevaſe empor, die auf einer Konſole an der Wand angebracht war und griff an ihren blumenknorrigen Rand.

Es war bequem, ſo da zu ſtehen und die Bronce rührte ſo prächtig kühl an ihre Hand. Aber wie ſie ſo ſtand, kam ein anderes hinzu. Sie begann ſie als eine Befriedigung für ihre Glieder, für ihren Körper zu empfinden, die plaſtiſch ſchöne Stellung, in die ſie verſunken war, und das Bewußtſein davon, wie gut das ſie kleidete, der Schönheit, die in dieſem Augenblick über ihr lag, und die rein körperliche Empfindung der Harmonie, das ſammelte ſich zu einem Gefühl von Triumph, ſtrömte als ein wunderſam feſtlicher Jubel durch ſie.

Sie kam ſich in dieſer Stunde ſo ſtark vor, das Leben lag vor ihr wie ein großer und ſtrahlender Tag, und nicht mehr wie ein Tag, der den ſtillen

wehmutsvollen Stunden der Dämmerung zuneigt, ſondern wie eine große und wache Spanne Zeit, mit heißen Pulſen in jeder Sekunde klopfend, mit des Lichtes Luſt, mit Handlung und Bewegung und einer Unendlichkeit nach außen und nach innen. Und ſie begeiſterte ſich an des Lebens Fülle und ſehnte ſich nach ihr mit dem Taumel und der Glut eines Reiſefiebers.

Lange ſtand ſie ſo, eingenommen von ihren Gedanken, alles rings um ſich vergeſſend. Dann plötzlich, als hörte ſie das Schweigen herinnen, der ſingenden Gasflammen langgezogene Töne, und ſie ließ die Hand von der Vaſe fallen, ſetzte ſich an den Tiſch und begann in einer Mappe zu blättern.

Sie hörte Schritte, die an der Thür vorübergingen, hörte ſie umkehren und ſah Thorbrögger hereintreten.

Es wurden ein paar Worte gewechſelt, allein da ſie von ihren Bildern gefeſſelt ſchien, begann auch er in die Blätter zu ſehen, die hier lagen. Sehr intereſſierten ſie ihn jedoch kaum, denn als ſie einen Moment ſpäter aufſah, begegnete ſie ſeinem Blick, der forſchend zu ihr hinüberſtarrte.

Er ſah aus, als wollte er gerade ſprechen und es war ein nervöſer entſchloſſener Ausdruck um ſeinen Mund, der ihr ſo beſtimmt ſagte, was für Worte es ſein würden, daß ſie errötete und inſtinktmäßig, gleichſam um die Worte zurückzuhalten, ihm ihr Bilderblatt über den Tiſch hinreichte und drin auf die Zeichnung von einigen Pampasreitern deutete, die nach wilden Stieren Laſſos ſchleuderten.

Er war auch nahe daran ſich zu einem Scherz

über die naiven Vorstellungen verlocken zu lassen, die der Zeichner von der Kunst des Lassowerfens hatte; es war ja so verführerisch leicht, das zu besprechen, im Gegensatz zu dem, was er in Gedanken vorhatte; aber da nahm er resolut und schob das Blatt beiseite, beugte sich ein wenig über den Tisch vor und sagte: „ich habe so viel an Sie gedacht, seit wir uns trafen; ich habe immer so viel an Sie gedacht, sowohl damals in Dänemark als da drüben, wo ich gewesen bin. Und ich habe Sie immer geliebt, und wenn es mir nun zeitweilig scheint, daß ich Sie nie vorher geliebt als jetzt, wo wir uns wieder begegnet, so ist das nicht wahr, wie groß auch meine Liebe ist; denn ich habe Sie immer geliebt, ich habe Sie immer geliebt. Und im Fall Sie mir gestatten könnten, daß Sie mein würden, Sie können gar nicht verstehen, was es für mich wäre, wenn Sie, die so viele Jahre mir weggenommen war, wieder zu mir zurückkommen wollten."

Er schwieg einen Augenblick, dann stand er auf und trat näher zu ihr hin.

„Ach, so sagen Sie doch ein Wort; ich stehe da und rede wie ins Blinde hinein; ich muß ja mit Ihnen sprechen wie zu einem Dolmetsch, einem Fremden, der es dem Herzen wieder sagen soll, zu dem ich rede; ich weiß ja nicht ... stehen und meine Worte wägen ... ich weiß ja nicht, wie fern oder wie nah; ich wage ja nicht ihr Laute zu geben, der Anbetung, die mich erfüllt — oder darf ich?"

Er ließ sich an ihrer Seite in einen Stuhl niedersinken.

„Dürfte ich, müßte ich nicht befürchten —, iſt es wahr? o, Gott ſegne Dich, Paula!“

„Es giebt nichts, was uns länger getrennt halten ſoll,“ ſagte ſie mit ihrer Hand in ſeiner; „was auch kommen möge, ich habe das Recht, einmal glücklich zu ſein, einmal meine Natur voll auszuleben, mein Sehnen und meine Träume zu leben. Ich habe nie verzichtet; weil das Glück nicht zu mir kam, glaubte ich doch nie, das Leben ſei lauter Armſeligkeit und Pflicht; ich wußte, daß es Glückliche gab.“

Schweigend küßte er ihre Hand.

„Ich weiß,“ ſagte ſie traurig, „die mich am mildeſten beurteilen werden, ſie werden das Glück mir gönnen, das darin iſt, mich von Dir geliebt zu wiſſen; doch ſie werden auch ſagen, daß mir dies genügen ſollte.“

„Allein das würde niemals mir genügen und Du hätteſt nie das Recht, mich ſo fallen zu laſſen.“

„Nein,“ ſagte ſie, „nein.“

Ein wenig ſpäter ging ſie dann zu Ellinor hinauf.

Ellinor ſchlief.

Frau Fönß ſetzte ſich an ihr Bett und betrachtete das bleiche Kind, deſſen Züge ſie in der Nachtlampe gelblichem armem Schein nur ganz undeutlich ausnehmen konnte.

Um Ellinors willen mußten ſie warten. In ein paar Tagen würden ſie ſich von Thorbrögger trennen und nach Nizza gehen und dort allein bleiben; den ganzen Winter wollte ſie dafür leben, Ellinor geſund zu bekommen. Jedoch morgen wollte ſie den Kindern

erzählen, was geſchehen und was zu erwarten war. Wie ſie es auch nehmen würden, es war ihr unmöglich, mit ihnen Tag aus und Tag ein zuſammen zu leben und durch ein ſolches Geheimnis von ihnen wie faſt abgeſperrt zu ſein. Und ſie mußten ja auch Zeit haben, ſich an den Gedanken zu gewöhnen; denn zu einer Trennung zwiſchen ihnen würde es doch werden, größer oder kleiner, das kam auf die Kinder ſelbſt an. Was die Ordnung ihres Lebens im Verhältnis zu ihr und ihm anging, ſollten ſie völlig beſtimmen. Sie wollte nichts fordern. Hier war es an ihnen, zu geben.

Sie hörte Tages Schritt im Salon und ging zu ihm hinein.

Er war ſo ſtrahlend und zugleich ſo nervös, daß Frau Fönß gleich dachte, es ſei etwas geſchehen, und ſie ahnte auch, was.

Jedoch er, der eine Art Einleitung zu dem finden wollte, was er auf dem Herzen hatte, ſaß und redete zerſtreut über das Theater, und erſt als ſeine Mutter zu ihm ging und ihre Hand auf ſeine Stirn legte und ihn zwang, zu ihr aufzuſehen, vermochte er zu erzählen, daß er um Ida Kaſtager gefreit und ein Ja bekommen habe.

Lange ſprachen ſie dann darüber, doch Frau Fönß fühlte die ganze Zeit, daß in dem, was ſie ſagte, eine Kühle war, die ſie nicht überwinden konnte, weil ſie fürchtete, allzuſehr in Tages Ton einzuſtimmen, auf Grund der Erregung, in der ſie ſelbſt war, und dann auch vertrug ſie nicht, daß ihr mißtrauiſcher Gedanke ſich auf der Spur ſelbſt des ſchwächſten

Schattens einer Verbindung hin dachte zwiſchen dem, daß ſie heute abends freundlich war und dem, was ſie morgen erzählen wollte.

Tage bemerkte jedoch von Kühle nichts.

Dieſe Nacht bekam Frau Fönß nicht viel Schlaf in die Augen; ſie hatte allzuviele Gedanken, mit denen ſich wach zu erhalten. Sie dachte daran, wie wunderlich es war, daß er und ſie, als ſie ſich trafen, einander lieben ſollten wie in alten Tagen.

Doch es waren alte Tage, beſonders für ſie, ſie war ja nicht, ſie konnte jedenfalls nicht länger mehr jung ſein. Und das würde ſich zeigen; er würde ſchließlich mit ihr Nachſicht haben müſſen, ſich daran gewöhnen, daß es lange her war, ſeit ſie achtzehn Jahre geweſen. Jedoch ſie fühlte ſich jung; ſie war es in ſo manchen Richtungen, und dennoch war es gerade dies, daß ſie das Bewußtſein ihrer Jahre hatte; ſie ſah es ſo deutlich: in tauſend Bewegungen, in Mienen und Geſten, in der Art, wie ſie auf einen Wink kommen würde, in der Art, wie ſie bei einer Antwort lächeln würde, zehnmal im Tag würde ſie ſich darin alt machen, weil ſie des Mutes ermangeln würde, im Äußeren ſo jung zu ſein wie in ihrem Gemüt.

Und Gedanken kamen und Gedanken gingen, aber durch das alles brach immer nur die eine Frage hervor, um ihre Kinder, was ſie ſagen würden.

Es war ſpät am Morgen des nächſten Tags, daß ſie die Antwort herausforderte.

Sie ſaßen im Salon.

Sie ſagte, daß ſie ſie etwas Wichtiges müſſe

wiſſen laſſen, etwas, das für ſie alle eine große Veränderung herbeiführen werde, etwas, das ihnen ſehr unerwartet kommen würde. Sie bat ſie, es anzuhören, ſo ruhig ſie es vermöchten und ſich nicht vom erſten Eindruck zu unbedachtſamen Dingen hinreißen zu laſſen; denn ſie müßten wiſſen, daß, was ſie ihnen erzählen wolle, feſt abgemacht ſei und daß nichts, was ſie zu ſagen vermöchten, ſie veranlaſſen würde, es abzuändern.

„Ich will mich wieder verheiraten," ſagte ſie, und ſie erzählte ihnen, wie ſie Thorbrögger geliebt, ehe ſie ihren Vater kannte, wie ſie von ihm getrennt worden war und wie ſie ſich nun gefunden hätten.

„Ach, aber Mutter, liebſte Mutter! was haben wir Dir doch gethan; haben wir Dich nicht immer geliebt; haben wir uns nicht, wenn wir bei Dir waren und wenn wir fort von Dir waren, zu Dir hingeſehnt wie zum Beſten, das wir auf der Welt beſaßen? Den Vater haben wir ja nicht gekannt, außer durch Dich; Du biſt es, die uns gelehrt hat, ihn zu lieben, und wenn Ellinor und ich einander ſo gern haben, iſt es dann nicht, weil Du Tag für Tag, unermüdlich, dem Einen gezeigt, was im Anderen wert war, geliebt zu werden, und war es ſo nicht mit jedem Menſchen, an den wir uns geknüpft, haben wir nicht alles von Dir? Alles haben wir von Dir, und wir beten Dich an, Mutter; wenn Du wüßteſt... ach, Du ahnſt nicht, wie oft die Liebe zu Dir über alle Ufer und Grenzen zu gehen begehrt, zu Dir hinauf; aber Du biſt es wieder, die uns gelehrt hat,

ſie nieder zu halten und wir kommen Dir nie ſo innig nah, wie wir ſo gerne wollten. Und nun ſagſt Du, Du willſt Dich uns ganz weg nehmen, uns ganz beiſeite ſchieben! aber das iſt ja unmöglich; was könnte, der es mit uns auf Erden am ſchlimmſten meinte, gegen uns thun, das ſo fürchterlich wäre, wie das, und Du meinſt es mit uns nicht am ſchlimmſten auf Erden; Du meinſt es mit uns ja gut; wie kann es da möglich ſein! Beeile Dich zu ſagen, es iſt nicht wahr, es iſt nicht wahr, Tage, es iſt nicht wahr, Ellinor."

„Tage, Tage, komm doch zu Dir ſelbſt und mach es nicht ſo ſchwer, ſowohl für Dich wie für uns Andere."

Tage erhob ſich.

„Schwer!" ſagte er, „ſchwer, ſchwer; ach, ich wollte, es wäre nichts als bloß ſchwer; allein es iſt ja fürchterlich, — unnatürlich; es iſt ja, um verrückt zu werden, wenn man daran denkt. Ahnſt Du denn auch wirklich, was Du mir zu denken gegeben haſt? Meine Mutter den Liebkoſungen eines fremden Mannes anheim gegeben, meine Mutter begehrt, umarmt und wieder umarmend, — o, das ſind Gedanken für einen Sohn, Gedanken, ſchlimmer als die ſchlimmſte Verhöhnung; — aber es iſt unmöglich, es ſoll unmöglich ſein, es ſoll; denn ſollte nicht ſo viel Macht in den Bitten eines Sohnes liegen? Ellinor, ſitze nicht da und weine; komm und hilf mir dabei, die Mutter bitten, daß ſie mit uns Mitleid habe."

Frau Fönß machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung und ſagte: „laß Ellinor gehen; ſie mag

ſo auch ſchon müde genug ſein, und ich habe Euch ja überdies geſagt, daß nichts verändert werden kann.“

„Ich wünſchte, ich wäre tot,“ ſprach Ellinor; „aber es iſt alles wahr, Mutter, was Tage ſagt, und es kann niemals recht von Dir ſein, in dem Alter, in dem wir ſind, uns einen Stiefvater zu geben.“

„Stiefvater,“ rief Tage, „ich will nicht hoffen, daß er auch nur einen Moment wagt ... Du biſt toll; wo er eingeht, dort gehen wir hinaus; die Macht auf Erden exiſtiert nicht, die mich bewegen ſoll, die mindeſte Gemeinſchaft mit dieſem Menſchen zu dulden. Es iſt an der Mutter zu wählen, — jedoch ihn oder uns! Gehen die Neuvermählten nach Dänemark, ſind wir landesverwieſen; bleiben ſie hier, ſo bleiben wir nicht.“

„Iſt das Deine Meinung, Tage?“ fragte Frau Fönß.

„Ich hoffe nicht, daß Du zweifelſt; denke Dir bloß dies Familienleben: Ida und ich an einem Mondſcheinabend draußen auf der Terraſſe und hinter dem Lorbeerbosket iſt jemand und flüſtert und Ida, die fragt, wer es ſei, der flüſtert und ich als Antwort: es iſt meine Mutter und ihr neuer Mann. — Nein, nein, ich hätte das nicht ſagen ſollen; allein Du ſiehſt ſchon, wie es wirkt, welchen Schaden es mir gethan hat, und es wird auch Ellinor nicht beſſer machen, darfſt Du mir glauben.“

Frau Fönß ließ die Kinder gehen und blieb allein ſitzen.

Nein, Tage hatte recht; es hatte ihnen nicht gut gethan; wie ſie ſchon in dieſer kurzen Stunde von ihr weit weggekommen waren; wie ſie auf ſie ſahen, nicht als ihre, ſondern als ihres Vaters Kinder, und wie ſie bereit waren, ſie fallen zu laſſen, als ſie bloß bemerkt hatten, daß nicht jedes einzelne Gefühl in ihrem Herzen ihnen gehörte; aber ſie war ja doch nicht einzig und allein Tages und Ellinors Mutter; ſie war ja doch ein Menſch für ſich ſelbſt, mit Leben für ſich und Hoffnung für ſich, auch ohne Zuſammenhang mit ihnen. Aber ſo jung, wie ſie gemeint, war ſie doch vielleicht nicht. Sie hatte das in dieſer Unterredung mit ihren Kindern bemerkt. War ſie nicht dageſeſſen, ängſtlich, trotz ihrer Worte, und hatte ſie ſich nicht faſt als die gefühlt, die in das Recht der Jugend einen Eingriff gemacht, und war nicht die ganze ſichere Anſpruchsfülle und die naive Tyranniſchkeit der Jugend durch alles gegangen, das ſie geſagt hatten; — wir ſind es, denen es zukommt, zu lieben; wir ſind's, denen das Leben gehört und Euer Leben, das iſt, für uns da zu ſein.

Sie begann zu verſtehen, daß eine Befriedigung drin liegen konnte, ganz alt zu ſein, — nicht daß ſie es wünſchte, aber es lächelte ihr doch ſchwach zu, wie ein ferner Frieden, nun, nach all der Aufregung, in der ſie die letzte Zeit geweſen, nun, da die Ausſicht auf ſo viel Uneinigkeit nahe war. Denn ſie glaubte nicht, daß ihre Kinder auf andere Gedanken kommen würden, als die ſie hatten, und ſie mußte mit ihnen ja doch wieder und wieder darüber reden, ehe ſie die Hoffnung aufgab. Das beſte war, Thorbrögger reiſte

gleich ab; wenn er nicht gegenwärtig war, würden die Kinder vielleicht nicht so erregbar sein und sie würde ihnen allmählich zeigen können, wie eifrig sie war, auf sie alle mögliche Rücksicht zu nehmen; die erste Bitterkeit fände dann wohl Zeit zu verschwinden und alles ... nein, sie glaubte nicht daran, daß alles noch gut würde.

Es wurde dann so, daß Thorbrögger einwilligte, nach Dänemark zu reisen, um ihre und seine Papiere in Ordnung zu bringen. Vorläufig sollte er auch dort bleiben. Es schien jedoch nichts dadurch gewonnen zu sein. Die Kinder wichen ihr aus, Tage war immer mit Ida und ihrem Vater beisammen und Ellinor sollte stets der kranken Frau Kastager Gesellschaft leisten. Und waren sie endlich beisammen, wo war da nicht bloß die alte Vertraulichkeit, die alte Gemütlichkeit, sondern wo waren auch die tausend Gesprächsgegenstände, und fanden sie endlich einen, wohin war dann dessen Interesse geraten? Sie saßen da und hielten eine Konversation in Gang, wie zwischen Menschen, die eine Zeit lang Gutes in Gesellschaft von einander genossen und nun scheiden sollen, und die abreisen, haben alle ihre Gedanken auf der Reise Ziel gesammelt, und die bleiben, denken nur daran, wie sie in ein trauliches Leben und in trauliche Gewohnheiten zurückfallen werden, sobald die Fremden gereist sind.

Es war keine Gemeinsamkeit mehr in ihrem Leben und jedes Gefühl, zusammen zu gehören, war verschwunden. Sie konnten davon reden, wie sie sich es in der nächsten Woche, im nächsten Monat, auch

in noch einem Monat einrichten wollten; doch es intereſſierte ſie nicht als wären es Tage ihres Lebens, um was es ſich drehte, ſondern nur als Wartezeit, die auf eine oder die andere Art mußte überſtanden werden; denn alle drei fragten ſie in ihren Gedanken: „und was dann?“ weil ſie keine Sicherheit in ihrem Leben fühlen konnten, weil ſie keinen Grund hatten, auf dem zu bauen, ehe das geordnet war, was ſie getrennt hatte.

Und mit jedem Tag, der ging, vergaßen die Kinder mehr und mehr, was ihre Mutter für ſie geweſen war, ſowie Kinder, wenn ſie glauben, daß ihnen unrecht geſchehen, tauſend Wohlthaten für ein einziges Unrecht vergeſſen.

Tage war der Weichere von beiden, jedoch auch der am tiefſten Verletzte, weil er derjenige war, der am meiſten geliebt hatte. Er hatte lange Nächte hindurch über die Mutter geweint, die er nicht behalten konnte, wie er es wollte, und es gab Zeiten, wo die Erinnerung an ihre Liebe zu ihm nahe daran war, jedes andere Gefühl in ſeiner Bruſt zu übertäuben. Eines Tages war er auch zu ihr hinein gegangen und hatte gebeten und gebettelt, ihr Eigen zu ſein, ihres allein und gar keines Anderen, und er hatte ja ein Nein bekommen. Und dies Nein hatte ihn hart gemacht, und kalt dazu, mit einer Kälte, über die er anfangs ängſtlich geworden, weil zugleich eine ſo fürchterliche Leere kam.

Mit Ellinor war es anders; ſie hatte auf eine wunderliche Art es beſonders als ein Unrecht gegen ihren verſtorbenen Vater empfunden, und ſie begann

mit einer Fetischverehrung für diesen Vater, an den sie sich nur dunkel erinnern konnte, und machte sich ihn lebendig, indem sie sich in alles vertiefte, was sie von ihm gehört, über ihn Kastager fragte und Tage, jeden Morgen und jeden Abend ein Porträtmedaillon küßte, das sie von ihm besaß und sich mit einer etwas hysterischen Sehnsucht nach Briefen von ihm sehnte, die zu Hause waren, und Dingen, die ihm angehört.

Während der Vater so stieg, sank zugleich die Mutter. Daß sie sich in einen Mann verliebt hatte, machte sie in der Tochter Augen geringer; sie war nicht die Mutter mehr, die Unfehlbare, die Klügste, Außerordentlichste, Schönste; sie war ein Frauenzimmer wie andere Leute, — nicht ganz; aber weil sie es nicht ganz war, Eine, die man darum kritisieren konnte und beurteilen und mit Schwachheiten und Fehlern behaftet finden. Ellinor war froh, daß sie der Mutter ihre unglückliche Liebe nicht anvertraut hatte; sie wußte nicht, wie sehr die Mutter selbst dran schuld war, daß sie es nicht gethan.

Der eine Tag verging und der andere Tag verging und dies Leben wurde mehr und mehr unerträglich, und sie fühlten alle drei, daß es unnütz war, und daß es, anstatt sie zusammen zu führen, sie von einander zog.

Frau Kastager, die nun gesund geworden und die doch bei nichts von allem, was vorgegangen, dabei gewesen, aber dennoch diejenige war, die am besten von allen unterrichtet war, weil ihr alles erzählt worden, sie hatte eines Tages eine lange Unterredung

mit Frau Fönß, die froh war, jemanden zu haben, der ruhig anhören konnte, wie sie sich die Zukunft geordnet dachte; und in dieser Unterredung schlug Frau Kastager vor, daß die Kinder mit ihr nach Nizza gehen sollten, daß Thorbrögger nach Avignon gerufen werde und daß sie sich da trauen ließen. Kastager konnte ganz gut bleiben und Zeuge sein.

Frau Fönß schwankte einige Zeit, denn es war ihr nicht möglich, die Meinung der Kinder zu erfahren; sie hatten es, da es ihnen erzählt ward, mit einem vornehmen Schweigen entgegengenommen und da man sie um eine Antwort drängte, hatten sie bloß gesagt, sie müßten sich in diesem selbstverständlich nach dem richten, was sie bestimmen würde.

So wurde es denn so, wie Frau Kastager vorgeschlagen; sie sagte den Kindern Lebewohl und diese reisten ab; Thorbrögger kam und sie und er wurden getraut.

Spanien wurde ihre Heimat; Thorbrögger wählte es um der Schafzucht willen.

Nach Dänemark wollte keines von ihnen.

Und so lebten sie denn glücklich in Spanien.

Ein paarmal schrieb sie ihren Kindern, doch im ersten heftigen Zorn darüber, daß sie sie verlassen, schickten sie die Briefe zurück. Später bereuten sie es wohl, aber sie konnten es dennoch nicht über sich gewinnen, es ihr gegenüber zu bekennen und ihr zu schreiben, und so hörte jede Verbindung zwischen ihnen auf. Allein sie vernahmen doch hie und da, auf anderem Wege, gegenseitig von ihrem Leben.

Fünf Jahre lebten Thorbrögger und seine Frau

glücklich; aber da wurde ſie auf einmal krank. Es war eine hurtig zehrende Krankheit, die notwendig mit dem Tode enden mußte. Die Kräfte ſchwanden allſtündlich hin, und eines Tages, als das Grab nicht mehr weit entfernt war, ſchrieb ſie ihren Kindern.

„Liebe Kinder!“ ſchrieb ſie, „daß Ihr dieſen Brief leſen werdet, weiß ich, denn er wird Euch nicht erreichen, ehe ich tot bin. Seid nicht bange, es ſtecken keine Vorwürfe in dieſen Zeilen drin; könnte ich nur machen, daß genug Liebe in ihnen Raum fände!

Wo Menſchen lieben, Tage und Ellinor, kleine Ellinor, da muß immer der ſich demütigen, der am meiſten liebt, und darum komme ich noch einmal zu Euch, wie ich in Gedanken jede Stunde des Tages zu Euch kommen werde, ſo lang ich es vermag. Der ſterben ſoll, liebe Kinder, iſt ſo arm; ich bin ſo arm, denn all dieſe herrliche Welt, die nun in ſo vielen Jahren meine reiche geſegnete Heimat geweſen, die ſoll mir nun weggenommen werden; meine Stube ſoll leer ſtehen, die Thür ſoll hinter mir geſchloſſen werden und ich ſoll nie mehr den Fuß hinein ſetzen. Drum ſehe ich alles mit der Bitte im Auge an, daß es mich lieb habe; darum komme ich und bitte Euch, mich mit der ganzen Liebe zu lieben, die Ihr mir einmal gabt; denn erinnert Euch, nicht vergeſſen zu werden, das iſt all der Anteil von der Menſchen Welt, der von nun an mein ſein wird. Nur nicht vergeſſen zu werden, ſonſt weiter nichts.

Ich habe nie an Euerer Liebe gezweifelt; ich wußte ja gut, daß es Euere große Liebe war, die Euern großen Zorn verurſacht; hättet Ihr mich weniger

geliebt, ſo würdet Ihr mich ruhiger haben gehen laſſen. Und darum will ich Euch ſagen, wenn es eines Tags geſchehen ſollte, daß ein ſchmerzgebeugter Mann vor Euere Thüre käme, um mit Euch von mir zu ſprechen, zu ſprechen, um ſeiner Tröſtung willen, ſo erinnert Euch, daß wie er keiner mich lieb gehabt und daß alles Glück, das eines Menſchen Herze ausſtrahlen kann, von ihm zu mir ging. Und bald in der letzten großen Stunde wird er mich an der Hand halten, wenn das Dunkel kommt, und ſeine Worte werden die letzten ſein, die ich höre ...

Lebt wohl, ich ſage es hier, allein es iſt das nicht das letzte Lebewohl an Euch; das werde ich ſo ſpät ſagen, als ich es wage, und da ſoll meine Liebe drin ſein, und die Sehnſucht von ſo vielen, vielen Jahren, und Erinnerungen von damals, als Ihr klein wart, und tauſend Wünſche und tauſend Dank. Lebe wohl, Tage, lebe wohl, Ellinor; lebt wohl bis zum letzten Lebewohl.

Euere Mutter."

Fragmente

Eines begabten jungen Mannes Tagebuch

Auswahl

15. Januar 1867.

Es giebt Augenblicke in meinem Leben, in denen ich glaube, daß Studium der Natur sei meines Lebens Beruf; aber zu anderen Zeiten ist es, als wäre es die Poesie, die mein Handwerk werden sollte, und dies namentlich, wenn ein oder das andere ausgezeichnete Gedicht meine Begeisterung geweckt hat oder wenn ich mich mit des Nordens Götterlehre beschäftigt. Könnte ich die ewigen Gesetze, Herrlichkeiten, Rätsel und Wunder der Natur in die Welt der Dichtung übertragen, so fühle ich, daß mein Werk ein mehr denn gewöhnliches würde. Doch die Dichtung würde keine christliche werden: sie würde die Bibel als eine Edda betrachten und sich nicht zu anderen Werken der Gottheit bekennen als zu den Naturgesetzen in weitester Ausdehnung; sie würde die Menschen nicht als Kinder Gottes betrachten, sondern als Teil der Gottheit, geringe Teile, aber dennoch Teile. . . . .

Es iſt eine dumme alte Tradition, daß man ſelbſt ſich am wenigſten kennt. Andere können wiſſen, was man thut und ſagt; ſelbſt weiß man von dem, was man denkt — und das iſt das wichtigſte, denn leider, Wort und That ſind oft dem Gedanken entgegengeſetzt . . . Dies gilt natürlich bloß, wenn man ſich mit ſich ſelbſt beſchäftigt hat.

22. Mai 1867.

Ich war in der italieniſchen Oper, trotz Zeit und Geld; ich ſah „Un ballo in maschera“, verſtand nicht ein Wort, ahnte dunkel den Sinn, war angeekelt von der Primadonna, fand das meiſte in der Muſik langweilig und — unterhielt mich dennoch ganz ausgezeichnet.

Signora Benati! jung, natürlich, heiter, ſchelmiſch recht ſchmuck, Pagentracht, herrliche Stimme — Ihr Götter, welcher ſchreckliche Angriff auf ein junges Herz, das warm für alles Schöne ſchlägt, vielleicht ſogar gehörig warm. Wo ich gehe und wo ich ſtehe, ſehe ich Signora im vierten Akt hinaustanzen und höre ſie die Arie im erſten ſingen. Sie iſt faſt Kind; ihr Entzücken über die Bouquets war groß; ſie wollte ſie ungern los laſſen. Signor Padilla mußte ſie ihr faſt wegreißen, damit ſie ſie nicht in ihrem Spiel genierten — und dann hielt ſie dennoch trotzig eines der Bouquetbänder feſt. Signora Benati und Examen Artium! ſchrecklich, daß Ihr Euch nicht mit einander vertragen könnet! Ich muß doch ſehen, Euch dazu zu bringen. Benati noch einmal ſehen muß ich.

16. Dezember 1867.

Es ist eigentlich komisch: ich weiß nicht, wie meine Prosa aussieht. Es kommt mir vor, es ist etwas Unoriginelles an ihr, — ich meine nicht, unoriginell; aber ich erkenne nicht mich selbst in ihr.

17. Dezember 1867.

Der Dichter macht einen Spaziergang; die Natur ist so herrlich, so groß, so lebendig; seine Gefühle rühren sich stark, seine Lippe summt: das ist der Empfängnis seliger Moment. Er geht heim, nimmt Papier und Feder, schreibt und streicht aus, denkt und denkt wieder um, formt und formt wieder um: das ist der Erlösung harte Stunde. Den Tag darauf schreibt er wieder; es geht leichter, aber es ist auch minder wertvoll: das ist die Nachgeburt. Daher so viel Schlechtes unter so viel Gutem in Dichterwerken. Das ist roh, doch wahr. . . .

Wenn man, sobald ich nach der Abwesenheit eines Augenblicks in einen Kreis trete, von etwas anderem spricht als von dem, was der Gegenstand des Gespräches gewesen, ehe ich ging, und bald, nachdem ich gekommen, das Thema wieder aufgiebt, so spielt man in neun unter zehn Fällen Komödie. Man hat von mir geredet; da ich eintrete, beginnt einer eifrig von dem einen und dem anderen zu sprechen; die anderen nehmen daran eifrig teil; wenn man hierauf die Gefahr überstanden glaubt, hält man inne und atmet auf. . . .

Warum schreibe ich Gedichte? Um einmal be-

rühmt zu werden? Ich will das nicht hoffen. Weil es meine Natur, weil es mir notwendig iſt? Es koſtet mich Anſtrengung, ein Gedicht zu ſchreiben. Weil ich meine, das Pfund gebrauchen zu müſſen, das ich vielleicht habe? Ich bin kein Pflichtmenſch. Um mich ſelbſt und meiner Gaben Umfang kennen zu lernen? Laß mich ſagen: vielleicht; ich mag nicht noch mehr Fragen aufwerfen.

Es iſt mir ganz unmöglich zu ſagen, ob das, was ich herein ſchreibe, wirklich meine Meinung iſt, oder ob es bloß Federgrillen (Federdiarrhöe).

Ob ich hinterliſtiger Menſch nicht zu innerſt, allerinnerſt in mir den Gedanke herberge: einmal im Lauf der Zeit wirſt Du ein großer Dichter, und wenn Du nachher tot biſt, wird man dies hübſche Collegienheft finden und ſich über Deine treffenden (?) Bemerkungen freuen und manche Winke zur Beurteilung Deiner Perſönlichkeit und Deiner Werke finden und es dann als Selbſtbiographie herausgeben! (Wenn ich zu jener Zeit Kritiker, würde ich ſagen, es ſei ein verdammt wirres Zeug). Gott, wie könnte es Einen, der mich ſtudierte, hinter das Licht führen! Aus dem ganzen Ton des Obenſtehenden z. B. könnte er ſchließen: wie aufrichtig! und dann iſt vielleicht dies alles gerade meiner Meinung entgegengeſetzt. Ja, geehrter zukünftiger Anmelder, ich komme nicht mit irgend einer Behauptung; in dieſem Kapitel weiß ich nicht mehr als Du und wahrſcheinlicherweiſe weniger, — Du weißt doch, wie das ganze Buch ausſieht; ich kenne bloß die erſten Seiten.

18. Dezember 1867.

Ein Dichter braucht gewiß nie bange zu sein, seine Gedanken seien so genial oder seine Gefühle so individuell, daß seine Mitzeit sie nicht fassen kann.

Als ich den Knaben vom Ärmel geschüttelt hatte und mich geistig zu entwickeln begann, d. h. begann, mich selber zu studieren, wurde ich sehr überrascht und dachte: so wie Du ist kein anderer auf der Welt. Nun weiß ich auf dem Wege der Erfahrung, daß es viele sind. Ich hätte Lust, meinem Ich hier eine specielle Untersuchung zu widmen.

Ich

Ich bin ein Mensch, der Lust zu allzuvielen Sachen hat. Ich hätte Lust, Botanik, Ästhetik, Kunstgeschichte, Mythologie und gewiß noch vielerlei mehr zu studieren.

Mein Wille ist vielleicht stark in großen Dingen, schwach in Kleinigkeiten, vielleicht umgekehrt, vielleicht augenblicklich erstickt von Gefühlen und Gedanken.

Mein Gefühl ist stark, aber macht keinen Lärm. (Was meinen Herr Ich denn über Gedichte? das ist ja doch eine Art von Aufhebensmachen.)

Wenn ich in Begeisterung komme, fährt es mir kalt über den Rücken hinab. Ich beginne leicht zu weinen. Gehe im allgemeinen in Gefühlsachen bis zum Extremen.

Mein Gedankengang ist einigermaßen hurtig, aber doch zu langsam, vielleicht klar, vielleicht auch nicht.

Ich flöße in der Regel jungen Mädchen Vertrauen ein.

Ich habe gewiß viel Takt und Feingefühl. Erröte im allgemeinen ohne Grund.

Sehr eingebildet. Habe gewiß Selbſtkritik und bin im ganzen genommen, gewiß ein guter ſcharfer, Kritiker. Sehr ehrgeizig.

Obenſtehendes iſt ſehr möglich völlig falſch.

Habe ſehr ſtarke Neigung, alles Begegnende in Poeſie umzuſetzen. Bin eitel im Sommer, nicht im Winter. Arbeite meiſtens bei Licht. Spaziere am liebſten in der Dämmerung. Träume lieber als ich denke. Bin empfänglich für Schmeichelei, wenn ſie fein iſt. Sehr reizbar . . . . Alles möglicherweiſe Lüge.

4. April 1868.

Wenn es einen perſönlichen Gott gäbe und ich an ihn glaubte, ſo würde ich beten, daß ſich auf ſeinem Kopf die Haare ſträuben würden und er ſelbſt aus Entſetzen und Angſt einen Todesengel zu mir ſchickte und mich im Paradies durch Langeweile zähmte, auf daß nicht die Hölle, mit mir an der Spitze, über den Himmel ſiege. Aber nun glaube ich nicht, — bete alſo nicht — wünſche aber, — bekomme nicht — aber träume.

Aus einem Brief

Allmählich, wie ich mehr und mehr in die Hervorbringungen der neueren däniſchen Dichtkunſt eindringe, ſehe ich klarer und klarer ein, daß ich bisher ganz im Nebel gearbeitet habe und daß ich, wenn ich den Löffel nicht in die andere Hand nehme, niemals etwas werde. Sowohl Sie wie ich haben fehlgegriffen: wir ſind geweſen wie jene ſchlimme Jungfrau

Martha, die ſich mit vielen Dingen Beſchwerde machte und des einzigen, das notthat, vergaß. Das Einzige, was notthut, iſt Unſchuldigkeit. „So wir nicht werden wie die Kinder, kommen wir nicht in den däniſchen Parnaß.“ Unſere Poeſie iſt ein reiner Garten Eden, wo die Dichter im barſten Unſchuldszuſtand umhergehen; iſt nur der Unterſchied zwiſchen ihnen und Adam und Eva, daß ſie trotzdem das Feigenblatt tragen, — doch andererſeits fehlt ihnen. — — —

(1871?)

Wiebe Peters

Umriß zu einer Romanfigur

Vergangenes Jahr, als wir im Kriege zwiſchen Frankreich und Deutſchland lebten, traf es ſich, daß ich mich auf der kleinen Inſel Anholt aufhielt.

Es war wohl acht Tage oder ſo nach Kriegsbeginn, daß ich in einer Mittagsſtunde in dem kleinen Gäßchen ſtand, das die Anholter Kirche auf der einen Seite und das Plankwerk eines Gartens auf der anderen hat. In dem Garten ſtand ein Anholter Weib und mit dieſem ſprach ich. Ich erinnere mich an all das ſo deutlich, daß ich, ſobald meine Gedanken darauf verfallen, die rote Brandleiter der Kirche ſehe und die blauen Glockenblumen auf dem Kirchhofwall; die ſchwüle Sommerluft und den ſtarken, ſchweren Geruch der Neſſeln merke ich zugleich und ich höre, was ich damals hörte.

Wir hatten von Steffen Storm geſprochen, der im Lager bei Hald war, darüber, wie traurig es

ſet, daß er in ſolchen unruhigen Zeiten dort ſein müſſe und daß er der einzige nun lebende Anholter ſei, den ich nicht geſehen hatte. Wir redeten davon, daß alle Leute der Inſel mit einander verwandt ſeien und davon, daß alle Häuſer Seite an Seite geſammelt lägen: darum meinte ich auch, daß die Bewohner einander dutzendmale im Tag ſehen müßten, und da erzählte ſie, daß ſie ſeit fünf Jahren ihren Fuß nicht in das weſtliche Ende des Ortes geſetzt habe. Da geſchah es, daß ein wunderlich dumpfer Laut kam und die Luft drin im Gäßchen erſchütterte, und ehe ich begriffen, was es war, kam es wieder. Das war ein ferner Kanonenſchuß — das war der Krieg, das war die franzöſiſche Flotte, die im Anſegeln war, — ſo ſetzten meine Gedanken fort. Der Laut dauerte an und meine Hoffnung ſchlug eine Seeſchlacht, ſchäumte vorwärts mit franzöſiſchen Eskadronen und ſtrich deutſche Flaggen; ſo hörte ich nur ſchwach, gleichſam etwas weiter weg, und vielleicht war ſie auch gegangen, die Frau ausrufen: „O Gott, bewahre wohl Steffen Storm!“

Eine einzelne Kuh brüllte aus Sehnſucht nach dem Stall, wurde heimgeholt und ſchwieg. Ein Kind ſtand in einer von den Thüren und weinte; dann wurde die Thür geſchloſſen, das Kind weinte drinnen und dann ſchwieg auch dies. „O Gott, bewahre wohl Steffen Storm!“

Welch wunderlich Volk, das ſein ganzes Leben hier leben kann, das nur hier leben kann! Ein Volk, dem die Thaten, Kämpfe und Änderungen der übrigen Welt fern ſind, nebelhaft und farblos wie Träume vom vergangenen Jahr. Ein hundert Menſchen, deren

Daſein ſo verſchlungen, verknüpft, zuſammengewebt, daß der Tod wohl Trauer bringen kann, doch nicht Vergeſſenheit: denn wer vor ſieben Jahren ſtarb, man ſpricht von ihm fort, als ob er geſtern gelebt und ſeine Witwe kommt jeden Sonntag ſchwarz gekleidet zur Kirche, bis an ihres Lebens Ende, und wenn der Segen über die Gemeinde geſprochen wird, kann ſie ſich nicht erheben, denn das Licht von Gottes Antlitz darf nicht voll auf ſie fallen, denn ſo große Freude darf ihr nicht zukommen, deren Ehegatte fortgenommen iſt.

Ich erinnere mich, wie ich an jenem Abend mich ſehnte, einen von dieſen Menſchen recht zu verſtehen, einen Augenblick mit ihren Hirnen zu denken, mit ihren Herzen zu fühlen und mit ihren Sinnen wahrzunehmen: das wäre neuer, als die neue Welt es für Kolumbus war.

Daſſelbe war meine Stimmung und dieſelben meine Gedanken, als ich im Sommer auf den Dämmen außerhalb Eppenwörden ſtand ... Da lag das Ditmarſchenland mit ſeiner blaugrünen Marſch und ſeiner fetten Geeſt; da lag das Meer, der Ditmarſch Schöpfer, Ernährer und Feind, das Meer, von dem ſie dachten, wie Hiob von Jehova ſprach: das Meer hat gegeben, das Meer hat genommen, des Meeres Name ſei geprieſen. — — —

(Herbſt 72?)

Eine Reiſeerinnerung

Dort im weißen, ſchneidenden Licht über den See kommt ein Boot: eine kleine ſchwarze Planke, ein graues Segel geſchaukelt und geworfen, verſchwindend

weggetaucht, kommend herangehoben, fortgeblitzt, hergeblitzt vom blendenden Glanz.

Dann verbarg es die Landnase.

Es war nun nicht ein Segel draußen zu sehen, nicht einmal ein weißbrüstiger Vogel brach die weite Fläche des Sees, und breit und blau, wie niemals der Himmel blau ist, strahlte das Wasser unter des Tages vollem, mächtigem Lichtfall; — weiß und lilatönig in der dunstigen Ferne, silberstreifig kornblau unter dem Bergschatten, goldkörnig glitzernd, goldkörnig wirbelnd über die Tiefe hin, und auf der breiten, weiten Nähe in einem reichen und farbesatten Azurblauen, gewiegt in runden, kammlosen Wellen, glatt gleichwie gleitendes Glas, waren wie Krystall, das in hüllenloser Klarheit schwillt, von eisblankem Licht erleuchtet, von seegrünem Schein beschattet, — also sah man des Gardasees Gewässer.

Und das Boot schaute wieder draußen von der Nase her, sich unentwegt und unverdrossen im ersterbenden Wind daher schiebend, näher und näher, vorbei an den niedrigen, grauen Olivenfeldern, unter des Monte Baldos lehmbraune Höhen herein, und noch näher, wo sich die grasgründige Sandzunge vorstreckt, hierauf ganz nah, mit schlappen Segeln und fast gar keiner Fahrt, langsam zur Pfostenbrücke des Hotels hingleitend.

Es waren bloß zwei im Boote, ein rotmütziger Fischer und ein lichthaariger Fremder, der gleich an Land stieg und faul oder träumend in den Garten ging. — —

(Sommer 1877.)

Aus einer Erzählung

Dieſe ſtilleſtehende kleine Geſchichte vom Anfang des Jahrhunderts, da unſere Großeltern geſunde und warmblütige neuvermählte Leute waren, iſt auf Briefen und Tagebuchblättern, auf Miniaturporträts und Stammbüchern aufgebaut und der Held heißt Auguſt, während ſie Roſalie heißt, und ſie wohnen in Frederiksdal.

Aber vergeſſet nur nicht, daß es ganz andere Zeiten waren damals, und ganz andere Menſchen. Bloß dieſes, daß Mannsleute einander küßten und herumgingen und ihre Beine in Seidenſtrümpfen zeigten und ſaßen und bei ihrem Weine ſangen; bloß dieſes, daß nicht eine von fünfundzwanzig Damen ſpielen konnte, und wenn ſie es konnte, ſo im allgemeinen die Guitarre!

Es iſt nur, um den Abſtand zu zeigen, daß gerade dieſes hervorgehoben wird, und nicht, weil es etwas in der Geſchichte zu ſagen hat.

Dagegen etwas anderes: überleget einmal, was das Heim in jenen Tagen war. Man kann nicht behaupten, daß es nun bloß der Ort iſt, wohin man geht, um zu ſchlafen und am Tiſch zu ſitzen; aber es iſt ganz gewiß nicht das enge, alles verſchluckende Vaterland, das es damals war. Das Leben außerhalb iſt heutzutage nicht Trapezunt, Sahara, der Planet Mars oder die Milchſtraße; es ſind das heutzutage alles Allerweltswege, alte, wohlbekannte Wege, die in unſeren Wohnſtuben zu einem Marktplatz zuſammenlaufen; doch in alten Tagen, da war das Leben draußen etwas, wozu man reiſte und wovon

man heimkehrte, oder durfte es in einem Geſpräch innerhalb unſerer Thüren kommen, ſo war es als eine Mappe mit kurioſen Kupferſtichen, die man aus einem Schranke nimmt, wenn die Kinder zu Bett gebracht ſind. — — —

(1883?)

Anne Charlotte

Erſter Akt

Wohnſtube bei Direktor Hein. Luxuriöſe, ſchwere Wintermontierung. Größere Möbelgruppe im Hintergrund rechts, kleinere im Vordergrund links. Thür im Hintergrund links und im Vordergrund rechts. Zwiſchen kleineren Bildern der Rückwand ein lebensgroßes Porträt des Vaters der Frau. Trauerroſette über dem Rahmen.

1. Scene

De Geer Anne Charlotte

Anne Charlotte hinter einem Tiſch zur Linken ſitzend, auf dem ſich Bücher und Papiere befinden. De Geer, in Beſuch, hat gerade Platz genommen, rechts von der Frau. Im Profil gegen die Zuſchauer.

De Geer

So unterhielten Sie ſich geſtern alſo wirklich? Ja, mir deuchte es ſo.

Anne Charlotte

Ja. — Wäre es übrigens nicht genug Unterhaltung für einen Ballabend, ganz unerwartet einen alten Freund zu treffen, den man ganze vier Jahre lang nicht geſehen hat?

De Geer

Ja, vier Jahre ſind lang. — Es iſt hier viel geſchehen, während ich fort geweſen bin.

Anne Charlotte

traurig, nach des Vaters Porträt blickend

Ja, es iſt viel geſchehen.

De Geer

zum Porträt gewendet

Wie es ähnlich iſt! (erhebt ſich halb). Ja, das iſt ganz das liebe mutige alte Geſicht. (Zur Frau) Ich habe niemals einen alten Mann wie Ihren Vater gekannt, Einen, der ſo gut ans Leben und die Menſchen glaubte wie er. Wenn man mit ſeinen jugendlichen Plänen und Hoffnungen zu ihm kam, ſo hatte er nie dieſe mißmutigen erfahrenen Sentenzen für Einen, mit denen die alten Leute ſonſt immer kommen; da war nicht die Rede von überlegenem Lächeln oder von einem mitleidsvoll den Kopf Schütteln; er nahm unſere Pläne auf und ließ in ſeiner Phantaſie ſie glücken, und Schwierigkeiten! Schwierigkeiten und Hinderniſſe, auf die haute er los, ſo daß ſie alle beiſeite fielen, und die Zukunft ſtand vor Einem wie eine offene feſtliche Pforte, durch die hindurchzuſpazieren man ſich nur zuſammen nehmen ſollte ... Immer ging man erfriſcht von ihm, vertrauensvoller auf ſein Glück, ſicherer ſeiner ſelbſt.

Anne Charlotte

Und nicht wahr, er hatte recht?

De Geer

Er hatte recht, doch er behielt es nicht immer.

Sie glichen ihm in ſo vielem, gnädige Frau, und gleichen ihm vielleicht noch?

Anne Charlotte

Ja, warum ſollte ich verändert ſein?

De Geer

Vier Jahre! — Es iſt ſelten, daß ein Menſch ſich ſo lang ſelber treu bleibt.

Anne Charlotte

Das haben Sie nicht vom Vater gelernt.

De Geer

Nein, — das haben mich — andere gelehrt.

Anne Charlotte

Wer?

De Geer

Man ſoll keine Namen nennen.

Anne Charlotte

Ich verſtehe Sie nicht.

De Geer

Nein.

Anne Charlotte.

Aber vielleicht werden Sie einräumen, daß es in einem Geſpräch am angenehmſten iſt, wenn man einander verſteht?

De Geer

Ja, iſt das ſo gewiß?

Anne Charlotte

Ich mindeſtens ziehe es vor.

De Geer

Ja, ſehen Sie, gnädige Frau, was ich meine, iſt nichts anderes denn dieſes, daß wir, die meiſten von uns, wenn wir als ganz junge Menſchen uns mit dem Leben einlaſſen ſollen, von der Hand der Natur eine Menge ſchöne Eigenſchaften beſitzen. Wir ſind uneigennützig, vertrauensvoll, bereit, für die Wahrheit zu leiden, unverſöhnlich gegenüber von allem, was niedrig, unerſchütterlich in unſerem Glauben daran, daß was Recht iſt, ſiegen wird; wir ſind ritterlich, mutig, alles was mutig iſt, fein und edel.

Anne Charlotte

Ja!

De Geer

Aber alle die Herrlichkeit iſt von der Natur gar nicht beſtimmt zu dauern, nicht mehr als die Reihe von Zähnen es iſt, die man als ganz Kleines bekommt. Es iſt nämlich ein Trieb in uns, der ſich vordem nicht recht hat ſpüren laſſen, ehe man als Erwachſener mit dem Leben ins Handgemenge gekommen iſt, und das iſt der Selbſterhaltungstrieb — und es iſt merkwürdig . . .

Anne Charlotte

Soll ich Ihnen meine aufrichtige Meinung ſagen?

De Geer

Um meinetwillen nicht. Ich weiß allzu gut, wenn man ſeine Meinung aufrichtig nennt, ſo iſt ſie unangenehm.

Anne Charlotte

Nun, Ihre ganze lange Hiſtorie iſt nach meiner Anſicht nichts als Unſinn.

De Geer
nach einer Pause bedächtig

O doch, es kann etwas daran sein. Solche allgemeine Theorien, mit denen man jenen zu treffen sucht, den man nicht offen anzugreifen wagt — —

Anne Charlotte

Bin ich es, die Sie meinen?

De Geer
sieht vor sich nieder

Sagen Sie mir, gnädige Frau, haben Sie nie daran gedacht, welchen Eindruck es auf mich da drunten in Venedig machen mußte, als ich erfuhr, daß Sie sich mit Frederik Hein verlobt hatten.

Anne Charlotte

Nein; machte es einen besonderen Eindruck auf Sie!

De Geer

Ja wohl, gnädige Frau; denn es war ein ganzer Flor von lichten, glücklichen Hoffnungen und feinen Träumen, die verweht wurden, wie man zu sagen pflegt, gerade dadurch.

Anne Charlotte

Nein, hören Sie, wollen Sie sich wirklich die Ungelegenheit machen, mir einzureden, daß Sie mit einer unglücklichen Liebe zu mir herumgegangen seien? Das ist doch gänzlich überflüssig. Ich bin gar nicht so anspruchsvoll; ich gestatte, daß man mir gegenüber seines Herzens Frieden bewahrte. — — —
— — — — — — — — — — — — —

(1883.)

Es kommt ein Reitersmann durch den Hohlweg eines Waldes geritten.

An den beiden Abhängen ſtanden große nackte Bäume, ganz hoch hinauf, bis die oberſten die Wipfel in der Sonne hatten; aber hier unten, da war es finſter und knapp mit Licht.

Und der Frühlingswind kam ſchwer daher, durch den Weg empor.

Und der Reitersmann kam auch ſchwer daher, und er ſchleppte eine große Senſe nach, ſo daß ſie mit ihrer blitzblanken Schneide den ſchwarzen Boden pflügte.

Blaßgelbem Pferde ſaß er auf und alt ſaß er vornüber im Sattel, mit Falten und Lagen von Weit und Schwarz verhüllt, mit einer weißen, mageren Hand im Zügel und einer weißen, mageren Hand um der Senſe Schaft.

Er war größer als Menſchen es ſind, und es war nichts Weißes in ſeinen Augen, nur das Schwarze, das ſieht.

Und wo er vorwärts ritt, da füllte ſich die Luft mit dem ſchimmeligen moderſcharfen Brodem vom feuchten welken Laub, das gohr, vom Grund, der faulte, von den Baumknorren, die morſchten und in Zunder fielen und vom Moos, das verwittert. Und von den hohen Stämmen raſſelten die alten trocknen Zweige herab und machten Lärm und machten ſtill, ſo daß der Hufſchlag ſeines Pferdes wie der einzige Laut auf Erden war.

Und der Hufſchlag noch eines Pferdes, hinter ihm, weit in der Ferne.

Er hielt an und horchte; dann nickte er, als begriffe er und ritt wieder zu.

Es dauerte eine Weile; dann kam der andere Reitersmann zum Vorſchein auf einem Pferde, das rot war.

Auch er war größer als Menſchen es ſind; doch er war anzuſehen wie ein Geſelle von ſo ein zwanzig Jahren, mit lichtem Flaum auf den glatten Wangen und um den vollen lächelnden Mund.

Halb aus Bauerngarn und aus Königspurpur zur Hälfte war ſeine Tracht; doch die ſchlanken Glieder kamen blendend nackt aus dem Bauerngarn hervor und aus dem Purpur hervor, — heidniſch nackt. Denn Amor war es, dieſer Geſelle, mit Locken, die ſich um ſein Haupt gleich goldenen Spähnen kräuſelten, und auf ſeinem Rücken hing der Köcher mit Pfeilen, doch den ſtarken Bogen hatte er in des Pferdes Mähne geknüpft.

Und wo er vor ritt, da krümmten die Farren die braunzottigen Schnörkel aus dem Schimmel heraus, das faule Laub wurde aus gelben und weißen Sproſſen lebendig und tauſend Keime erwachten aus dem Schlummer, während allzu frühe Blumen unter dem Dunkel der Winterblätter hervorblauten, während die Knoſpen im Schwellen über ſeinem Haupt zu leuchten begannen und während Zugvögelſcharen wie ſchwarze Zeichen über den graublauen Himmel gezogen kamen.

Amor ritt dem Alten mit der Senſe an die Seite.

Sie nickten einander zu und geleiteten ſich dann durch den Hohlweg, ohne zu ſprechen; und als der Weg aus dem Walde trat und ſie mit ſich quer feldüber hin zur Heerſtraße nahm und ſie die große Stadt gerade vor ſich hatten, mit ihren braunen Dächern, ihren Turmzinnen, aufſtrebend und grau, und deren goldglitzernden Spitzen, da nickten ſie einander wieder zu, mit einem Lächeln.

Und ſie ritten die Heerſtraße hin, die ſich breit und grau ſchmäler und ſchmäler in die Ferne wand, bis ſie, wie ein feiner weißer Faden durch das ſchwarze Öhr in einem roten Thor der Stadt verlief.

Und ſie ritten.

Gleich innerhalb des Thores war ein großer barer Gemüſegarten mit knorrigen Apfelbäumen, und in dem ein Haus, das, Giebel an Giebel, unter langem ſteilem Abfall mosbewachſener Ziegel emporgeſchoſſen war und das ſeine vielen ſchwarzen Schornſteine gegen einander mittels Eiſenſtangen und ſtrammen Ketten von Eiſen geſtützt hatte.

Da hielten ſie.

Nach Oſten zu befand ſich ein Fenſter, ſo groß wie ein Thor, ein unendlich Getäfel und Gewürfel von winzig kleinen, bleiumfaßten Knorren von Glas. Es war aufgeſchlagen und an die Wand gehakt, und in der thorgroßen Öffnung ſtand Doktor Fauſt und ſtarrte den Weg hinaus, wo er wußte, daß der Wald und der Hohlweg lag.

Und der Tod und Amor ritten vor das Fenſter, unſichtbar, wie ſie waren, ohne einen Schatten zu werfen.

Und da hielten ſie, größer denn Menſchen ſind,

und der Wind machte des Todes ſchwarzen Mantel flattern und Amors Purpur, und ihre großen Pferde ſtreckten die Hälſe durch das Fenſter hinein und hingen, halb im Schlafe, mit den ſchweren Köpfen über Büchern und Pergamenten, an ihren Gebiſſen kauend, und der Schaum ihrer Mäuler troff flockenweiſe über ſchwarze Schriftlinien und farbenſtarke Initialen.

[Der eine Gedanke kam ſtärker als der andere über Doktor Fauſt, wie er da ſtand, mit ſeinen Handflächen auf das breite Fenſtergeſims geſtützt, eine ringgeſchmückte Hand vor jedes Pferdes Maul. Und das Licht wies ſeiner Stirn und ſeines Geſichtes klare Bläſſe und zählte jedwedes Haar in ſeinem dunkeln, gekrauſten Bart.

Hörbar klang jeder Gedanke von ihm um die beiden Unſichtbaren draußen.

„Nun bin ich vierzig Jahre," dachte er, „zehn, zwanzig, dreißig Jahre noch kann ich leben; dann iſt alles vorbei.

Wieder iſt es Frühling, wieder hab ich ein Jahr weniger zu leben . . ."]*

---

* Der Tod kommt den vierzigjährigen Doktor Fauſt aufzuſuchen; doch Amor bittet für ihn und der Tod ſchenkt ihm neue vierzig Jahre. Nach Verlauf dieſer Zeit kommen die beiden wieder geritten, um ihn zu holen. Sie finden einen Greis, dem die Jahre nichts genutzt: ſeine Kraft war vor vierzig Jahren aufgebraucht; ſeines ganzen Lebens letzte Hälfte war totes Leben geweſen.

(1885.)

Briefe

An Edvard Brandes.*

Vejle, den 8. Juli 72.

Lieber Freund!

Warm, wärmer, am wärmſten, nämlich heute. Wenn nicht alle Leute blöde werden von ſolch einem Sommerwetter, ſo müſſen ſie es ſchon vorher geweſen ſein. Du ſiehſt, ich habe mich hier herüben drin ausgebildet, Sprengedanken in dem Rudolf Smith'ſchen Stil zu ſchreiben. Herrgott, etwas muß man doch vornehmen. Hier iſt's nun prachtvoll und ich bin noch hier und habe entdeckt, daß ich eigentlich geſchaffen bin, müßig zu gehen. Ich ſitze jeden Tag drei à vier Stunden in einem Zug auf einer Brücke,

* Edvard Brandes iſt der jüngere Bruder des Äſthetikers Georg Brandes, Dichter, Kritiker und Orientaliſt, geb. 1847. In Deutſchland bekannt durch ſein Stück „Der Beſuch" (S. Fiſchers Verlag, Berlin).

einem Geländer oder ſonſt etwas Emporſtehendem und rauche die unglaublichſte Anzahl Cigarren, und dann laſſe ich die Aſche ins Waſſer fallen, und dann ſagt es S-ſ-ſ-ſ-s, und dann entſtehen Ringe und das unterhält mich. Ich beginne Diogenes zu begreifen, nur hätte ich an ſeiner ſtatt Alexander gebeten, ſtehen zu bleiben.

An Edvard Brandes.

28. Februar 73, Kopenhagen.

Lieber!

. . . . . Daß ich auf dem Ball des Studentenvereins war, kann wohl Dich nicht intereſſieren; mich intereſſierte es jedenfalls nicht. Haufen gehörig dekolletierter „Naturſelbſtdrück“*, dunkelſeidener Mütter mit Geſichtern wie Waſchleder. Die Hausfrauen — das heißt, Frau Heiberg und andere — in die Fenſterniſchen auf Stühle geſetzt. Das Ganze nicht ſo unähnlich Rasmüſen's Bild auf der letzten Ausſtellung: „Grönländer, die Fandango tanzen.“ Welches Bild zur ethnographiſchen Ausſtellung: „Dänen, die Fandango tanzen“. Ich gab «le danseur malgré lui» und ging acht volle Tage danach in einem Zuſtand von Gekräuſeltheit herum. Das hat man von ſeiner Willigkeit.

* Von F. P. J. deutſch und mit Gänſefüßchen. Soll wohl heißen „Naturſelbſtabdrücke“.

. . . . . Meine einzige Beſchäftigung in dieſer Zeit iſt, Mordgeſchichten im „neuen Pitaval“ leſen. Die ich vorläufig geſehen, ſind alle verrückt; aber natürlich werden ſie hingerichtet.

7/3 73.

Es iſt natürlich etwas los geweſen, kannſt Du aus der Verzögerung erraten. Denke Dir, ich ſtehe jeden Tag um 11 Uhr auf und gehe auf die k. Bibliothek und leſe alte Dokumente und Briefe und Lügen und Bilder von Mord, Hurerei, Kapiteltaxen, Luderleben, Marktpreiſen, Gartenweſen, Kopenhagens Belagerung, Scheidungs-Prozeſſen, Kindstaufen, Gutsregiſtern, Stammtafeln und Leichenpredigten. All das ſoll ein wunderbarer Roman werden, der heißen ſoll:

„Frau Maria Grubbe“,

Interieurs aus dem ſiebzehnten Jahrhundert.

Du weißt, das iſt die, von der in Holbergs Epiſteln und in der Hühnergrethe von Anderſen ſteht und die zuerſt mit U. F. Gyldenlöve und zuletzt mit einem Fergen verheiratet war. Hinc illa, ich weiß nicht, was Verzögerung auf lateiniſch heißt.

10/3 73.

Ich kam nicht zum ſchreiben.

13/3 73.

Dieſes iſt des Briefes Schluß — der Lieutenant! Du haſt wohl gehört. In „Wahr und Unwahr“ von Fräulein Anderſen iſt Cetti ein Lieutenant, der den unangenehmen Bräutigam bedeutet, — das Ideal iſt Paulſen —; am erſten Abend war er in

Uniform; da erhob das Offizierkorps und das „Vaterland“ und „Dagbladet“ und ich glaube „Dagstelegrafen“ Einſpruch dagegen, daß ein Schauſpieler, der nicht eine der herrlichen Perſonen im Stücke war, in der Uniform auftrete. Am nächſten Abend trat Herr Cetti civil gekleidet auf! das bedarf keines Commentars, doch ich bete in meinem ſtillen Sinn zu den Grundwahrheiten der Phyſiologie: ſie werden ſo toll werden, wie es tolle däniſche Gehirne nur ausdenken können. Ach weh! Allah iſt groß und ſein Erbarmen iſt wahnwitzig ewig. — In meinem nächſten Brief, in dem ich die in dieſem ſo gut aufrechterhaltene unfreiwillige Tagebuchform aufgebe, hoffe ich Dir den Beginn von Maria Grubbe ſenden zu können, oder vielleicht iſt es beſſer, nicht . . . . . Und ich, der Einſame, — ich bin ein Eſel, — ich bin Darwins Überſetzer, und das und meine Desmidiaceen, dies iſt das einzig nützliche, das ich jemals fertig bringe. Ich bin das berühmte Faultier oder Ai-Ai, das zwei Jahre daran iſt, auf den Wipfel eines Baumes zu klettern und das, wenn es ſo hoch gekommen, als es kann, ſich wieder niederfallen läßt. Ich bin der geſchickte Bildhauer, der Staffelei, Modellierholz, Modelle, Bildhauerblouſe und Papierhut und feuchte Tücher um den Lehm zu legen hatte, aber keinen Lehm hatte, gar nichts hatte, um draus ſeine Dinge zu machen. Und wenn man das nicht hat, wenn man weder produktive Indignation noch Leidenſchaft oder Perſönlichkeit hat, ſo kann man ebenſo gut ſeinen Tag wegſchlafen und ſeine Nacht in einem Kaffeehaus verſitzen und von dem

neuen Hotel d'Angleterre, dem neuen Theater und den alten Schauſpielern ſchwatzen oder auch ſeinen Hut nehmen und aus dem Daſein gehen, wenn man Mut dazu hat. Wenn doch wenigſtens ſo ein Eſel ſich verlieben könnte, wild, toll, ach Gott! bloß beeſtiſch, aber ſtark, gewaltſam. Jedoch keinen Appetit, gar keinen, keine Luſt zum Genuß, keine richtige Luſt, keinen Lebensmut, o ſolch ein Hornvieh! das keine Hörner zum ablaufen hat; denn Hornvieh, das iſt's, was der Eſel iſt; er iſt Hahnrei ohne Frau, aller Männer Hahnrei, deren Hahnrei, die leben, die leiden, die wagen und die handeln, die nicht ſo ein Weichtier ſind, ſo in ſeiner eigenen Vernunft kühlem Gelee da liegt und faſelt.

14/3 73.

Ich ſehe, daß ich geſtern abends in ſchlechter Laune war. Herrgott! lyriſch kann man ja, der Abwechslung wegen, auch einmal ſein und in dieſer Hinſicht ſind Kopfſchmerzen und Correkturleſen ſtarke Incitamente.

Ich danke für den Gruß; und daß ich dumm bin, darin haſt Du ganz recht; Du ſiehſt wie klar ich auf der vorigen Seite darüber bin. Oder meinſt Du noch etwas anderes damit, daß ich dumm bin?

Was Deine Abhandlung über die erwähnte Schauſpielerin des Gymnaſe betrifft, ſo habe ich ſie mit Freuden geleſen und ſie übertrifft meine kühnſten Erwartungen.* Du haſt recht, es giebt die, ſo Komödie ſpielen, als ob ſie Schauſpieler wären und es

* Scherz; es war keine Abhandlung geſchrieben worden.

giebt die, ſo ſpielen, als ob ſie lebten. Ich begreife daß ſie zu den letzteren gehört, aber ich begreife auch, daß es Menſchen giebt, die leben, als ob dieſes das natürlichſte Ding auf der Welt wäre, und daß es Menſchen giebt, die ſo intenſiv leben, daß ihre leidenſchaftliche Rede, ihre Haltung und ihr Mienenſpiel und Schweigen etwas Dramatiſches an ſich hat, und ich begreife wieder, daß ſie zu dieſer Unterabteilung gehört. Sie iſt wie der ausgezeichnete Wein; guter Wein ſchmeckt nach Sonnenſchein, Sonnenwärme und Pflanzenſaft; er iſt duftend, rein und geſund; alſo iſt der ausgezeichnete Wein auch, allein überdies hat er einen winzig kleinen Gedanken von Beigeſchmack, der an und für ſich weder wohlſchmeckend noch natürlich iſt, und er iſt's, der ihn zu dem ausgezeichneten Weine macht. Ich weiß keine andere Weiſe Dir zu ſchreiben als zu thun, als ſprächen wir von etwas; denn was hier geſchieht, das geſchieht gar nicht, ich meine, das, was Bewegungen, Strömungen oder ſolchem ähnlich wäre, was geeignet wäre, Eindruck zu machen oder in Mitteilung geformt zu werden. Es iſt etwas wie Elfentanz; man ſieht keine Elfe, man ſieht den Tanz nicht beginnen und man ſieht auch nicht, daß er aufhört, aber man hat eine Art Empfindung, daß man etwas von der Elfen Tanz bemerkt hat.

Aus Furcht, daß dieſer Brief niemals fertig wird, will ich ſchließen und Dich bitten, Gnade für Recht ergehen zu laſſen und recht bald zu antworten, bedenkend, daß Du Paris biſt und ich Ariadne auf Naxos, die ſitzt und leer in die Ferne ſtarrt, mit

Schaum im Haar und fliegendem Gewand, — mit Tinte an den Fingern und eingehüllt in Korrektur. — Einen Gruß an die Venus von Milo, einen Gruß an das Ganze, einen Gruß an das Leben...

Dein
J. P. Jacobſen
Tartarus.
2½ Uhr.

An Edvard Brandes

3. April 1873, Kphgn.

Lieber Freund!

Ich verſtehe ganz gut, daß Du nicht ſchreibſt, aber Du biſt vielleicht auch ſo wohlwollend zu verſtehen, daß ich mich dennoch nach einem Briefe ſehne und Dir daher verzeihe; daß ich meinen ſchriftlichen Beſuch wiederhole, in der Hoffnung, daß er möglicherweiſe Dich zu einem Gegenbeſuch veranlaſſen kann. Hier bin ich alſo! Ich verbeuge mich, gebe die Pfote, frage nach des Herrn und der gnädigen Frau Befinden, erfahre, daß man ſich wohl fühlt, gebe die gleiche beruhigende Verſicherung in betreff meiner, bekomme Stuhl angeboten, ſetze mich, ſetze meinen Hut, ich gehe ſtets mit Cylinderhut zum Andenken an den Herrn und die gnädige Frau, wir reden vom Wetter, vom herlichen Sommerwetter in Kopenhagen, und ſpäter finde ich Gelegenheit zu bemerken, mein Herr werde — oder bekomme die Dimenſionen, ſo weniger

Embonpoint ſind als ein Zuwiſſenthum, daß ſolches in der Möglichkeiten Schoß liegt, oder beſſer, es iſt die immanente Üppigkeit, die ſich noch nicht als wirklicher vegetativer Wuchs konſtatiert hat, kurz und gut, es iſt das Anſehen, das eigentümlich iſt für die „Äußerſte Auſtern-Rechte", wie wir Sozialiſt-Abonnenten ſagen.* —

Das iſt gar kein Brief, ſondern nur ein kleines Wunſchbrieflein um Wiederaufnahme der Korreſpondenz.

Dein J. P. Jacobſen

Nun mußt Du, ſo wahr Gott mir helfe, doch ſehen, ein paar Seiten an mich fertig zu kriegen.

An Edvard Brandes

28/5 1873. Kphgn.

Teuerer Freund!

Ich bin ein Eſel!

Ich hatte gemeint, Du werdeſt fragen, warum; aber Du ſchweigſt und ſiehſt aus, als wäreſt Du ganz einig mit dem ſ. g. Redner.

Darüber ſind wir alſo einig.

Wir werden es hoffentlich auch über anderes als das.

* Nun folgt im Original, ſoweit es E. Brandes mitteilt, Verſchiedenes über einen Sozialiſtenprozeß und über däniſche politiſche Verhältniſſe.

Wenn in meinen Briefen etwas in Fragen oder Bemerkungen oder Aufforderungen enthalten war, das Du — nicht als zudringlich, das hoffe ich nicht, — doch als sehr fragend, sehr atemlos, sehr durstig nach Mitteilungen empfunden hast, so entschuldige mich und denke daran, daß ich ziemlich allein bin und daß unsere Gespräche so jäh abgebrochen worden sind, daß es nicht unerklärlich ist, wenn ich nicht gleich mich habe gewöhnen können, sie zu entbehren.

In Marie Grubbes Geschichte bin ich mitten im 3. (dritten) Kapitel; doch es sollen 15 (fünfzehn) kommen. Es sieht gut aus; es ist das, worauf ich reise. Aber dies ist einerlei; ich reise, das ist abgemacht, und wenn ich das Manuskript zu einem Bergsoeschen Roman stehlen müßte und meinen Namen darauf setzen und es an Ree verkaufen. — Ich habe die zwei ersten Kapitel Deiner Mutter und Deinem Bruder G.* vorgelesen, die beide sagten, es gefiele ihnen sehr gut. Es sind auch wirklich gute Sachen darin. Sowohl verrückte Dienstmädchen als Naturschilderungen und betrunkene Priester und ein Speisezettel — und mein Stil ist etwas ruhiger geworden.

Wenn ich einen Augenblick nicht arbeite oder im Bädeker lese, langeweile ich mich fast; aber hier ist es, helfe mir Gott, auch gar nicht unterhaltend. Wenn ich nicht wüßte, daß ich in einem Monat reisen soll, glaube ich, ich gäbe das Dasein auf und würfe mich auf die Ewigkeit, oder möglicherweise langweilte ich mich nicht, wenn ich nicht reisen sollte. „Dagbladet"

---

* Georg Brandes.

iſt derzeit herrlich mit ſeiner ausländiſchen Politik; es weiß nicht, auf welchem Bein es ſtehen ſoll, wie der Kranich auf dem glühenden Teller — doch ſo ſtehen übrigens alle Blätter — lauter dumme Vögel auf glühenden Tellern.

9. Juni 1873.

Interdum dormat . . . .

— — — — — — — — — — — — —

Was wird aus der Nordfrankreichtour?

Und laß uns nur ſchauen, daß Du am 1. Juli und nicht am 1. Auguſt nach Dresden kommſt; ich werde ſchon auf der Brühl'ſchen Terraſſe ſitzen und warten — eigentlich wäre es bequem, wenn Du ſchriebſt, um welche Zeit Du abreiſeſt und in welchem Hotel Du einkehrſt, ſo daß ich wüßte, wo die Herrſchaft zu finden iſt; denn nach mir zu ſuchen würde nichts helfen; ich wohne draußen in der Stadt.

17. Juni.

Die Datumüberſchriften ſind richtig, ſo merkwürdig es auch ſcheinen mag. Mit Gottes, Hegels * und meiner eigenen Hilfe reiſe ich von hier irgend einen Tag vor dem 1. Juli, oder ſo was, ab. Ich wollte ich wäre fort; mir wird faſt übel vor lauter Darwinüberſetzen.

Glück auf die Reiſe nach Südfrankreich und bleibe nicht drunten. Ich ſehne mich und grüße.

Hier iſt es fürchterlich.

Dein J. P. Jacobſen.

---

* Die Familie Hegel iſt Inhaberin der Gyldendalſchen Verlagsfirma in Kopenhagen.

An Edvard Brandes

3. Juli 1873, Dresden.

Such mich nicht beim Kollegium,
Such mich beim Glas Tokayer.

Ich kam gestern hieher — kein Mensch — so ging ich in den zoologischen Garten — aber was soll ich heute machen, denn heute kommen, das thust Du zum Kukuk auch nicht! nun bist Du natürlich in Berlin, da ich von dort weg bin, und wenn ich von hier in acht Tagen weg gehe, so werde ich gewiß, sofern ich umkehre, Dich erwischen . . . .

Ich wohne vorläufig im Hotel (wenn ich so sagen darf) „Deutsches Haus", Scheffel-Straße.

Die Straße geht vom Altmarkt zum Postplatz.

Hier giebt es eine Sündflut von Leipziger Handelsreisenden; doch das Essen ist untadelig, und so braucht man nicht auf den guten Umgang zu sehen.

„Wenn Du eine Rose siehst,
Sag, ich laß sie grüßen."

Mild verzweifelt
J. P. Jacobsen.

An Frau Brandes*

6. Juli 1873, Dresden.

Liebe Frau B.

Natürlich ging es, wie ich mir dachte; ich kam nach Dresden und Edvard reiste ruhig nach Lapp-

* Mutter der Brüder Georg und Edvard Brandes.

mark. Oder wohin er nun gereist ist; hier ist er jedenfalls nicht, und hätte ich das gewußt, so wäre ich auch nicht hier, denn ich liebe diese Stadteinsamkeit nicht, am allerwenigsten in einer so unnatürlichen Stadt wie Dresden, wo man förmlich genötigt ist, um 7 Uhr aufzustehen, weil man nach halb elf nirgends sein kann. Und dann nennen sie Toddy Grog und geben jeden zweiten Tag im Theater Opern. Es ist ja freilich die sächsische Schweiz da und die Bildersammlung; aber die erstere will ich gern in Gesellschaft sehen . . . und die andere hält man nicht mehr als ein bis ein einhalb Stunden aus, gar nicht davon zu reden, daß man die erstenmale sich nur damit anstrengt, sich dumm zu sehen und sich in den Sälen zu verirren. Sie ersehen daraus, daß ich, ein gut Teil Zeit übrig habe, die ich selstverständlich zu gar nichts benütze. Na! einige Überraschungen hat man auch: ich hätte mir z. B. nie gedacht, daß die sixtinische Madonna wie ein Aquarell aussieht und ich hatte ganz bestimmt erwartet, daß Correggios Magdalena größer sei denn ein halber Bogen Briefpapier.

Dann lernt man ja auch etwas: unter Anderem, daß man nie in der Schule deutsch gelernt hat; de weß isch wörklis nisch, z. B., na, zur Abwechslung mag das ja ganz gut klingen und wenn die Leute gewöhnt sind, so zu reden, Gott bewahre, so macht es ihnen ja nichts; aber ich kann mich nicht enthalten, zu lachen, wenn sie auf der Bühne sagen issch und könislissch, aber das ist weder ihr Fehler noch meiner. Etwas, dagegen, was mein Fehler, ist,

daß ich mich jeden Augenblick wundere, wie fürchterlich es die Deutſchen geniert, deutſch zu ſprechen, ſo daß ich mir immer denke: Gott mag wiſſen, weshalb ſie nicht däniſch reden; da hätten ſie es leichter. Etwas ſo lächerliches wie einen deutſchen Speiſezettel kenne ich nicht: Suppe mit Leberknödel, von dergleichen wimmelt es. Und dann ihre Mayonaiſen — mir ſchaudert davor, in das wirklich katholiſche Deutſchland zu kommen, wo ſie Faſttage halten. Aber iſt ſchon die Mayonaiſe ſchrecklich und genügend, um eine einigermaßen vernünftige däniſche Familie zu vergiften, ſo iſt das doch gar nichts gegen eine fürchterliche Erfindung, die Remoulade heißt. Das iſt eine Hölle von etwas Milchähnlichem, Zucker, Salz, Pomade und Eſſig, das in fetten Wellen über eine Art Fiſchſpeiſe wogt, in ſeinem Schoß eine Maſſe Peterſilie-Atome ſchaukelnd. Ich würde wünſchen, es würde in den däniſchen Kirchen verordnet, daß man beim Eingang einen Löffel voll Remoulade bekäme; da ſollten Sie ein Land von Freidenkern ſehen; es bliebe, Gott helfe mir, nicht eine Seele in der Staatskirche zurück.

Ich rede von dieſen Speiſewaren ſo ausführlich, weil ich annehme, daß Edvard und Frau Edvard in Köln etwas Ähnliches getroffen haben und darum wieder nach Paris zurückgereiſt ſind. Wenn dies der Fall ſein ſollte, wäre es ungemein menſchenfreundlich von Ihnen, mir ein kleines Wort darüber zu ſagen, da ich in dieſem Fall ſie nicht mehr jeden Tag mit dem Elfuhrzug erwarten würde und zunächſt mit ruhigem Gewiſſen in die ſächſiſche Schweiz

gehen könnte und nachſehen, von welchen Partien ich mir Stereoſkopbilder anſchaffen ſoll.

An dieſelbe

14. Juli 1873, Dresden.

Liebe Frau Brandes!

Es läßt ſich nicht leugnen. Es iſt eine vollzogene Thatſache, daß jenes Merkwürdige, auf das die Zeit gewartet hat, endlich geſchehen iſt — der Geſchichte, d. h. der Vergangenheit angehört. Und ſchon jetzt läßt es den ernſthaften Betrachter ahnen, daß mit dieſem Faktum hinter ſich und verſchiedene Daten konſtatiert und noch mehrere ſupponiert, die Dinge, wenn nichts anderes ſtörend hinzutritt, entweder dieſes oder zwölf andere Ausſehen bekommen werden. Wohlan denn, laſſet uns das ſympathiſche Wort: Dreikaiſerzuſammenkunft denn ausſprechen und dem dreifachen Widerhall lauſchen, den es in allen Herzen in allen Landen findet, in allen Herzenslanden und in allen Landesherzen.

Düſter und nebelfarbig lag die Luft über der alten Stadt Dresden und die Elbe ſchaukelte ihre gelben Wellen unruhig — fiebriſch pulſierend. Wie verſchwundener Zeiten Geſpenſter, dunkel, groß, nahezu fern, ſahen der alten Kirchen und Schlöſſer Türme auf die Stadt, und die Eiſenbahnzüge, die über die Brücke haſteten, brachten Laute hervor, die wie eines ſterbenden Jahrhunderts letztes Röcheln war. Es

war eine Pracht in des Sonnenunterganges Farben; die blutende Röte, das güldene Gelbe und das welkende Gold lagen in langen ruhigen Streifen; hätte das Ohr hören können, was das Auge sah, würde es ein klarer, tiefer, langgezogener Ton geworden sein.

Ein solcher Abend war es, als Medea . . . . . wie es im Kaufmann von Venedig steht.

An einem solchen Abend trafen wir uns in Dresden.

Sie gaben Oberon im Theater; wir waren ein bischen drin im ersten Akt, und ich dachte gerade da gar nicht daran, daß ich jemand erwartete. Jemand kam zu spät; ich wandte mich gleichgiltig um, um zu schauen, wie sie aussahen, und da war es die jüngste aller Frauen; wir nickten einander zu, doch den Mann konnte ich nicht dazu bringen, mich anzusehen; er schüttelte den Kopf mit gerauzelten Brauen, stritt flüsternd mit dem Billetkontrolor und zog sich weiter ins Theater hinein. Dann kamen sie endlich zum Sitz und Vorschein. Ich muß gestehen, ich habe keine Vorstellung, wovon der erste Akt des Oberon handelt; doch mir scheint, es ist etwas mit einem Löwen drin — — —

Einen Tag später holten wir Georg vom Bahnhof; er war nicht ganz der dänischen Sprache mächtig und hatte eine starke Neigung, seine Sätze zu beginnen; aber, meu, kaere Veu!* Ich hätte so gern ein Referat dieser Kaiserbegegnung gegeben, wenn

* Auf Deutsch: aber lieber Freund.

ich nur wüßte zum Kaiſer zu was ich Georg und mich machen ſollte; Edvard könnte wohl zur Not der Schah von Perſien ſein, und überdies ſind wir nicht mit beſonderer Feſtlichkeit empfangen worden; Revuen hat es gar nicht gegeben. . . .

An Georg Brandes

3. Oktober 1873, Florenz.

Ich hätte es nicht für möglich gehalten, doch es iſt geſchehen, ſo daß es außer allem Zweifel iſt. Das nämlich, daß ich nach dreier Monate Verlauf des Reiſens müde werden könnte, ſo müde, daß der Gedanke, an einem Schreibtiſch in Thiſted ſtill zu ſitzen, in ſtarken Farben und güldenem Lichte kommt, während in der Napolibucht zu ſegeln mir halbwegs als eine ziemlich verdrießliche Sache erſcheint. Ich bin darum in Florenz geblieben und will morgen oder übermorgen nach Hauſe, direkt nach Thiſted, wo 2—3 Monate ſtiller Arbeit Marie Grubbe hoffentlich zu ihres Lebens ſeligem Ende fördern wird, außer ich hätte bis dahin das Schreiben ganz vergeſſen.

— — — — — — — — — — — —

Café Doney kenne ich natürlich; es iſt gräßlich; das ſind alle florentiniſchen Cafés. Schleier über den Spiegeln, Schleier um die Kronleuchter, ſchmutzige Fußböden, zwei Burſche, die kehren, die Stühle auf den Tiſchen droben in Ordnung gebracht, unangenehme Mädchen, die Blumen verkaufen, zerlumpte

Jungen, die Schwefelhölzchen verkaufen, all dies findet man immer dort, vom Morgen bis zum Abend; aber ich will nicht mehr davon reden; ich bekomme Heimweh nach dem Gammel Torv. Im Übrigen ist Florenz eine schöne gleichförmige langweilige Stadt mit ziemlich kühlem Klima und vielen Skandinavern, die alle herumschlendern und darüber spekulieren, was in aller Welt sie unternehmen sollen, wenn sie zu Mittag gegessen. Dann ist hier nämlich absolut nichts zu machen; denn einmal die Oper ist alles, was Individuen von germano-gothischem Ursprung aushalten können.

An G. Brandes

8. November 1873, Thisted.

Lieber Dr. Brandes!

Ich werde schon eine Anstrengung machen; vorläufig ist nur etwas mit der Brust los, eine Verdichtung in dem einen Lungenlappen; doch wir Thyboer sind eine zähe Rasse, so daß ich hoffe, bis Ende Februar mit der Geschichte fertig zu werden. Bis dato habe ich gar nichts geschrieben; allein das ängstigt mich nicht; denn teils muß ich mich erst immer an meine Umgebungen gewöhnt haben, ehe ich etwas machen kann, und zum anderen muß ich mir den ganzen Stoff aus den Eindrücken vierer Monate und allerlei Unsinn wieder hervorholen. Ich freue

mich ſehr auf „Agathe“;* es endet wohl ſchlecht und recht damit, daß Sie Agathes Mann werden. Wenn unſere geehrten Widerſacher nur zu Novellen verwendbar wären; aber man kann ſie ja doch nicht in ein ordentliches Buch hinein nehmen; der Dialog würde ja der fürchterlichſte Nonſens.

Wie Sie ſich denken können, habe ich, ſo ganz aus der Welt, wie ich lebe, keine Ahnung, wie wir nun im allgemeinen Urteil daſtehen, und da ich keine anderen Blätter ſehe als die Berlingske** und Thiſted Avis, ſo weiß ich weder was ich glauben, noch was ich denken ſoll von meinen geehrten Freunden von der Linken, ſo bin ich in dem Grad außerhalb der Verhältniſſe, daß ich nicht ſo viel wie einen Meinungslaut von mir geben kann.

Meine Nachmittagsdummheit überkommt mich, und es iſt an der Zeit, daß ich meinen Thran nehme und meinen Nachmittagsſpaziergang mache, auf und ab einen Weg mit blattloſen Dornenhecken zu beiden Seiten — ich muß aufhören.

An Edvard Brandes

1. Dezember 1873, Thiſted.

Lieber Freund! „Sieben Schritt lang und fünf Schritt breit, ſieben Schritt lang und fünf Schritt

* Ein aggreſſiver Roman von H. F. Ewald, einem hervorragenden Vertreter der alten Schule, die Brandes bekämpfte.

** Berlingske Tidende iſt das offizielle, hochkonſervative Organ.

breit." Erinnerſt Du Dich an ihn aus den „Zwei Städten", den alten Mann, der Schule macht? Solch ein alter Mann bin ich faſt. Hier iſt keiner, mit dem man reden kann, keiner, der Ideen bekommt oder hat oder von Ideen ſprechen gehört hat. Die Intelligenz iſt in allen Richtungen ganz verrechtſt,* und die anderen ſind nicht intelligent. Die ſtarke Fettwerdung, der ich unterworfen bin, macht mich dumm und dumm-dümmer Tag für Tag; allein ich habe doch auch, ſeit ich heimgekehrt, im Ganzen 12 1/2 Pfund gewonnen. Die Reiſe ſcheint mir 7 Jahre in der Zeit zurückzuliegen und ich habe eigentlich mehr den Eindruck, daß die verſchiedenen Städte auf einem Theater an mir vorbeigezogen ſind, als daß ich in ihnen herumgegangen bin. — — — — — Meinen Geſundheitszuſtand anlangend, ſo iſt er nicht gut; aber Schmerzen habe ich nicht, doch Arbeitskraft habe ich auch nicht — gar nicht zu erwähnen, daß ich buchſtäblich nicht eine Stunde zu meiner Verfügung habe; ſo in Anſpruch genommen bin ich von Eſſen und Trinken, Mixturen nehmen und Touren gehen — und dann darf ich im Tag nur 1 (eine) Pfeife Tabak und gar keine Cigarren rauchen.

Endlich iſt es abgemacht, daß meine Deſmidiaceenabhandlung auf franzöſiſch herauskommt. Die Zeitſchrift?** — Ich bin ſehr geſpannt . . .

---

* Die beiden politiſchen Parteien Dänemarks nennen ſich die Rechte und die Linke.

** Das ein Jahr darauf erſchienene „XIX. Jahrhundert", in dem die junge Literatur ihre Tendenzen verkörperte.

An Edv. Brandes

13. Dezember 1873, Thiſted.

Lieber Freund! Ja, die Poeſie! Ich gehe hier herum und warte auf ſie; ich gehe lange Spaziergänge nach ihr, ſitze und ſehe nach ihr aus meinem Fenſter, wenn die Sonne aufgeht und dann leſe ich ſogar die gräßlichſten Romane, um einen Zipfel ihres in rhythmiſchen Falten wogenden Linon-Gewandes zwiſchen die Finger zu bekommen. Darum habe ich bisher keinen Laut von mir gegeben. — — — — Ich langweile mich ſo einigermaßen; meine einzige Zerſtreuung iſt herumzugehen und mich hier in die Natur zu verlieben, und ich ſtelle ſie weit über den Gardaſee. Ich glaube, daß meine Arbeitskräfte im Begriffe ſind, zurückzukehren; allein ich bin ein langſamer Geſelle; die Götter ſchenken mir ein langes Leben, ſonſt bekomme ich nie ſo viel fertig wie der ſel. Wieland, und das möchte ich nun ſo gerne.

An denſelben

Montag vor Jul. 1873, Thiſted.

Lieber Freund! Ich ſende dieſe Linien nur, um Dich zu bitten, daß Du, im Fall Du die Photographien gefunden haſt, die Du ſo freundlich warſt, für mich aus München heimzuſenden, mir ſie hier herüber

ſchickſt. Sonſt nichts außer Beſſerung, und daß mein Gewicht 8 Liespfund* 8 Pfund iſt.

Möge nun das frohe Weihnachtsevangelium Dein Herz erfüllen und dich geeignet machen, die Seligkeit zu fühlen, die über allen Verſtand iſt.

An Edv. Brandes

Herzog Knuds Tag 1874, Thiſted.

Lieber Freund! Es iſt ein Ding, das mich über alle anderen ärgert, ein Ding, das macht, daß ich mit dem Daſein nicht in ſelige Harmonie kommen kann. Wäre ich bloß ein Katholik! Ich würde dann meinen Winterrock zu einer Kutte umnähen und einen breiten Rand auf meinen bekannten Cylinder ſetzen laſſen. Dann würde ich auf meinen einſamen Spaziergängen ruhig herumgehen, des Weges Länge an der Anzahl frommer Gebete meſſend, und der ſchlechten Straße vergeſſen in Träumen von Madonnas und Bambinos himmliſcher Herrlichkeit. Und ich würde mit digeſtiver Frommheit und abführender Salbung die fette Kloſterſpeiſe genießen und vierzehn Tonnen Bier im Jahre trinken, wie das Kloſterfräulein in Allens Vaterlandsgeſchichte. Ich würde alle Stätten, wo freithuende Denker wohnten, Babylon nennen, mich vor roten Monatsſchriften bekreuzen und von der Welten Untergang und dem märzlichen Kommen

* Das Liespfund à 20 Pfund; das Pfund gleich 28 Dekagramm.

der Brandespoſt prophezeien. Und wenn ich dann mit den Jahren genugſam heilig geworden, ſo würde ich ein Buch wie Dantes göttliche Komödie machen und meine früheren Freunde in die Hölle verſetzen und meine Feinde ins Paradies, und dann würde ich pönitieren, indem ich meine eigenen Verſe auswendig lernte, und das Volk würde vor Erſtaunen gaffen und ſagen: „Wahrlich, wahrlich, dieſes iſt ein heiliger Mann und ein göttlicher, da er aus dieſem unbeſchadet, wie Daniel aus der Löwengrube, hervorgegangen.“ O Seligkeit! es würde eine thiſtedſche Malerſchule entſtehen und ein thiſtedſcher Ribera, der mich abmalen würde, magergelb und frommvergilbt in heiliger Nacktheit, zerſchunden und zerfleiſcht von ſeltſamen Ungeheuern, Hiatuſſen und ſchlechten Reimen, und mit einem geſchundenen Lächeln würde ich gen Himmel blicken nach einem Kranz von Engeln mit runden Gliedern und buttergelben Locken, und über ihnen allen Madonna, die ſich rülpſte vor Seligkeit. Amen! Doch ich bin nicht Katholik, und es iſt weit bis Ordrup, und in „proteſtantiſcher“ Nüchternheit muß ich meine Spaziergänge gehen, und niemand malt mich ab, und ich mache furchtbar wenig Verſe und ſpiele ſehr viel Whiſt. Das ſind meine Neuigkeiten, denn es iſt mit dem Thiſtedleben wie mit Jehova, der nach Balle's Lehrbuch ewig und unveränderlich der gleiche iſt. Indem ich mich vor dem Gewimmel von Grüßen zurückziehe, die aus meiner Feder herausmyriaden wollen, frage ich bloß: iſt das ein Brief?

An Edv. Brandes

Thiſted, den 15. März 1874.

Liebſter Freund!

Pläne? keine Pläne, keine Reiſen, keine Werke, gar nichts. Erholen, rohe Eidotter, Doppelbier und ſchwediſch Banko. Aber es geht gut vorwärts, glaube ich; am klügſten wäre es wohl nach Ägypten zu gehen, aber das ſoll ſo ſchrecklich langweilig ſein und iſt es auch gewiß; nun, in ein paar Monaten, im Mai oder ſo, kann ich wohl von Abdera nach Atheniolum kommen. Das Kind N. N. iſt bei Dir geweſen; ein gutes Kind und ſo ungeheuer verſchämt, daß ich, wenn etwas Menſchliches mich überraſchte, mich mit dieſem Zuſtand abgeben würde. Ob er Schauſpieler werden kann, mußt Du ja wiſſen; daß er in keiner denkbaren Weiſe irgend etwas anderes Nennenswertes zu werden vermag, dafür bürge ich. Das iſt zugleich eine Anempfehlung und das Gegenteil. Er hat ſich mit dieſen Ideen getragen, ſo lang ich ihn kenne, und wird niemals andere bekommen. Hat er Talent, ſo zanke ihn aus und hilf ihm dazu, ſich vernünftig zu betragen.

Ich glaube, ich will an den Gedanken gehen, den Entwurf zu einem Fragment und zu einer Novelle zu beginnen; den Titel hab ich ſchon.* Vielleicht werde ich ein Verzeichnis der Titel litterariſcher Werke herausgeben, die ich in Auflage habe. Nun nichts mehr.

* Der Schuß im Nebel.

An Frau Brandes

Thiſted, den 20. März 1874.

Liebe Frau Brandes!

Ich glaube mich erinnern zu können, bin aber deſſen keineswegs ganz ſicher; denn Sie erinnern ſich vielleicht, daß Gedächtnis nicht meine ſtärkſte Seite iſt; aber ich glaube nun einſtweilen, daß der 22. März Ihr Geburtstag iſt und ſende Ihnen daher meine herzlichſten Glückwünſche. Und ſollte ich mich nun falſch erinnern, ſo iſt es ja doch immerhin ein Jahr, ſeit wir im März ſo weit drin waren und es iſt doch eigentlich nicht das mindeſte im Wege, um einander nicht alle des Jahres 365 Tage Glück zu wünſchen. Mir iſt vor Dr. G. ſehr bange, weil ich ihm für ſein Buch noch nicht gedankt; aber ich kann nahezu gar nichts dafür; ich glaube, daß ich ganz langſam die Fähigkeit verliere, die Wörter in jene Art von langgedehnten Verbindungen zu ordnen, die den Namen Sätze führen. Allein daß auch die Erbſünde Trägheit ihr Teil an meinem Stillſchweigen hat, bin ich allzu orthodox, verläugnen zu wollen; andererſeits exiſtiert wirklich ein ſchändlicher Mangel an Umſicht bei den Menſchen, die Kinderbücher ſchreiben, daß ſie kein abſchreckend Bild für die Schreibfaulen haben. Wäre bloß in Baſtian oder Baldrian eine gräßliche Geſchichte von einem kleinen Knaben geweſen, der keine Briefe ſchreiben wollte und darum in einen Papierkorb hineingeſteckt und mit Stahlfedern geſpickt wurde oder ſonſt eine paſſende Behandlung genoß, dann — nun, die Moral iſt leicht genug.

Es müſſen, hat man mir geſagt, immer ein paar Neuigkeiten in einem Briefe ſtehen; aber wenn eines Menſchen Neuigkeiten nichts taugen, ſo kann man ſagen: Sie intereſſieren ſich vermutlich nicht dafür, daß die große Debatte in der Thiſted Avis über Superphosphat oder phosphorſaurem Superphosphat ſich nun ſtark ihrem Schluſſe nähert; auch wird es wahrſcheinlicherweiſe nicht in außerordentlichem Grade auf Sie wirken, daß die 11 Mark und 8 Schilling, die im Bazar-Rechnungsabſchluß fehlten, gar nicht einem Tiſchler gegeben worden, ſondern auf Kaffee verbraucht wurden. Es wird Ihnen einleuchtend ſein, daß ein Ort, wo dieſe beiden Themata nicht bloß Hauptthemata, ſondern die einzigen Themata des Geſpräches ſind, nicht in beſonders merkbarer Art für die Geiſtesgaben eines Menſchen weckend ſind. Die große Neuigkeit, daß ich gar nichts mache, ſo muß ich leider auf Grund früherer Mitteilungen fürchten, hat etwas von ihrer Friſche verloren. In ſtillen, jedoch übermäßigen Genuß der Viktualien dieſes Landes verſunken, ſtarre ich bewundernd Dr. G. an, der einen dritten Teil geſchrieben, P., der etwas fortſetzt, was er vor einem halben Jahr begonnen und E., der ſchon Ex-Redakteur von zwei Organen iſt. Aber nun iſt es Frühling und: Keime, Knoſpen, der Erde Schoß, des Menſchen Seele u. ſ. w., u. ſ. w.

Herzlichen Gruß an Sie und die Ihrigen.

Beten Sie für mich und für Marie Grubbe.

Ihr ſel.

J. P. Jacobſen

An Edv. Brandes

17. April 1874, Thiſted.

Lieber Freund!

. . . . . Iſt wirklich etwas Schwarzes in der Luft, ſo würde es mich freuen; denn ein ganz langweiliges Sich-in-das-Ganze-finden wäre doch ein recht flauer Schluß ſelbſt für Dänen.* Hier oben ſind wir ſo loyal, daß man davon ſeekrank werden kann; ich glaube nicht, daß andere Linksgeſinnte hier ſind, als die Grundtvigianer und ich, aber ich verkehre natürlich nicht mit dieſen Meinungsgenoſſen von einer anderen Meinung. Aus der Thiſted Avis erſehe ich, daß die Rechte ſich groß und ſtark fühlt; denn die Ordre, daß bei den Meetings der Linken Polizei ſein ſoll, muß doch etwas bedeuten. Würden wir bloß zu der Verzweiflung Selbſthilfe getrieben...

An Edv. Brandes

Staatsgrundgeſetztag 1874, Thiſted.

Lieber E. B.! Ich ſchweige ſo viel, weil es ſo unangenehm iſt, mitzuteilen, daß man nichts gemacht

* Es handelt ſich um den vieljährigen Kampf der Linken gegen die Rechte und ihre Miniſterien und gegen die Finanzvorlagen zu militäriſchen Zwecken, vor allem zur Befeſtigung von Kopenhagen. Die Linke errang die Majorität und die Regierung baute die Befeſtigungen ohne Zuſtimmung des Folkething, daß erſt die Fauſt in der Taſche ballte und dann ſich in das fait accompli hinein fand.

hat. Ja, es ist sehr unangenehm, schreiben zu müssen, daß man nichts fertig hat, daß man nicht recht gesund ist. Es ist jedoch nicht die Brust, es ist bloß die Verdauung, und die wird besser werden. Gott weiß, ob es nicht das richtigste wäre, eine feste Anstellung als Lehrer an einer Provinz-Realschule anzunehmen; da hätte man doch eine fixe Einnahme, brauchte nicht davon zu träumen, zu produzieren, könnte nach einiger Jahre Verlauf eine Reise nach Kopenhagen machen, das neue Theater sehen, Tivoli, die Bildersammlung in Kristiansborg und die Roskilder Domkirche, froh zurückkehren und wieder mit den Jungens anfangen. Langsam, aber stetig arbeite ich an Marie Grubbe und wenn ich nach Kopenhagen komme Ende August, soll sie fertig sein, und dann will ich „Dänemarks Pflanzenwelt" beginnen, wenn ich diesbezüglich mit Hegel einen guten Vertrag schließen kann. Dann will ich still und fleißig leben; ich wollte, der Teufel holte das Ganze und ich säße auf einer Insel der Südsee in einem kühlen Palmenhain und stürbe langsam an Aßmannshäuser und Opium. Amen. — Um Mißverständnissen vorzubeugen: Glaube nicht, daß ich bleich und melancholisch bin; ich bin verhältnismäßig fett und geneigt, das Dasein schön zu finden und ich bin entschieden braun wie ein Zigeuner ... Ich erinnere mich an Lewinski und sage mit Shakespeare: Wie zum Satan es auch gehe, — wenn wir uns wiedersehen, so lächeln wir.

An Edv. Brandes

7./8. 74, Thisted.

Liebster E. B.!

Bald September! und das ist gut, denn ich fühle eine „saugende" Sehnsucht nach „Menschen, mit denen man reden kann." Die Zeitschrift vom Oktober kann, wenn sie es nämlich wünscht, mich unter ihre eifrigsten Mitarbeiter rechnen und ich will zu den Göttern der ganzen Mythologie hoffen, daß ich viel fleißiger werde als ich es gewesen und bin. Maria Grubbes erste Kapitel stehen zu Diensten und sollen übersendet werden, sobald Du es wünschest.

Ich las gestern Ibsen „Kaiser und Galiläer" 1. Teil. Was den Dialog betrifft, so kann man über diesen nichts anderes sagen, als man über den anderer schlechter dänischer Dramen gesagt hat. Es ist kein Zug im Stücke, es ist kalt, die Personen sind ohne Persönlichkeit, es sind lebendige Leitartikel über die Anschauungen verschiedener Parteien und ihrer Standpunkte. Helena ist gar nichts, Julian alles mögliche, ein junger norwegisch-deutscher Mann, der seinen Sören Kirkegaard gelesen hat und der bei gegebenem Anlaß einen Spritzer von Hamlet, von Manfred und von Antonius in „Julius Cäsar" bekommt. Es ist das wenigst ipsensche, was Ipsen bisher gemacht hat. Er kann Reim und Rhythmus gar nicht entbehren; er redet doch allzu flach in Prosa, und das, was er von anderen gelernt, wird gar nicht umgeschmolzen bei einem so schwachen Feuer wie es das ist, so er verwendet, seine Prosa dran zu formen. Es ist

etwas von dem Tod, der bei Hauch* iſt, in Ipſens** Julian. Wahrſcheinlich iſt dieſe Beurteilung ungerecht, da die Charaktere wohl erſt im 2. Teil Form und Feſtigkeit gewinnen; doch es bleibt immer ein Fehler, daß Hekebolios und Libanios nicht jeder in ſeiner Richtung zum ausgezeichnetſten gemacht werden; ſie ſollten nicht Betrüger und Hofgewürm ſein; das ſetzt ja Julians ganze Bedeutung herab und macht ihn zu einer merkwürdig kleinen Figur im Dreiklee: Kain, Judas und Julian.

An Georg Brandes

Kopenhagen (Okt. 1874).

Lieber Brandes! Ich habe lange ſchon Luſt gehabt, an Sie zu ſchreiben, aber das, was auf dieſem Papier daſteht, wird nicht ſo ein Brief, wie ich Luſt hätte zu ſchreiben. Ich möchte nämlich in dieſen Linien guten Rat erteilen, und nichts iſt langweiliger zu empfangen als guter Rat. Und es iſt nicht unterhaltend, langweilig zu ſein. Aber das mag hingehen, wenn Sie es nur bleiben laſſen, auf mich böſe zu werden, weil ich mir ſo erlaube, Rat zu geben; allein die Abſicht iſt gut genug, und was in der beſten Abſicht geſchieht . . . nun, die Abſicht des ganzen iſt:

---

* Däniſcher Dichter und Profeſſor der Aeſthetik an der Univerſität Kopenhagen († 1872).

** „Ipſen" ſchreibt Jacobſen, vielleicht zum Hohn, um ihn mit einem minderen däniſchen Dichter A. Ipſen in eine Familie zu thun.

ich habe Ihren Artikel über die Trennung von Staat und Kirche geſehen und habe Angſt, daß einzelne Dinge darin der Zeitſchrift und der Sache minder Nutzen thun werden, als Sie glauben, und Ihnen und Edvard mehr Schaden als notwendig. Ich glaube, daß Sie dort draußen in der Freilandsluft vergeſſen haben, wie Ihre Pappenheimer ſind. Die gebildete Majorität hier zu Hauſe iſt ſo mit einander verfilzt, daß ſie alleſamt brüllen, wenn man einem einzelnen Stand zu ſtark auf die Zehen tritt. Es geht den Leuten hier daheim wie den Molboern, die nicht die Beine von einander finden konnten.

Daß ich mit Ihnen einig bin, brauche ich wohl nicht erſt zu verſichern, und es iſt ja auch gleichgiltig; aber wichtig iſt, daß die Zeitſchrift, die, ſoweit ſich beurteilen läßt, nun im Publikum recht gut einſchlägt, ſo daß man ſich neugierig an ſie vordrängt und verhältnismäßig ſympathiſierend aufhorcht, was ſie ſagen wird, nicht eines von den Worten ſagt, die hierzulande genug ſind, um daſſelbe Publikum zum Teufel zu jagen; denn der Zweck einer Zeitſchrift iſt ja doch eher, alle Welt ein kleines Stück mit ſich zu bekommen, als ein halb hundert Stücke mit ſich bis ans Wegende zu kriegen. Ich habe mit Edvard viel über die Sache geſprochen und habe in Übereinſtimmung mit ihm mir erlaubt, in der Korrektur die Stellen anzudeuten, die ich unzweckmäßig glaube. Nehmen Sie nun dieſe Worte mir nicht übel auf.

Ihr ergebener

J. P. Jacobſen

An Edv. Brandes

12./5. 75, Humlebaek.

Deine Worte ſind ſüß wie der Berge Honig und kindreich wie des Amala-Baumes Balſam; Deine Buchſtaben entzücken das Auge wie Zierrate an des heiligen Elephanten Bauchgurt und Deine Gedanken ſind wie Lichtpunkte in der Gazelle dunklem Auge. Krishna gebe mir Stärke zur Fahrt in die nördlichen Berge, weit von der ſonnweißen Gärten zärtlichem Schatten. Am heiligen Donnerſtag, wenn der Sonne Kühe von der Weide kehren, wird das Rauchtier meinen Palankin über der treuloſen Wellen wogende Zinnen tragen, fort zum fernen Land, und da will ich wandern längs des Fluſſes Ufern und in ſtummer Nacht meine Lampe den Strom abwärts fließen laſſen und einen geliebten Namen flüſtern wohl tauſende Mal. Ach, meine Seele iſt unruhig wie des Kampherbaumes Laub und ſie klagt trauernd wie das Gevögel der Nacht, doch am Mittwoch, da iſt der Morgenröte Feſt in dem wagenumgebenen Tempel auf des neuen Königs Ebene, wo das Broncepferd im Mondenſchimmer ſchläft.* Dort wird der Mann mit dem belockten Haar und ſein blankäugig Weib, deren Antlitz iſt wie des Aſoka-Baumes Blüte, von der Sonne beleuchtet, und deren Stimme iſt wie Wolken, die im Waſſer ſich ſpiegeln, mir fetten Reis geben und Wein zum trinken. Und bei der frohen Mahlzeit wird mein Auge des Oſtens Königin ſchauen,

* Gemeint iſt Kongens Nytorv, des Königs neuer Markt, mit dem Reiterdenkmal.

deren Züge ſind wie der Berge Linie, wenn ſie ſpät ſich an der Dämmerung Himmel zeichnen; doch das Mädchen mit dem lichten Blick wird alle überſtrahlen.

Neunmal berührt meine Stirn Deines Halſes Marmelboden, wo der ſchwarze Hund im Steine lebend iſt.

J. P. J.

Verkürzte Überſetzung.

Mittwoch morgens komme ich zur Stadt, Donnerstag nachmittags um 5 Uhr reiſe ich nach Thiſted.

Dein J. P. Jacobſen

An Edv. Brandes

St. Martins-Abend 1875, Thiſted.

Lieber E. B.!

Schau einmal! nun bin ich lange genug in meinem lebendigen Grabe gelegen, um Luſt zu bekommen, den Sargdeckel ein wenig zu heben und eine Weile mich irdiſchen Gedanken hinzugeben. Vielen Dank für neulich; es iſt faſt, als wären es 7—8 Jahre her; jedoch es brauchte viel um mich zu wecken; ... aber da ſagte die Thiſted Avis, daß Dein Bruder ſo ziemlich Profeſſor geworden. Das iſt doch Lüge; ſo weit ſind wir wohl noch nicht — Herrgott, da bliebe ja nichts anderes mehr übrig, als daß Du Theaterdichter würdeſt und ich Leuchtfeuerinſpektor und verheiratet. Na, jedem Tage ſeine Sorgen, jeder Nacht ihre Freuden. Ich glaube ebenſo gern, daß mein Buch im Frühling kommt; es iſt wunderlich, doch Gott iſt groß im Kleinen; in einem Monat ſende

ich vielleicht ein Kapitel hinüber, das recht gut ist. Für den Augenblick lege ich Tulpenzwiebel und pflanze Ribes, und Greensteens Sammlung hab ich den „Pagen“ und „Marine“ und ein neues kleines geschickt. Allah, Allah!

Der Beginn meiner Desmidiade ist erschienen. Der Rest —?

All die Fragen, die ich zu stellen habe!

All die Grüße —

An Georg Brandes

Thisted, Dezember 1875.

Vielen Dank für die Statue,* lieber Brandes. Sie steht gut auf ihren Beinen und des Antlitzes wehmütige Ruhe ist sehr wohl geraten. Denn, nicht wahr, ich habe sie doch recht verstanden?

Es ist ein schöner nackter Jüngling; in seiner ausgestreckten Rechten hält er eine flammende Fackel; Winde und giftige Dämpfe haben sie halb verlöscht. Im linken Arm ist eine gezähmte unterdrückte Bewegung; die Hand krümmt sich, wie um der Flamme Schutz zu geben, doch der Arm will sie nicht vor tragen; der Blick schaut hinaus in den Raum, wie um zu messen, wie weit die Fackel ihr Licht wirft, und man sieht am Mund, der Jüngling ist von Weh-

* Vierter Teil der „Hauptströmungen“. Anspielung auf das Motto: Künstler, nie mit Worten, mit Thaten begegne dem Feinde! Schleudert er Steine nach Dir, mache Statuen daraus. (Hebbel.)

mut ergriffen, daß ſie nicht weiter reicht, doch auf ſeiner Stirn iſt Ruh; die Fackel wird niemals ausgehen, ſteht da zu leſen, und wie wild es ſtürmt und wie dick es qualmt, keine Hand ſoll beſchützend vor die flackernde Flamme gehalten werden; denn die Hand, die ſchirmt, die hemmt auch des Lichtes Flut.

2. Februar 1876, Thiſted.

Es ſind wenige Dinge ſo lächerlich wie Briefe, die man vor einem Monat geſchrieben; ſowohl darum, wie um Ihnen zu beweiſen, daß ich ſchreiben wollte, ſende ich Ihnen dieſen vorjahralten Dank. Eigentlich ſchreibe ich Ihnen, um Ihnen anläßlich Ihres Geburtstages zu gratulieren:

Ich gratuliere!

Daß ich hier heroben jeden Tag etwas mache, wird Sie vielleicht verwundern; daß ich mich aber nicht jeden Tag unterhalte, wird ſie gewiß nicht überraſchen. Eine von den lichteren Stunden meiner Tage iſt jene, in der ich zwiſchen zwei nebelfeuchten Dornenhecken hin und wieder gehe und an das nächſte Kapitel in M. Gr. denke oder an das letzte in der Sache: Steen-Monrad-Hammerich oder .....! Das iſt meine Meinung. Die Lehrer an der Thiſteder Realſchule ſind daran, ſich anläßlich dieſes Streites zu zerreißen (ich erzähle das als Culturnotiz) und ein verrückter Menſch*, der ..... heißt (er iſt natürlich auf unſerer Seite), wird von den anderen Verläugner geſcholten, ungeachtet daß er ..... Er

*) Man vermutet in ihm das Vorbild zu Bigum (Niels Lyhne).

kennt Sie und hat Ihnen in Kphgn. ſeine Aufwartung gemacht; er klagte darüber, daß Sie ihn nicht wollten reden laſſen (Sie müßten auch hübſch toll ſein, wenn Sie es thäten); des weiteren wendete er ſich, denn er iſt ein Mann, der über die Rätſel der Zeit brütet, an .... und R. Nielſen; aber fand, daß der erſte ein verrückter Mann und der andere ein unwiſſender Mann, der nicht ſo viel wie die erſte Silbe des Rätſels erraten habe. Dieſer Mann (hier herüben) iſt gewiß das freiſinnigſte Rindvieh hier im Amte; Sie können ſich den Reſt alſo denken, wenn Sie wollen, was ich widerrate. Er fragte mich kürzlich in einer Eiſengießerei, wohin ich ging und mir das flüſſige, glühende Eiſen anſehe, ob ich nicht ſo gut ſein wolle, ihm zu ſagen, was Sie eigentlich poſitiv wollten. Ich dachte erſt zu entgegnen, Sie wollten den Rundturm umreißen und den Kopenhagener Wegweiſer verbeſſern, aber gab es auf und ſagte ſcherzend: daß Sie die Religion und die Ungerechtigkeit abſchaffen wollten. Der Mann nahm das für bitteren Ernſt und ſagte: das iſt wirklich ein ſehr wenig umfaſſendes Ziel; das iſt doch recht armſelig um ſeine Kräfte daran zu ſetzen; nein, die Idee ... und dann faſelte er über die Idee. Einige tiefſinnige Bemerkungen über allerhand will ich auf ein andermal verſchieben.

Ihr

nichts hörender, ſehender, lernender, ahnender

J. P. Jacobſen

An Edv. Brandes

6./1. 76, Thiſted.

Lieber E. B.!

Zwölf Linien! ja Gott im allerhimmliſcheſten Reiche mag wiſſen, wie ich es hier oben zu viel mehr bringen ſollte. Daß ich hier ſitze wie eine Henne und das eine Ei von einem Kapitel nach dem anderen ausbrüte und daß die Kleinen alleſamt, bis auf gewiſſe Schwächen, mehr oder minder ſüß und wohl geſchaffen ſind, iſt faſt ſelbſtverſtändlich; denn was ſollte ich ſonſt anfangen; freilich habe ich das halbe Molbech'ſche Wörterbuch durchgeleſen; aber das iſt auch meine einzige Zerſtreuung.

Du willſt etwas über mich ſelber hören! Herrgott, wie ſagt doch der blatternarbige Jens von Korſör: „Die ewige Tagdieberei, die man ſchaffendes Genie nennt.“ Hätte ich das Frauenzimmer nur ſchon abgeſchafft; wir gehen und glotzen aufeinander und ſehen uns Tag aus, Tag ein, an einander toll; es iſt gleichſam eine unglückliche Ehe, hu! und dann habe ich all ihre Männer und Galane oben im Kauf, und Pfaffen und Scharfrichter und Landſchaften und Stuben und ... na!

Es iſt Manna, wenn Du ſchreibeſt, Wüſte, wenn Du ſchweigeſt; aber Du haſt ganz gewiß recht, wenn Du es Wüſte ſein läßt; doch was ſteht nicht in jenem alten Buch von glühenden Kohlen auf der Leute Haupt. Selig ſind die, ſo in die Kohlen greifen.

Dein J. P. Jacobſen

An Frau Brandes

20./3. 76, Thisted.

Liebe Frau B.!

Ich läute an. Erst komme ich herein und gratuliere aus Anlaß Ihres Geburtstages und ich wünsche Ihnen, ohne mich doch in besonderer Fülle auszusprechen, alles mögliche Gute für das neue Jahr.

Dann setzen Sie sich ans Fenster, und ich ziehe den kleinen Stuhl hervor und bemächtige mich der Wasserkanne, die auf der Console steht, und dann erzählen Sie mir, wie es E. und Frau E. geht, und ich ergreife die Gelegenheit und beklage mich darüber, daß er nicht bloß selbst nicht schreibt, sondern auch mich daran verhindert, indem er mir seine Adresse nicht giebt, dagegen lobe ich Dr. G., der mir von Hamburg einen langen freundlichen Brief geschrieben hat. Dann sind Sie so gut, nach Marie Grubbe zu fragen, und ich muß mißmutig berichten, daß es das langsamste und unbehandelbarste Frauenzimmer ist, das jemals in ein paar Schuhen mit Rosetten darauf herum ging. Ich weiß nicht all das Böse, das ich von ihr sagen werde, wie sie plötzlich stutzig wird und nicht vom Fleck will, und wie sie manchesmal stundenlang an einer Antwort kauen kann und sie doch nicht sagt; aber dann werde ich versöhnlicher gestimmt und gebe ihrer Jugend die Schuld und hoffe, daß sie, im Maß als sie älter wird, auch stätiger und minder launenhaft werden wird.

Was ich sonst treibe, das erzähle ich Ihnen auch, wie ich in meinem Garten grabe und Levkojen und

andere herrliche Blumen einſetze und Ständer auspflanze und Kirſchbäume beſchneide und in der Hoffnung ſchwelge an all den Kohl, den ich ernten werde, an die unvergleichliche Größe, die meine Sellerieknollen und Mohrrüben erreichen werden, an die Maſſe Gurken, die ich haben werde, und wie frühzeitig meine Bohnen kommen und wie zart meine Radieschen werden ſollen. Ich werde faſt beredt, indem ich all die Grünheit ſchildere und das beſeligende Ding, das es iſt, an einer ſonnbeſchienenen Südwand zu ſitzen und hinauszuſtarren über Spinat und zarten Salat und faſt an gar nichts zu denken, und ich entwickle Ihnen ferner, wie Thiſted ſich vorzüglich zu letzterem eignet, da keine Bücher den Weg über den Limfjord heraus finden und keine Menſchen etwas zu ſagen ausfinden, was zu überdenken nachträglich notwendig wäre.

Endlich erhebe ich mich und bitte Sie, Ihren Mann zu grüßen und den Wechſelmakler, von denen keiner daheim iſt, und dann geht

Ihr
J. P. Jacobſen

An Georg Brandes

11./9. 1876, Thiſted.

Lieber Dr. Brandes!

Glaubte ich nicht, daß Sie an allen möglichen anderen Orten eher wären als in Kopenhagen! und daß

ein Brief an Sie zu adreſſieren wäre: abzugeben in Europa. Denn wohl iſt meine paſſive Schamloſigkeit in Hinſicht auf das Seinlaſſen des Schreibens groß, aber ſo groß, daß ich Ihnen nicht ein paar Linien geſchickt hätte — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —
aber ich — zwiſchen den blauenden Klittern, hin über Thylandes heidebewachſene Hügel ſchleicht in der Sonne ſinkendem Schein eine lange, betrübliche Geſtalt einſam von dannen — — — — —

Novellen! Ich habe leider keine und kann vor ſpät im November nichts machen. Von Marie Grubbe ſind Kapitel genug übrig; doch das Buch ſoll nun im Herbſte erſcheinen, wir haben zu drucken begonnen und es wäre doch ſehr anſpruchsvoll, mehr davon auf eigene Hand herauszugeben. Sehen Sie, das hatten Sie nun nicht geahnt, daß dieſes Buch doch einmal fertig würde — nicht als wäre es das ſchon, aber nun iſt es ſehr nahe daran. Ich hoffe, daß ich Ihnen damit Ehre mache — wenn es nur nicht langweilig iſt.

Ich gehe und ſchleppe mich mit ein wenig Huſten, aber nun kommt der Winter und da befinde ich mich im allgemeinen am beſten.

Ich muß jede Stunde nun auf Marie verwenden, doch ſobald ſie aus dem Weg iſt, ſollen die Thüren „des 19.“ die erſten ſein, an die meine „Muſe“ klopft. Es kommt mir vor, es wäre zeitgemäß, wenn ich eine Erzählung ſchriebe, die „Drei Schüſſe“ hieße, um ..... zu überbieten und zu ſehen, ob er dann

eine ſchriebe, die „Vier Schüſſe“ hieße. Werden Sie nur nicht verdrießlich, weil keine Novelle mitfolgt; doch Sie ſehen, ich kann jetzt nicht. Leider, es iſt bisher ſelten geweſen, daß ich etwas konnte.

An Georg Brandes

15./11. 76, Thiſted.

Lieber G. B.!

Ich hätte niemals Ihren freundlichen Brief in einer gelegeneren Zeit bekommen können als nun, da ich ſo ziemlich daran war, mit M. Gr. fertig zu werden und wirklich einen ſolchen nervenſtärkenden Brief brauchte. Nur daß es mich etwas bange macht, daß Ihnen, was noch folgt, nicht ſo gut gefallen wird wie das, was Sie geſehen. Von all Ihren wohlwollenden Worten iſt keines, das mich ſo freut wie das eine: durabel; denn dies iſt, ſeit ich die erſte Zeile im Buche ſchrieb, mein Hauptziel geweſen, daß man es gute, ſolide Arbeit nennen könnte; aber wie geſagt, mir iſt bange für das, was noch übrig iſt.

An den Ausſtellungen, die Sie machen, habe ich dagegen ganz ungemiſchte Freude gehabt, indem dieſe Ihre Bemerkungen in hohem Grad mein Zutrauen in meine eigene Kritik ſtärkten. Ich habe die ganze Zeit über es als einen weſentlichen Mangel empfunden, daß die Stellen, wo ich ſelbſt rede oder erzähle, nicht gleichmäßig ſind; aber es war ſo viel anderes zu

beachten, daß dieſer Teil hie und da mir entſchlüpfte, was jedoch keine Entſchuldigung iſt noch ſein ſoll; denn ich hätte es beſſer machen können. In betreff des Goldmachers dagegen bin ich mehr zu entſchuldigen; ihn einen Dänen ſein laſſen, konnte ich nicht, es franzöſiſch ſchreiben, unmöglich, modern däniſch, ebenſo unthunlich; es blieb alſo nur, ſchien mir, das Däniſch übrig, das er geſprochen hätte, wenn er däniſch geſprochen hätte. Es fiel mir nämlich gar nicht ein, was das einzig richtige geweſen wäre, ſeine Worte zu referiren. Ich ſah, es war nicht gut, was ich machte; allein ich konnte nicht etwas beſſeres finden. Aber das ungleichmäßige im Stil iſt's, was mir die meiſten grauen Haare macht. Ach, ach, es giebt Stellen, beſonders eine, — ich würde einen ganzen Bogen umſchreiben, um ſie wegzubekommen.

Das Buch wird, nehme ich an, 20 Bogen haben.

Sie könnten mir einen großen Dienſt erweiſen, indem Sie an den Kanzleirat Hegel ein paar Worte ungefähr des Inhaltes ſchrieben, Sie fänden, es ſei ſchade, daß ein ſo nettes Buch in ſeinem Schluß überhaſtet werden ſolle, das würde den Kanzleirat hindern, mich zu drängen und ich würde dennoch zu Weihnachten fertig. Doch ich hoffe, wir ſind ſo gute Freunde, daß Sie ſich nicht eine Sekunde mit Bedenken trügen es zu unterlaſſen, an Hegel zu ſchreiben, wenn das im allerentfernſten Maße Ihnen zuwider wäre, und ich hoffe, Sie glauben mir, daß ich ſowohl erwarte als wünſche, daß Sie in dieſem Fall es unterlaſſen. In der Wirklichkeit wird es keinen großen

Unterſchied machen; denn ich kann mich nicht beeilen, wenn ich auch ſämtliche Verleger und die ganze Buchdruckergilde auf den Ferſen hätte.

Ich will ſo ungern, daß Sie das Land verlaſſen, aber ſehe ein, daß dieſes ein unvernünftiger Wunſch iſt und hoffe zu jenen, die der Könige und Miniſter Herzen lenken, daß Sie bald angeſtellt werden. Doch ich möchte dennoch lieber, daß Sie daheim angeſtellt würden. Viel lieber.

Wenn Sie ſchreiben, ſo erzählen Sie, wie es mit den Vorleſungen in Schweden gegangen iſt.

Hat Edvard M. Gr. geleſen? (Sie ſehen, ich bin wie alle anderen Verfaſſer).

— — — — — — — — — — — —

Ihr J. P. Jacobſen

Noch einmal Dank für Ihren Brief.

An Edv. Brandes

7./12. 1876, Thiſted.

Lieber E. B.!

Sollte Hegel Dir einen oder mehrere Bogen von Marie Grubbe zur Korrektur zuſtellen, ſo kommt dies davon, daß ich kein Bedenken getragen, ihm, ohne erſt Deine Einwilligung einzuholen, die Erlaubnis dazu zu geben. Wäre es nicht ſo geſagt eilig, ſo hätte ich mich korrekter aufgeführt; doch ich bekam diesbezüglich geſtern ein Telegramm, und da waren lange Umwege ja unzugänglich.

Für „Das 19. Jahrhundert“ beginne ich morgen eine Novelle und will ich meinen großen Roman anfangen. Das Thema iſt daſſelbe wie das, welches mit ſo großer Tüchtigkeit und Allſeitigkeit in den bekannten Dramen „Irrlichter“ und „In der Übergangszeit“ behandelt wurde.

Wenn die Zeit es geſtattet, wirſt Du nicht mit obenerwähnter Korrektur beläſtigt werden, und es iſt auch ein Teil arger Dialekt drin; aber ſollte ſie Dir zugeſtellt werden, würdeſt Du mir einen großen Dienſt erweiſen, wenn Du die beiden Pſalmenverſe „Herr Gott in Gnaden wend ab Deinen Grimm“ mit einer guten alten Ausgabe von Kingos Pſalmen vergleichen würdeſt, oder vielleicht beſſer mit der älteſten Ausgabe von „Das verordnete Kirchen-Pſalmen-Buch von Th. Kingo“, vorausgeſetzt, daß ſich eine ſolche von vor 1717 findet; ſollte jedoch der Sinn der beiden Verſe in der älteren Ausgabe ein anderer ſein, ſo laß ſie ſtehen, wie ſie ſtehen.

Dein J. P. Jacobſen

An Edv. Brandes

12./12. 1876, Thiſted.

Lieber E. B.!

Am Freitag, nehme ich an, wirſt Du Marie Grubbe in Händen haben, da Kanzleirat Hegel ſo freundlich war mir anzubieten, meine Freiexemplare auszuſenden. Das Buch wird wahrſcheinlich Mittwoch fertig gedruckt.

Wenn Du Dir vorgenommen haben ſollteſt, es irgendwo zu beſprechen, würde das ſelbſtverſtändlich mich ſehr freuen; aber iſt es Dir unbequem oder in irgend einer Hinſicht nicht ganz lieb, ſo laß es ruhig ſein. Jedoch, wenn Du es thuſt, ſo gedenke Johannes Evangelium 13. Kapt. 27. Entſchuldige den unnötigen Unſinn mit der Korrektur; ſie wurde mir ſelbſt zugeſchickt, was ſehr günſtig war, da in den letzten Kapiteln Dialektrepliken ſind. Leute, die Zeitungen leſen, behaupten, daß zu Weihnachten weiter nichts beſonderes erſcheint, und darauf gründe ich meine Hoffnung, einigermaßen gekauft zu werden; aber es könnte ja ſein, daß die Wächter des Volkes vorher ſchon das Buch in Bann erklärten und ſagten, daß man es jungen Mädchen nicht in die Hand geben kann, und dann iſt es jetzt und in der nächſten Ewigkeit verloren.

Es iſt das ein ganz verrücktes Buch, um damit ſeine Verfaſſerlaufbahn zu eröffnen, ſo ſtill und zahm es auch iſt; allein ich bereue doch nicht, daß wir in jener Karnevalsnacht in Deiner Stube auf Kongens Nytorv beſchloſſen, daß es ſollte geſchrieben werden; denn es hat mich zum Teil gelehrt, mich dran zu hängen und dabei zu bleiben.

Dein J. P. Jacobſen

Sollteſt Du einmal, wenn es ſo weit kommt, eine ſchwediſche oder norwegiſche Beſprechung ſehen, würde ſelbſtverſtändlich mir viel daran liegen, wenn Du mich ſie auch ſehen laſſen könnteſt oder wollteſt.

Ich fürchte, die Erzählung, die ich ſchreibe, wird

ſchließlich heißen: „Ein Schuß, der kommt“ oder „Kommende Schüſſe“; doch vielleicht kann ich einen anderen Titel finden.

J. P. J.

An Edv. Brandes

Den 12. Januar 1877, Thiſted.

Lieber E. B.!

Ich habe mit dem Schreiben gewartet und gewartet, weil ich gern Deine Beſprechung in „Morgenbladet“ geleſen hätte; doch ein ſeltſames Geſchick hat über der betreffenden Nummer gewaltet, indem die Abonnenten ſie entweder nicht bekommen oder ſie weggeworfen haben; ich habe darum an Wilh. Möller geſchrieben; doch er ſcheint ſie auch nicht aufſpüren zu können. Ich hoffe auf morgen; da muß ſie doch kommen.

Als ich ..... las, ſagte ich mir ſelbſt, da ich zu dem Worte actualité kam, das Haha, das Pierrot mit einer Bewegung des einen Fingers nach der Stirn begleitet. Ich bin Dir außerordentlich dankbar für alle die Wirkſamkeit, die Du entfaltet haſt, ſowohl indem Du ſelbſt ſchriebſt, als indem Du auf andere Federn einwirkteſt; doch alle Äußerungen der Dankbarkeit nehmen ſich auf dem Papier ſo tot aus; drum will ich es mit einem ſtillen Dank genug ſein laſſen. Du biſt wirklich Marie ein guter Pate geweſen. Wenn Ihr von dem Glück meines Buches überraſcht worden

ſeid, bin ich es nicht minder. Unter allen Dingen, die ich geträumt, war gewiß nicht ein Traum von einer zweiten Auflage. Ich ſchreibe auch einen ſehr, ſehr großen Anteil der großen Dürftigkeit der Weihnachtslitteratur zu.

Habe ich mich nun ſehr über meines Buches, wenn ich ſo ſagen darf, äußeres Schickſal gefreut, ſo hat doch ſein inneres mir eine weit größere Befriedigung gewährt. Denn es war natürlich dieſes, was für mich am meiſten Gewicht gehabt, daß auch Ihr, für die und aus denen heraus das Buch geſchrieben iſt, daß Ihr es als ein reſpektables Geſellenſtück anerkannt habt, wieviel wir auch dagegen einzuwenden haben. Sonſt hätte dieſe zweite Auflage mich bange gemacht.

— — — — — — — — — — — —

In dieſem Augenblick erhielt ich das lange erwartete „Morgenblad“.

Gelobt ſei Gott!* Mir war ſo bange wegen Sören; es war im ganzen Buch die Partie, die am ärgſten in Kleider zu bringen war. Ja, ja, es iſt weit, ſagte das Weib, als ſie zurück ſah; wenn ich in einem halben Jahr Zeit und Mittel hätte, das Buch umzuſchreiben, würde ich manche billige Forderungen erfüllen können; — aber nun muß es bleiben, wie es iſt, und ich kann auch nicht ſagen, daß ich große Luſt zu der Arbeit hätte, geſchweige die Kraft, die es einer neuen Arbeit abfordern würde. Ich gehe herum und läppere an einem Gegenwartsbuch, von

* Im Original deutſch.

dem ich fürchte, ich bringe es nicht gut genug fertig, und ſehne mich ſchon nach meinem dritten Buch. Wenn das zweite geſchrieben iſt, komme ich nach Kphgn. und ſtudiere für das dritte, Chr. VII. Zeit, Struenſee und Carol. Mathilde ſo halbwegs als Hauptperſonen. So meine ich wenigſtens nun; aber dieſe Sorge hat Zeit. Wären nicht zugleich mit der Beſprechung zwei Bogen Korrektur gekommen, würde ich Dir ausführlicher für die Beſprechung danken und mit Dir mehr über . . . . . reden. Ordentlichen Brief nächſtens. Die Novelle geht ſtätig vorwärts.

An Georg Brandes

29./1. 1877, Thiſted.

Lieber G. Brandes!

Leider, leider! ich kann an M. Gr. nichts ändern, außer ich bekäme ein halbes Jahr Zeit, um ganze Partien umzuſchreiben — wenn das zu etwas führte. Ich bin ein Kujon, wenn es darauf ankommt, auszubeſſern; und überdies, der Lehm iſt trocken, wie Sie es befürchteten. Ich bin ſo froh, endlich einmal fertig geworden zu ſein, und ſo hitzig darauf, etwas anderes zu beginnen, daß ich M. Gr. ihres Weges muß ſegeln laſſen, ſo wie ſie iſt.

Mein Erſtaunen über den Erfolg des Buches dauert an.

Von . . . habe ich . . . erhalten. Das iſt eine

wunderliche Art, Freidenker zu sein; aber ich glaube, die vereinigten Freien thun klug, die Schrift als eine mögliche Nuance anzunehmen. Es ist immer gut, großen Raum zu gewähren; denn je größer der Hut, desto mehr Köpfe können darunter. — — —
— — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —

Sie sind so sparsam mit Mitteilungen über sich selbst und Ihre großen und guten Thaten in fremden Reichen und Landen; allein es ist immerhin ein Trost, daß die Vorlesungen nun bald kommen.

Sie dürfen mir glauben, ich sehne mich nach dem nächsten Heft des Neunzehnten; denn es ist nun einmal lustig, über sich selbst zu lesen — und wenn man obendrein von Ihnen besprochen wird — Allah! um das habe ich oft die schreibenden Verfasser beneidet, ohne sie darum immer um das Geschriebene zu beneiden.

Edvard hat mich durch seinen Aufsatz über Sarah Bernhardt in Erstaunen versetzt. Das ist ein gewaltiger Fortschritt; denn von diesem Aufsatz kann man sagen, er steht ihm gleich, und das ist früher nicht immer der Fall gewesen und in jedem Fall nie in diesem Grad. Es ist sonst manchesmal gewesen, als stieße seine Feder die Sätze mit dem Fuß auf ihren Platz, und oft war es, als ob er mit einer gewissen, Brutalität ist vielleicht zu stark, seine Gedanken hinstellte und höhnisch beifügte: „Da habt Ihr die ganze Kramkiste; übrigens kümmert mich es nicht das mindeste“ — aber mit diesem Aufsatz ist es ganz anders, sehr vergnüglich anders.

2./2. 1877, Thisted.

Lieber G. Brandes!

Ich vergaß in meinem letzten Brief auf die Frage zu antworten, die Sie mir wegen des wechselnden Gebrauchs von ikke (nicht) und intet (nit) stellten. In Briefen und Büchern aus jener Zeit wird bald das eine, bald das andere verwendet.* Ich habe zu sehen geglaubt, daß man in der Rede sehr viel intet (nit) gebrauchte (entspricht dem kopenhagen'schen inte, denn so hat es gewiß gelautet). Ikke (nicht) beginnt um jene Zeit seiner Schreibgebrauch zu werden und sickert auch schon in die Rede hinüber. — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — —

Ich glaube daher, daß ich berechtigt war, beide Ausdrücke unter einander zu gebrauchen. Die Aussprache habe ich, wie bei vielen anderen Worten, aus nachlässig buchstabierten Briefen.

Ich habe heute von Herrn Ivar Häggström in Stockholm ein Angebot von 25 Kronen pr. Bogen für M. Gr. bekommen.** Es bleibt natürlich nichts übrig als anzunehmen und obendrein noch froh zu sein; er kann es ja auch ohne Erlaubnis thun. Einen vergnüglichen 4. Februar.

* Der Uebergang im dänischen Sprachgebrauch von intet zu ikke um die Wende des 17. Jahrhundert entspricht ganz dem Uebergang vom nit zum nicht, den wir um dieselbe Zeit bei uns wahrnehmen können.

** Der Verleger Häggström wollte eine schwedische Ausgabe von Marie Grubbe veranstalten.

An Georg Brandes

6./2. 1877, Thisted.

Lieber G. Brandes!

Es war leider zu ſpät, als ich Ihren Brief empfing. Ich hatte das Überſetzungsrecht da ſchon verkauft.... Ich habe mich dumm benommen.... Wäre Ihr Brief nur 1 1/2 Tage früher gekommen.

Die Novelle denke ich im Lauf von 14—15 Tage fix und fertig haben zu können; aber das iſt wohl zu lang, als daß ſie noch ins nächſte Heft käme. Nur dies und viele Grüße.

An Edv. Brandes

Den 14. Februar 1877, Thisted.

Lieber Freund! Hier iſt das Geheimnis, warum ich ſo lang nicht geſchrieben habe.

Erſt habe ich eine langwierige Bruſtgeſchichte gehabt (die alte), und als das glücklich vorbei war, bekam ich eine Geſchwulſt am Hals d. h. hinter dem Ohr. Die Geſchwulſt hatte ich übrigens ſchon lang; aber nun wurde ſie bösartig und entzündete ſich und ließ weder Tag noch Nacht mir Ruh. Endlich faßte ich Mut und ging zu meinem Arzt, der meinte: Operation. Mittlerweile reiſte er für drei Tage fort und kam geſtern zurück und da wurde die Teufelsgeſchichte aufgeſchnitten, um die Entzündung aufzuheben, und nun ſitze ich bis über beide Ohren in der Grütze. In acht Tagen etwa ſoll es endlich extirpiert werden, was glücklicherweiſe unter Chloro-

formierung geſchieht. Sieh, ſo ſitz' ich drin! Ich werde jetzt wohl noch etwas ſchreiben können; aber wenn die Operation dann kommt, ſo weiß ich wirklich nicht, was daraus wird. Was ich geſchrieben, iſt wenig, ſo wenig, daß es nicht gedruckt werden kann und die ganze Novelle wird nicht ſonderlich groß. Ich habe ein ſehr müßiges Daſein geführt, ſeit ich mit Marie Grubbe niederkam, von der ich Dir in einem Tag oder zwei eine zermalmende Kritik in der „Thiſted Amtsavis" von einem hier graſſierenden Philoſophen und Theologen hoffe ſenden zu können. Welch prächtiges Heft, dieſes letzte! Bröchners Artikel iſt als Zeitſchriftartikel das beſte, was „Das 19. Jahrhundert" bisher gehabt. Aber nun werfe ich mich auf die Novelle; ich möchte gern im neuen Heft ſein und komme wohl auch hinein, wenn mein Huſten und mein Knoten es ſo wollen. Ich bin in einer Briefſchuld, die grenzenlos iſt; aber dies ſtellt keinen Abſchlag dar.

An Frau Brandes

20./3. 1877, Thiſted

Liebe Frau B.!

Es geſchieht in der letzten Zeit, daß ich manchesmal von Heimweh nach Civiliſation und civiliſierten Menſchen ergriffen werde (was meiner Geburtsſtadt und ihren Bewohnern unerzählt bleibe), und da iſt es zunächſt die Möntergade, die meiner Sehnſucht Ziel, obwohl ich geſtehen will, daß es auch ſo rein

äußerliche Dinge ſind, wie große breite volkserfüllte Straßen, gaserleuchtete Laden und raſſelnde Wagen, die lockend an meiner Erinnerung vorbeiziehen. Sie ſind wohl nie recht außerhalb der Civiliſation geweſen und können ſich nicht recht vorſtellen, wie ſonderbar das iſt — es iſt, als ginge man mit einem Unſichtbarkeitshut auf dem Kopf herum, ja, mit einem Hut, der Einen ſogar vor ſich ſelbſt unſichtbar macht. Dies Sich-ſelbſt-verſchwinden hat etwas ſo gewiß idylliſch-bezauberndes, etwas vegetierendes, von dem es nicht leicht iſt, ſich los zu reißen. Man ſitzt ſtill an des täglichen Gefaſels heiligen Ganges, indem man des dreimal heiligen Nichts rauchblauen Lotus anſtarrt, und gleitet ſtill in der friedlichen Unbedeutendheit ſeliges Nirwanas. Aber manchesmal dazwiſchen, (?) doch nicht länger, ſchießen ſonderbare Gedanken aus einer anderen Welt oder einem anderen Daſein hervor, und man wird raſtlos und unruhig wie eine Henne, die auf Enteneiern geſeſſen iſt und plötzlich alle Entlein ins Waſſer ſpringen ſieht. So ungefähr, glaube ich, ergeht es mir. Entſchuldigen Sie, daß ich mit dieſen etwas dunklen Zeilen meinen Namen Ihrer Erinnerung zurückzurufen ſuche.

An Georg Brandes

2./5. 1877, Thiſted.

Lieber G. Brandes!

Ich bin nicht undankbarer als die anderen der Erde Tiere, aber ich bin fauler, langſamer, ſchiebe

mehr auf; allein nun haben Sie mich mit Wohlthaten, ſowohl mit Büchern wie mit Buchbeſprechung ein ganzes Vierteljahr lang überhäuft, ohne daß ich noch einen Dank aus meiner Feder hervorgebracht hätte, obſchon ich in meinem ſtillen Sinn Ihnen viele, viele Male gedankt habe.

Glauben Sie nicht, daß ich aus der Kritik nichts gelernt habe, was Sie in Ihrem letzten Brief andeuteten; ich werde es Ihnen einmal beweiſen, wenn ich wieder ein Buch ſchreibe, daß ich gelernt habe und das Gelernte anwenden kann, und Sie dürfen auch nicht glauben, daß ich mich von Peter Nah-und-Ferns Darſtellung von mir als Probenmuſter der Brandes'ſchen Theorien verwirren oder beirren laſſe. Es gehe mir umgekehrt wie Heine und ich kann ſagen:

„Nennt man * den meinigen (!) Namen,
Dann werden die beſten genannt".

Denn nicht nur daß die Recenſenten mich häufig zuſammen mit Ihnen auftreten laſſen, ſondern es folgt auch noch eine ganze Asgardsſchar: Merimée, Björnſon, Shakeſpeare (!), Taine, Zola u.ſ.w., u.ſ.w.

Es iſt eine jämmerliche Kinderei und eine gräuliche Eitelkeit, einen Verfaſſer ſich darunter winden zu hören, daß er von anderen etwas gelernt hat und darauf pochen, daß alles er ſelbſt iſt — und ich habe auch nichts derartiges in Abſicht; ich geſtehe, ich habe von ihnen allen gelernt (doch nicht von Zola oder Daudet, die ich erſt kennen lernte, nach-

* Wörtlich citiert.

dem mein Buch erſchienen war); aber ich will bloß ſagen, daß ich mehr von Beyle und Shakeſpeare gelernt habe als von Merimée, mehr von Sainte-Beuve als von Taine und daß mein Stil in weit näherem Verhältnis zu H. C. Anderſens Märchen ſteht als zu Björnſon. Aber daß man nicht gelernt haben ſollte, was man kann, das verſtehe ich nicht; das Reſultat jedes Kunſtgenuſſes muß ja doch dieſes ſein, daß man etwas gelernt hat, und daß in dieſem Gelernten das, was man über ſich ſelbſt gelernt, das Wichtigſte iſt, jedenfalls das, was bleibt und bewahrt wird, das iſt eine von den nicht ungewöhnlichen Selbſtfolgen, die aus ſich ſelber folgen.

Und nun zu dem Mann, den ich mir immer ſeine allereigenſten Gedanken und Stimmungen dejeunierend denke, mit ſeiner Feder als Gabel: Sören Kierkegaard.

So oft ich ein neues Buch von Ihnen leſe, ſo ſage ich zu mir ſelbſt, das iſt noch das allerbeſte, das er gemacht; an das bin ich nun ſo gewöhnt und weiß ſo ſicher, daß es geſchieht; aber dieſes neue hat einen beſonders ſtarken Eindruck auf mich gemacht, einen noch ſtärkeren als die erſte Reihe Vorleſungen und die Abhandlung über das unendlich Kleine — aber von dieſem Eindruck Rechenſchaft geben, ehe ich das Buch noch einmal geleſen, — ich glaube nicht, daß ich es kann. Es kommen die meiſt unvereinbarlichen und ſtreitenden Wörter und melden ſich als Charakteriſtika, und daher ſollen ſie warten.

Da ich von alten Eindrücken rede, ſo erinnere ich mich an einen Montag Vormittag, da ich in

Illustreret Tidende einen Artikel von Ihnen über Bergsöe las; ich fand ihn übertrieben lobend, erinnere ich mich; aber was in mir einschlug, so daß es noch festsitzt, war der Rat an Bergsöe: „Sei Aristokrat!“ Dies war es gerade, was ich damals begonnen hatte, überall in aller Litteratur zu sehen, daß der erste beste Ausdruck nicht der beste war; daß es nur Einen besten Ausdruck gab, dem man mit Glück oder mit Fleiß mehr oder minder nahe kommen oder wohl sogar ganz treffen konnte. Überzeugt wie ich von dessen Richtigkeit war, war es mir doch ein großer Trost, Ihre Bestätigung davon zu haben und ich sagte mir selbst: das Lob da vorher hat nicht viel zu bedeuten, wenn der Verf. diesen Rat bekommen muß und so durchwegs braucht.

— — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

Danke für Dänische Dichter*. Es war ein großes Vergnügen, Carsten Hauch wieder zu sehen, den ich nicht gelesen, seit ich in Florenz war. Wunderlich genug ist es, daß diese vier Dichter, denen Sie in Freundschaft und persönlichem Umgang oder in Bewunderung so nahe gestanden, mir immer fern waren und nie großen Eindruck auf mich gemacht haben, was natürlich zugleich der Dichter und meine Schuld war.

Ich lege Zola's neues Buch L'assommoir fort, halb bewundernd, halb erschreckt; es ist etwas Ver-

* „Dänische Dichter“ von Georg Brandes und zwar: C. Hauch, L. Böttcher, Chr. Winther und A. Paludan-Müller.

wandtes in dem Gefühl, mit dem man ſich in dieſes Buch hinein lieſt und der Empfindung, mit der man in ein Salzwerk oder in eine Kohlenmine hinabſteigt und ich will nicht verhehlen, daß Einem ein leiſes dankbares Lächeln auf die Lippen kommt, wenn man herausgelangt und wieder blauen Himmel über ſich ſieht. Ich hoffe, daß dieſer Brief Sie in einem ſonnigen Klima und in einem lenzgrünen Land trifft. Hier iſt das Wetter ſo, daß man faſt wünſchen könnte, gar kein Wetter zu haben.

An Edv. Brandes

24./7. 1877, Thiſted.

Lieber Freund!

Ich bin ewig und unveränderlich, ohne Aufhör immer derſelbe, gleichwie eine gewiſſe fern reſidierende Perſon; es iſt bei mir nicht ein Schatten von Änderung; ich glaube nicht einmal, daß ich ſeit kürzlich im mindeſten dümmer geworden bin, und dazu habe ich doch reiche Gelegenheit gehabt, geradezu embarras de richesse. Ganz gewiß dem Korallentier gleich in der tiefen See* baue ich verdammt wenig mit am wachſenden Eiland; aber ich hoffe noch ebenſo feſt wie früher auf die Welt, die kommt.

Ich habe das Heft: „19. Jahrhundert“ bekommen, ein ausgezeichnetes Heft . . . . . aber wenn ich E. B. geweſen wäre, würde ich ganz

* Hier ein unüberſetzbarer Kalauer; Jacobſen ſchreibt Sö-le; Sö = gleich See, Söle = Schmutz, Schlamm.

ebenſo über Frau Södring geſchrieben haben, wie Du ſchreibſt, wenn ich auch vielleicht bei der Definition der Grenzlinie ihres Talentes etwas milder geweſen wäre. Sie war freilich verdammt einförmig. Was ich als J. P. Jacobſen thäte, weiß ich nicht ſo recht, da dieſer Geſelle ſich wie ein beſſeres Segelboot in vollſtändiger Windſtille befindet. Vielleicht ſollte er ein paar Ruder ins Waſſer ſtecken und rudern, anſtatt zu liegen und auf Wind zu warten.

Ich muß es mit Gedichten verſuchen.

Ich habe Dich faſt im Verdacht gehabt zu glauben, ich liege da und ſei verliebt. Das bin ich leider nicht. Keine Spur. Ach Gott — nein — — — — — —

Was Kopenhagen betrifft, ſo habe ich Angſt, meine Geſundheit ſeiner Fürſorge anzuvertrauen. Hier bleibe ich jedoch nicht. Den 1. November reiſe ich entweder nach Kopenhagen oder nach dem Süden, wenn im übrigen allerlei merkwürdige Dinge gehen, wie ſie ſollen. Mein neues Buch, das ſich langſam aus ſeiner Hülle ſpinnt, iſt noch namenlos.

Schreibe doch endlich bäldiglich; Du ſchießeſt nicht vorbei an

Deinem J. P. Jacobſen.

An Edv. Brandes

7./9. 1877, Thiſted.

Lieber Freund!

Trotz meines Ärgers, daß Das 19. Jahrhundert eingeht, wurde ich doch luſtig wie ein Fohlen auf

der Weide bei der Mitteilung, daß ich an der verdammten Novelle nicht weiter ſchreiben müſſe. Denn wie ſie mich geärgert hat! — Davon kann man ſich keine Vorſtellung machen.

Am 15. reiſe ich aller Wahrſcheinlichkeit nach von hier nach Struer — Hamburg — Caſſel. In Caſſel gedenke ich eine Woche zu bleiben; dann vielleicht in einigen kleinen Städten, und den Oktobermonat in Heidelberg, wenn das Wetter und mein Huſten wollen; hierauf nach Montreux oder Clarens oder eine andere billige, windfreie Station.

Nach Mitteilung von Hägſtröm kommt die ſchwediſche Überſetzung im Oktober. Ich würde natürlich viel lieber nach Kopenhagen kommen, wage es aber nicht. — Die Parodie auf M. Gr. habe ich geſehen; ſie iſt nicht gut; aber es iſt eine ganz unterhaltende Wendung im erſten Abſchnitt von der Mutter, die in rembrandiſcher Beleuchtung Stockfiſch kocht.

Als Beweis, daß eine Novelle im Anſegeln war, folgt einliegend die Reinſchrift der zwei erſten Seiten.

An Edv. Brandes

2./10. 1877, Penſion Bellevue. Montreux.

Lieber Freund!

Ich bin alſo nicht in Heidelberg, wo es ſo hundekalt war. Hier iſt es herrlich, ſonnenklar und von 10 bis 5 warm, was ich Paletot-Wärme nenne, aber die Eingeborenen offenbar Hemdärmel-Wärme.

Gestern, als ich mich gerade eine etwas steile Gasse hinanarbeite, wen seh ich da langsam die andere herabschlendern als S. . . ., den ich in Spanien glaubte. Leider reist er schon übermorgen, und hier ist es etwas einsam, bis man sich hergewöhnt. In der Pension hier giebt es Pariser, Spanier, Holländer, Russen und einen Schweizer, der glücklicherweise deutsch kann. Der Übergang von der Kälte zur Wärme hat mich etwas angegriffen und Husten hervorgerufen, der sich wohl bald verliert, da der Appetit gut ist. — — — — — — — — — —

Ich möchte gern Deines Bruders Adresse in Deutschland wissen. Auf dem Weg hier herab habe ich kein anderes Stück gesehen als „Viel Lärm um nichts“ in Cassel. Gewöhnliches Spiel. Ich glaube, es wäre wohlthätig, wenn Benedikt und Beatrice ihre witzspitzigen Antworten ganz verschieden sagten; ich habe das Stück schon früher gesehen (sahen wir es nicht miteinander in Dresden?), aber auch da knipsten sie beide die Pointen gegen einander ab. Ein so witziges Mädchen wie Beatrice würde natürlich darauf kommen, ihren Witzen mehr Raffinement zu geben, indem sie ihre Repliken ganz unschuldig und gemacht naiv sagte, und es würde dann mehr Wirkung thun, wenn der Reitergeneral Benedikt, auf Rache versessen, seine Antworten mit allem möglichen Alarm und Triumph abfeuerte. Den Schurken im Stück möchte ich von einem kräftigen, schwarzen Schurken in einen ganz abgeracketen, ausgezehrten, ganz fertigen Bruder Liederlich verwandelt.

Schreibe bald und laß mich etwas von den

litterariſchen Neuigkeiten im Druck und im Theater hören. Studierſt Du immer noch die Edda?

Dein J. P. Jacobſen.

Penſion Bellevue, Montreux.

14. Oktober 1877,

Lieber Freund! Nicht eine Silbe habe ich von einer Adreſſe* gehört, nachdem ich mindeſtens ſeit einem Monat keine däniſche Zeitung geſehen habe. Geſegnet ſei die Adreſſe, wenn ſie ihn in Dänemark zurückhalten kann, Deinen Bruder nämlich. Das will ſagen, ihn ſo zurückhalten, daß ihm damit gedient iſt. Er iſt ja doch der Armen einziges Lamm (abgeſehen von uns kleineren Mutterlämmern), und obwohl er ſtets ein ſehr anſehnlicher (Sturm-) Widder in des reichen Mannes Herde ſein wird, ſo haben wir ſeiner ſo hart not . . .

Die franzöſiſchen Wahlen beſchäftigen auch meine Gedanken ſehr; aber heute abend (Sonntag) wiſſen wir noch nichts. Es kommt hier nämlich kein anderes Blatt heraus als die Fremdenliſte. Sag mir, welches franzöſiſche Blatt ich halten ſoll; denn Journal de Genève iſt mir zu langweilig. Ich habe vor, meinen Aufenthalt hier unten zu benützen, um mich mit franzöſiſcher Geſchichte und Litteratur etwas beſſer bekannt zu machen. Momentan leſe ich Mme. Mottevilles Memoiren, aber will mit dem aller-

* Eine an Georg Brandes gerichtete Adreſſe, die ihn abhalten ſollte, Dänemark zu verlaſſen.

nächſten auf Zola, Cherbuliez, Daudet, Flaubert und Balzac loshauen. Entweder geht Dein Gedächtnis irre, oder Dein Bruder referierte irrig in betreff Zolas. Da ich nach dem, was ich von P. de Kock geleſen, ihn für einen langweiligen veralteten Schriftſteller anſehe, mit etwas Sinn für das Niedrigkomiſche und mit dem unverzeihlichen Fehler, ganze Bücher im Präſens zu ſchreiben, kann ich nicht gut Zola mit ihm verglichen haben, auf den keine dieſer Bezeichnungen paßt, nicht einmal der Sinn für das Komiſche, denn dieſen hat Zola gar nicht. Ich erinnere mich dunkel, einen halbwahren Kalauer gemacht zu haben, daß einige Stellen in la Curée ganz caſanowäſche ſeien; aber was thut man nicht für einen Kalauer. Dein Bruder hat mich ganz mißverſtanden, oder ich habe mich ſchlecht ausgedrückt, was mir oft geſchieht und woher meine Furcht, daß meine Briefe könnten mißverſtanden werden, abzuleiten iſt. Du und ich haben ſo merkwürdige gleichartige Meinungen über die meiſte Litteratur, daß es merkwürdig wäre, wenn wir in Bezug auf Zola ſehr auseinander gingen. Ich will mich nicht einmal verteidigen, indem ich ſage, was ich an dem Mann bewundere, denn das weißt Du. Ich will ſagen, nicht, was ich anders wünſchen könnte, denn Autoren von dieſer Größe wünſche ich nie anders; ich will bloß ſagen, was nicht mit meinem Kochbuch ſtimmt; denn eine andere Kritik kenne ich eigentlich innerſt innen nicht; vielleicht, daß es auch andere nicht thun. Zola iſt mir nicht detailliert genug im Pſychologiſchen und er giebt mir ſeine Details in einem Haufen; aber ich

will ſie nicht in einem Haufen haben; ich will ſie in einem richtig geordneten Bouquet haben. Ich will nicht Lila und Rot neben einander haben; und er iſt nicht Eklektiker genug mit Rückſicht auf Details, er hat nicht Reſignation genug, zu opfern. Details ſollen ſein wie jener Blitz bei Dickens, durch den man „saw harrows and ploughs left alone in the fields.“ Er iſt monoton; die ganze Zeit trägt er ſeine Farben mit dem Pinſel auf; aber wozu hat man dann den Spatel. Die Proſa iſt doch nicht ein Hexameter, der alles in derſelben Melodie erzählen muß. Er iſt mir des ferneren nicht dramatiſch; manchesmal iſt er es. Der Schluß in la Curée, wo der Kaiſer gefahren kommt, iſt brillant; aber das iſt faſt eine Ausnahme. Er hat Mut genug, wahr, ausgezeichnet zu ſein; aber das iſt nicht genug; ich will nicht die Wahrheiten in Form eines Hagelwetters haben, das mich über den ganzen Körper prickelt und ſticht; die Wirkung geht fort; ich möchte mir verbitten, die Wahrheit in Form eines Ziegelſteins an den Kopf zu bekommen. Er iſt ferner zu moderat. Oft unerträglich moderat. In ſeiner Pſychologie. Wenn der Menſch nicht in paſſionierten Situationen, zärtlichen Situationen, Maſſen von Situationen gerade auf dem Punkt iſt, komiſch zu werden, ſo iſt er zu weit von Shakeſpeare und der Natur. Des ferneren: der Menſch iſt ein zugleich ſchmutziges, fürchterliches und bewunderungswürdiges Tier.

Na! nun hat J. P. Jocobſen alles geſagt, was er wünſchen würde, daß er (J. P. J.) machen könnte. Ich glaube, das iſt die gewöhnliche Schrift-

steller-Kritik. Ein etwas, das ich an Zola bewundere, iſt ſein Geruch. Lokalgeruch. Es giebt Stellen, die in ſolchem Grad an kleine Gaſſen italieniſcher Kleinſtädte erinnern, daß ich mir die Naſe zuhalte, doch zugleich entzückt ausrufe: „Welch ſuperber Geſtank!“ Dies als Lob gemeint. Als vorbehaltloſes Lob.

Ich danke für den Antrag wegen der Korrektur und nehme ihn mit Begehrlichkeit an. Es ſoll ein neuer Roman von M. Gr.'s Umfang geſchrieben werden. Das Manuſkript im Februar fertig, Amen, Amen d. h. ja, ja, alſo ſei es. Natürlich lebe ich vom Honorar. Auflage 2500, Honorar 1250 Reichsthaler; man ſagt, das zweite Buch werde immer ſchlecht. — Es wird eine Gegenwartsgeſchichte. Den Anfang kennſt Du, erinnerſt Dich aber nicht daran: „Sie hatte der Blide ſchwarze ſtrahlende Augen“; geht in Jütland vor, zumeiſt am Limfjord und unten in der Vordergegend. Ich glaube, der Ort hier eignet ſich zum ſchreiben; ſei barmherzig und ſchreib.

An Edv. Brandes

Den 29. Novemb. 1877, Villabella, Montreux.

. . . . . Mit meinem Buch geht es langſam genug; es wird eine Schilderung der Gruppe freidenkeriſch angelegter Romantiker, die bei uns von den politiſchen Naturen der Achtundvierziger, den religiös Geweckten aus derſelben Zeit u. a. m.

zurückgedrängt und überflügelt wird. Sollte ich Repräsentanten dieser ohne Zweifel nicht kleinen Gruppe wählen, die wahrscheinlicherweise durch der Zeiten Ungunst und Selbstmißverständnis einen Teil von sich selbst zur Reaktion von 1864 lieferte, sind Kaalund's* und Kr. Arentzen's* Namen die, so mir gleich aus der Feder fließen. Übrigens wird das Freidenkerische bloß mitgenommen, so weit es notwendig ist zum Verständnis der Menschen, das für mich bei einer Erzählung die Hauptsache ist. Ich fürchte aber doch, daß sich ein gut Teil Deklamation einschleichen wird. Namentlich ist es eine Person, der den Mund zu stopfen schwer sein wird. Unter uns, ich habe das Anker'sche** angesucht. . . . . .

Es wäre für meine Gesundheit ein Glück, wenn ich es bekäme. In dem Fall würde ich es so einrichten, daß ich, wenn ich, wahrscheinlich Ende Mai, Montreux verlasse, nach Kyhgn. gehe und da 4—6 Wochen bleibe. Hierauf nach Thisted und dann im September auf Italien zu, Winter in Rom und wahrscheinlich Studien zu einem Roman über Cola di Rienzi.

An Georg Brandes

26. Dezemb. 1877, Pension Bellevue, Montreux.

Lieber Kapitän!

Es ist etwas traurig, daß die Besatzung des nun in die Luft gesprengten, vormals guten Schiffes

* Dänische Dichter.

** Reisestipendium aus einem Nachlaß.

„Das 19. Jahrhundert“ einander von all den verſchiedenen Küſten der Welt zurufen muß, aber, wie es im Liede heißt: „Wieder ſtrebet Getrenntes zuſammen; einſt in den Zeiten werden ſie —* Legion; denn ich habe noch meinen alten Köhlerglauben, daß wir ſchließlich doch die Oberhand gewinnen, als die unerſchütterlichen Stützen der Geſellſchaft geehrt werden, in eine leichte Form von Reaktionarismus übergleiten und als Ritter des Dannebrogs ſterben. Aber es werden viele Zeitungen gedruckt werden, ehe dieſer Tag kommt.

Über die Verhältniſſe daheim lebe ich in dunkler Unwiſſenheit, die nur hie und da eine flüchtige Minute durch myſtiſche Andeutungen aufgeklärt wird (immer in die bei den heimiſchen Korreſpondenten ſo beliebte Form gekleidet: „wie Du wohl gehört haſt“ oder „wie Du wahrſcheinlich weißt“), um nachher doppelt dunkel zu werden. Man könnte davon faſt Heimweh bekommen — vor Sehnſucht nach der Löſung dieſer Rätſel und halben Worte. Über ihre Sache. . . . bin ich jedoch einigermaßen unterrichtet, dank einem Freund, der mir die betreffenden Zeitungsartikel ſchickte. Nächſt der Empfindung, mich waſchen zu müſſen, weckten dieſe Dokumente einen ſtillen Zorn bei mir — nicht gegen die Tiere, die dummen, bösgeſinnten Tiere, ſondern gegen die lieben guten Freunde. Wie lieblich dieſe Geſchäftigkeit nach dem Schiffbruch, dies wirkſame Laufen nach Rettungsbooten

* „. . . . werden ſie eins“, die drei ſkandinaviſchen Stämme, nämlich, in dem ſeinerzeit ſehr populären Lied von Parmo Carl Ploug „Nordens Einheit.“

und Raketten, nachdem die Mannſchaft längſt tot und ertrunken iſt, dieſe beherzte Geiſtesgegenwart, wenn das Unglück geſchehen iſt. Ich habe auch dieſe merkwürdige Furcht ſo gern, die manche Leute davor haben, man könnte ſie beſchuldigen, daß ſie etwas meinen, was ſie gar nicht meinen; es bangt ihnen ſo ſehr, eine Haaresbreite näher zur äußerſten Linken der Freidenkerei geſtellt zu werden, daß ſie in einem kleinſchrittigen Marſch von Erklärungen und Beleuchtungen zur Rechten hinrücken.

Aus ihrem Briefe ſehe ich, daß X ein wenig nuanciert; es iſt gewiß unfreiwillig. Er gehört zu jener Art Menſchen, die ich einmal Idealiſten nennen hörte. Nicht jedoch zur Rubrik Litr. A. Nr. 1. — Dreiviertelblut oder weniger. Wir haben eine alte Redensart in Thy, die ſagt, daß man mit dem einen Ende auf der Erde bleiben ſoll — man kann auf der äußerſten Spitze der Zehenſpitze ſtehen, ſich ſo hoch ſtrecken als man will, oben hinaus, wenn es ſein muß, aber das eine Ende, wenn auch noch ſo wenig davon da iſt, ſoll auf der Erde bleiben. Dies iſt's, was dieſe Idealiſten nicht immer können; ſie werden hie und da von Fliegekrämpfen ergriffen und ziehen beide Beine an ſich, und wo ſie da hingehen können, iſt unberechenlich, für ſie ſowohl wie für die anderen. . . . .

Die Geſundheit iſt gut. Das Klima ausgezeichnet für mich. Die Produktion zieht ſich ein bischen in die Länge. Ich leſe viel; ausſchließlich franzöſiſch: Gautier, Hugo, Cherbuliez, Flaubert, Zola, Feuillet u. ſ. w., u. ſ. w. — Von Flauberts

neuen Erzählungen finde ich Un cœur simple ausgezeichnet, doch etwas drückend, St. Julien l'Hospitalier oder wie es heißt, ist ein reines Meisterwerk. Es ist wirklich ein altes Kirchenfenster, eine Perle von einem Fenster. Die letzte Geschichte Herodias langweilt mich. Es ist ganz wie Salambo, die ich nicht ertragen konnte. In Politik lese ich nur „XIX. siècle".

Sowohl die schwedische wie die deutsche Übersetzung von M. Grubbe sind fertig; beide kommen im Lauf des Januar. — Ich lerne hier nicht französisch reden, da die Pensionssprache englisch und deutsch ist.

Ich beginne eine Ahnung zu bekommen, was ein Berg ist und hoffe im Lauf des nächsten Vierteljahres zu lernen, es zu sagen, da ich jeden Tag Studien von meinen Fenstern aus machte, deren eines sich zum See und Savoyens Bergen kehrt, das andere gegen Chillon und Dent du Midi. Es ist nicht ein Zimmer in der ganzen Stadt mit einer Aussicht wie die meinige — bilde ich mir ein.

Mit freundlichstem Gruß und dem Wunsch eines glücklichen neuen Jahres für Sie,

Ihr

J. P. Jacobsen.

An Edv. Brandes

16. Januar 1878, Pension Bellevue, Montreux.

Lieber Freund!

Ich bin mitten in einem Anfall von Husten, hervorgerufen durch ungewöhnliches niederträchtiges

Wetter, das nun vorbei ist. Wir haben 6° Frost gehabt und haben den dänischesten Schneeschmutz, den man sich wünschen kann. Die ältesten Leute in der Stadt können sich natürlich nicht erinnern, daß hier vorher so schlechtes Wetter gewesen.

Mein Buch — das die Götter fördern mögen — wird wahrscheinlich heißen:

Niels Lyhne.
Einer Jugend
Geschichte
erzählt von
J. P. J.

Nicht eine Jugendgeschichte.

In allen Wesentlichen wird es rein psychologisch und es wird vielleicht keinen anderen als den Verf. geben, der sieht, daß auf die Jugend hingedeutet wird, die nun alt ist. Die Personenliste wird Dir überraschend reich vorkommen.

Hauptfiguren:

Ein Dichter der nicht dichtet
Ein Bildhauer, der stirbt
Ein juridischer Kandidat, der heiratet
Ein junger Mann, der schwätzt
Ein junges Mädchen
Ein zweites junges Mädchen
Ein drittes junges Mädchen

Nebenfiguren:

Vater, Mutter, Tante, Hauslehrer und ein

ſtarker Mann. Dennoch ſcheint es recht reich werden zu wollen und gut zum mißverſtehen.

— — — — — — — — — — —

Wie Figura zeigt, bin ich von meinem Huſten ſo zu Grunde gerichtet, daß ich nicht zuſammenhängend ſchreiben kann; aber wenn Du weißt, wie Huſten Einem die Gehirnmolküle untereinander rütteln kann, wirſt Du entſchuldigen und nicht unterlaſſen, zu ſchreiben.

An Edv. Brandes

Den 6. Februar 1878, Penſion Bellevue, Montreux.

Lieber Freund!

. . . . . Der Roman geht vorwärts, wenn auch nicht mit Rieſenſchritten; aber ich fürchte, ich habe mich zu früh mit Gegenwartsmenſchen oder doch Halbvergangenheitsmenſchen eingelaſſen. Ich hätte ſicher klüger gethan, zu warten, bis meine Feder etwas ſtärker geworden. Das Preſtige, das ferne Kulturzeiten geben, iſt viel wert. Andererſeits bekommt man ein niederträchtig genaues Maß davon, wie weit man iſt, wenn man eine Aufgabe behandelt, gleich der, die ich mir geſtellt. Schlecht komponiert wird das Buch wohl unter allen Umſtänden. Das bedeutet gar nicht, daß ich mutlos oder im Zweifel bin; im Gegenteil; ich habe großen Mut zu Niels Lyhne . . . .

An Georg Brandes

12. Februar 1878, Penſion Bellevue, (Villa Bella).
Montreux.

Lieber G. Brandes!

Einſtens vor mehreren Jahren, als wir im Regenwetter (ich glaube, ich bin nie mit Ihnen in Kopenhagen herumſpaziert, außer im Regenwetter) die Skindergade auf und niedergingen, entwickelte ich Ihnen den Hauptgedanken des Romans oder der Erzählung, an der ich nun arbeite. Es war ein gut Teil leichter, dies damals zu thun, als es nun iſt, da das Ungeheuer konkretere Formen angenommen hat, die mit ihrem Fleiſch und Blut das Skelett verdecken.

Der Name wird Niels Lyhne mit dem Untertitel: Einer Jugend Geſchichte (nicht Jugendgeſchichte), erzählt von J. P. J., aber wie ich den Inhalt erzählen ſoll, weiß ich nicht. Die Generation, die ſo alt war, wie wir nun ſind, damals, als wir geboren wurden (die Klarheit in dieſem Satz iſt bewunderungswürdig) hatte unter anderem auch ihre Freidenker. Ihre Freidenkerei war etwas unklar, vag und zu Zeiten romantiſch verunſinnt, doch jedenfalls, es war etwas, womit zu beginnen. Leider wies es ſich, daß mit dieſer Freidenkerei nicht ſo leicht durch die Welt zu kommen war und daß ſie der Carriere, dem Talent, der Stellung und den Freundſchaftsverbindungen im Wege ſtand, und man fand, daß man ſich nicht bloß von den Fleiſchtöpfen Ägyptens ausgeſchloſſen hatte, ſondern ſich auch des Spornes beraubt, den der Traditionen Dünger für des Geiſtes

Wuchs bedeutet, daß man in abſchreckendem Grade auf ſich ſelber verwieſen war, daß man im Ganzen eine Freiheit bekommen, die es ſchwer war, zu ertragen. Und es gab die, ſo ſich ſagten, wir wollen nicht mitthun, und deſertierten, andere beſchnitten ihre Freidenkerei und wurden bloß in unweſentlichen Punkten freidenkeriſch, andere wieder hielten feſt, ſchlugen auf das Alte los, aber reſpektierten nicht das Neue, das ſie ſelber trugen, und es gab auch die, ſo ehrlich auszuhalten ſuchten, aber in der Stunde der Not die Bürde zu ſchwer für ihre Schultern fanden. Es iſt dieſe Jugend, die in meiner Erzählung wächſt, liebt, ſchwätzt, weicht, kämpft, desillusioniert und ausnivelliert wird und durch ihre Tugenden und ihre Laſter, ihre Feigheit und ihren Untergang zeigt, wie ſchwer es iſt, Freidenker zu ſein, mit der Traditionen und Kindheitserinnerungen Sirenenſtimmen einerſeits und der Geſellſchaft Verdammungsdonner andererſeits. Doch in meiner Erzählung ſteht das nur mit weichem unbeſtimmten Umriſſen, überſchleiert und farbenertränkt durch Liebesträume und Liebesleiden, Liebesſehnſucht und Liebesahnung. So will ich mindeſtens, daß es werde. Das Gewicht iſt durchgängig auf das ſpeziell Pſychologiſche gelegt, und auf das Phyſiologiſche zugleich. Leider bin ich noch ſehr weit zurück. Kanzleirat Hegel glaubt, er werde das Buch im März haben; wird es im Mai fertig, ſo wäre ich ſehr froh.

Der Geſundheitszuſtand iſt wieder gut, und da das Wetter hier nun mild iſt und die Sonne ſo freundlich, ſich jeden Tag zu zeigen, hoffe ich, der

Husten wird ſich in Abſtand halten. Es wäre ſehr freundlich von Ihnen, mir bald zu ſchreiben und mir zu erzählen, was Sie machen. Vor Björnſon habe ich großen Reſpekt; ich vergeſſe ihm nie die Replik: „Nun ſollſt Du hören, heiliger Olaf“ und ebenſowenig den Geſang an das Meer in Arnljot Gelline. Ibſen iſt jedoch nur halb er ſelbſt und hat all das vergeſſen, was in Catilina zwiſchen den Zeilen ſtand. Sollten Sie einmal einen Menſchen treffen, der die deutſche Überſetzung von M. Gr. geleſen, ſo erzählen Sie es mir.

An Edv. Brandes

Den 14. Febr. 1878. Penſion Bellevue. Montreux.

Lieber Freund!

Bitte, ſchreibe mir einen kleinen Brief. Ich bin ſo allein mit mir ſelbſt hier unten, ungeachtet ich einen ſehr angenehmen Umgang habe, kurländiſchen Baron und Schweſter, aber das iſt nicht genug. Wenn ich Luftkaſtelle baue, weißt Du, was für merkwürdige Architektur ſie zeigen? Die Kopenhagens. Ich ſehne mich nach Kopenhagen, d. h. danach, auf Deiner Chaiſelongue zu liegen und Baß zu Deinem Diskant zu ſein. Ich rede nicht von unſeren Stimmen. Ich rede von jenen erfriſchenden Geſprächen, wo wir auf unſeren vortrefflich geſtimmten Inſtrumenten einander in harmoniſcher Einigkeit darüber begleiteten, daß es ſehr vieles und ſehr viele gab, mit denen wir uneinig waren, und kam

dann auch hie und da eine Disharmonie, ſie wurde meiſt auf das glücklichſte aufgelöſt und zeigte ſich, innerſt innen Harmonie zu ſein, und froh über die Auflöſung bekamen die Geſpräche einen raſcheren Schwung, ſchlugen in ein frohes Allegro über. Sogar die Pauſen waren ſo beredt.

Die Natur iſt hier wunderbar, und namentlich jetzt, wo der Frühling beginnt, ſich ahnen zu laſſen. Aber dieſe Frühlingsdüfte wecken in mir eine Sehnſucht nach Kunſt, Kunſt in welcher Form immer, Malerei, Skulptur, Muſik (ſogar Muſik), Schauſpiel, Kritik. Ich ſehne mich, Gott verzeihe mir, nach dem königlichen Theater. Ich glaube ſogar, ich könnte Bertrand de Born ſehen, ohne zu blinzeln, — es hieße doch Verſe hören, wie immer ſie auch wären. — Apropos Frühjahr! — unter uns, ich erhielt geſtern durch Kanzleirat Hegel die Mitteilung, daß man mich gewogen hat und leicht genug befunden, um des Ankerſchen zu bedürfen. Nächſten Winter alſo in Rom, wenn Äskulap will.

Sag mir, und vergiß nicht, mir darauf zu antworten, wie lebt Frl. S., reiſte ſie nach Italien und iſt ſie verlobt? und wie geht es Frl. B. und Frl. R., all den Huris, die ich in Deinem gaſtfreien Zelte ſah, froher Araber von Iſpahan. Iſpahan, Iſpahan, heilige Stadt mit Kongens Nytorv, mit Bredgade und Langelinje, mit Zeitungen und Auſterkellern! Ich fühle mich faſt Peter Andreas Heiberg, der von Frederiksbakke aus ſehnſüchtige Blicke nach der Frauenkirche Goldkreuz wirft.

Lieſt du jemals Edg. Quinet? Ich möchte gern

wiſſen, ob ſeine Schreibweiſe nur auf mich ſo ſonderbar wirkt. Ich habe eine Empfindung, als ob ſeine Bücher in einem Karouſſel geſchrieben wären. Außerdem leſe ich Stendhals kritiſche Sachen. Wenn er nicht die ganze Zeit über ſagte, daß er zum Teufel hinein kein ſolcher Eſel ſei wie die anderen, würde er mir mehr gefallen, wenn ihn das irgendwie freuen könnte. Welche von Dumas fils Romanen gehören nicht zu ſeinen Jugendarbeiten? Ich möchte ihn gern etwas näher kennen; doch ich habe kürzlich ein Buch verdaut, betitelt: Antonine, das mir den Mut benommen hat, mich mit Aventures de quatre femmes et d'un perroquet und anderen ebenſo vielverſprechend betitelten Romanen einzulaſſen; ſeine Stücke bekommt man hier gar nicht — mache eine Anſtrengung zum Vorteil Deines . . .

An Frau Brandes

19./3. 1878. Penſion Bellevue. Montreux.

Liebe Frau B.!

Ich hatte gehofft, Sie vom Frühling grüßen zu können, von Blumen, Sonnenſchein und blauen Bergen; doch ein anderer hat es anders gewollt und hier giebt es nur Schnee und Nebel, naſſe Wege und tropfende Dächer. Das iſt gar kein Wetter, um Sie auf unſeren grünen Fluren und quellrieſelnden Hängen herumzuführen; aber an einem anderen Tag, wenn die Sonne wiedergekehrt, ſollen Sie meine Hügel von ſchwefelgelben Primeln, meine weißen Veilchen und

blauen Hyazinthen, meine weißen Crocus, Fleck an Fleck, in dem goldenen Moos und dem grünen Grase sehen. Aber heute ist hier allzu sehr Dänemark.

Vielleicht wissen Sie, daß ich in meinem Müssiggang eine Art blühende Blattpflanze ziehe, die diesen Frühling aufspringen sollte. Aber sie mag nicht. Ich beschneide sie und ich treibe sie an, aber ich glaube, ich kriege mit alledem eine Herbstblume daraus; denn ein Weihnachtsbaum will ich doch nicht hoffen, daß es wird, obwohl ich in dieser Richtung alles mögliche von mir selbst erwarten darf. Es wird mir deutlicher und deutlicher, daß ich nie meinen ehrgeizigen Jugendtraum erfüllt sehen werde: 40 Bände gesammelte Werke zu hinterlassen, und es geschieht mit Neid, daß ich Ewald und Carit Etlar diesem Ideal sich nähern sehe, während ich schlafend im Schatten von X's Lorbeeren liege.

Mit den herzlichsten Grüßen und Glückwünschen

Ihr

J. P. Jacobsen.

An Georg Brandes

9./4. 1878. Pension Bellevue. Montreux.

Ich hatte sehr viel Freude von Ihrer letzten Karte und von dem Sieg, den Sie für mich bei B. Björnson gewonnen haben. Den Tadel in B.'s Aussprüchen (Imitationen anderer Maler) nehme ich auf die leichte Achsel, und wie junge Schriftsteller gerne thun, erinnere ich mich nur des Lobenden, besonders des schmeichelhaften Ausspruches, daß man von mir etwas

lernen kann. Und wie junge Schriftſteller gleichfalls gern thun, trumpfe ich inwendig und ſage mir ſelbſt, ſie ſollen, hol mich der Teufel, mit der Zeit ganz andere Dinge zu ſehen bekommen als das, was bisher ausgekrochen iſt. Leider wird das kommende Buch juſt kein ſolches Allerhöllenbuch, wie es mein drittes werden wird. Dieſes — das zweite — iſt eine perſönliche Rechenſchaft, auf deren Ablegung ich geraten bin.

Leider geht das etwas langſam — und hat mich in eine Erzählweiſe und Darſtellung hineingezwungen, die wohl J. P. J. iſt, allein nicht J. P. J. in der günſtigſten Stellung. Langweilig wird es, doch ich tröſte mich damit, daß es klaſſiſch iſt, langweilig zu ſein.

Kürzlich bekam ich ein Fädreland zugeſchickt, mit einer Beſprechung von M. Gr. Es wird darin geſagt, daß es nun ſchon ein altes Buch ſei; aber es iſt doch viel gewonnen, daß man es notwendig befunden, dies der Leſewelt 1 1/2 Jahre ſpäter mitzuteilen. Übrigens iſt die Beſprechung willig, dem Verf. eine ganze Menge guter Sachen einzuräumen und iſt geſchrieben, um Ploug's Stellung gegenüber dem Buch zu zeigen; er iſt nämlich auch in der Kommiſſion für das Anckerſche. — — — — — —

— — — — — — — — — — — — —

Seien Sie liebenswürdig und ſenden Sie mir ein paar Worte. Das Wetter iſt niederträchtig. Im Lauf des Mai gehe ich heim. Rom im Herbſt.

(An Georg Brandes.)

26./4. 1878. Penſion Bellevue. Montreux.

Lieber G. Brandes!

So lange des Dovrefjelds granitne Wurzeln in Norwegens Erde ſitzen und des Sortedammes Wogen blank die Oſtrebro beſpülen, ſo lange wird J. P. Jacobſen — mente sana — ſeinen Glauben feſthalten an den ſchmutzigen Gott, der homo sapiens L. iſt, gemartert unter vielen Prieſtern, zwiliſiert und depraviert durch viele Religionen, zum Himmel aufgefahren und wieder zur Erde niedergefallen, wo er einſt an einem äußerſten Tag, wenn er Zeit gehabt, ſich zu ſammeln, ſich um ſeinen zoologiſchen Artnamen verdient machen wird.

Weil X und ſein Pegaſus vom Lärm ſcheuen geſehen worden, das iſt noch kein Grund, warum ich und meine Stute in den Graben hinab ſollten, auf dem Weg nach Damaskus. Soft but steady! Sie können ruhig ſein, mein Walzer kommt nicht aus dem Takt.

Niels Lyhne wird natürlich mißverſtanden werden, da er von ſchlechten Freidenkern handelt; allein ich denke, es iſt gut, wenn einer von der kleinen Bande ſagt, daß wir nicht da ſind, alle die halben Kerle und ganzen Fasler aufzuſteifen, die nach Heines Wort piſſen wie Freigeiſter und denken wie Saffiansſtiefel.

Korrektur kann ich Ihnen nicht ſenden, da das Buch nur gut halbfertig iſt (dies iſt ein Geheimnis) und gar nicht gedruckt; es kann erſt in der zweiten Hälfte September kommen.

Daß unſer Freundſchaftsverhältnis nicht irgend

welche one sided love iſt, weiß mein Herr und Meiſter ſehr wohl, und es fiele ihm ſchwerer, mich des Mangels an Wärme zu überweiſen als mir, ihn des Mangels an Zutrauen.

Tegnér hat nie zu meinen Leuten gehört, und wohl kaum zu Ihren, ſo, daß das gewählte Thema* mich mehr überraſcht haben würde, hätte ich nicht von einer Sammlung Briefe gehört, worin der weiche Biſchof ſich als rauhhaariger Wolf erweiſt. Ich kenne die Briefe nicht, habe jedoch im vorhinein wenig Sympathie für dieſe Janushaftigkeit. Dies wird natürlich meine Sehnſucht nach dem Buche nicht verringern; ich bin im Gegenteil geſpannt auf die Erklärung der Doppeltheit dieſes Mannes; denn eine gewöhnliche Fuchsdoppeltheit traue ich Eſaias nicht zu.

Nächſter Teil der Hauptſtrömungen?

Ich reiſe wahrſcheinlich den 11. Mai von hier ab, nicht über Berlin, leider. Daß ich im Herbſt nach Rom gehe, habe ich gewiß geſchrieben. Eigentlich thäte es mir beſſer, in Kopenhagen zu ſein; denn was mir am meiſten not thut, ſind Menſchen, und ich bin in dieſer Hinſicht auf ſtrenge dreijährige Faſten geſetzt geweſen. Wahrſcheinlich werde ich in Rom ein Opfer von Cola di Rienzi, Nero oder Tiber. Wenn von den zwei letzten: in Dramaträumen.

Beten Sie für mich, daß ich mein erſtes Drama nicht zu frühzeitig mache.

* Ein Buch von Georg Brandes über Biſchof Eſaias Tegnér, den Verfaſſer der „Frithiof-Saga“, der „Abendmahlskinder“ u. ſ. w.

An C. Ploug*

30./4. 1878. Penſion Bellevue. Montreux.

Wenn ich nicht geglaubt hätte, im Laufe des Frühlings nach Kopenhagen zu kommen, was ich nun als zweifelhaft anſehe, würde ich längſt für Ihren Glauben an mein Talent dieſen Dank, den ich gehofft, Ihnen mündlich zu bringen, ſchriftlich dargebracht haben.

Denn es iſt wohl dieſer Glauben, für den ich Ihnen danken muß, da Sie in Ihrer Stellung als Beurteiler ſchwerlich einen anders ſtiliſierten Dank von dem annehmen würden, der durch Ihr Urteil der Gewinnende worden.

Daß ich ſuchen werde, aufs beſte die mir gebotene

---

* An P. C. Ploug, einen Dichter der älteren Schule, der in der Kommiſſion für Austeilung von Dichterſtipendien veranlaßte, daß J. P. Jacobſen aus der Anckerſchen Stiftung beteilt wurde. Der Brief bezieht ſich größtenteils auf folgende Stellen einer Kritik von Marie Grubbe, die Ploug in „Fädrelandet" veröffentlicht hatte: „.... Ueber die Sprache, in der Marie Grubbe geſchrieben iſt, wurde ſchon anderwärts geſprochen, und wir haben kürzlich über einen anderen hiſtoriſchen Erzähler geäußert, daß wir die Durchführung einer Sprachform, welche die Redeweiſe einer verſchwundenen Zeit nachahmen ſoll, keineswegs als richtig anſehen. Das hat ſein Intereſſe als ſprachgeſchichtliche Studie, doch es ermüdet den Leſer und Konſequenz iſt und bleibt doch unmöglich. Einer verſchwundenen Zeit tägliche Redeweiſe kann man überdies nicht aus den aufbewahrten wiſſenſchaftlichen Schriften und Predigten lernen; man kann hingegen wiſſen, daß in der Sprache, in der ſie geſchrieben ſind, nicht geſprochen wurde."

Gelegenheit zur ferneren Ausbildung in meiner Kunſt zu benutzen, davon bitte ich Sie, verſichert zu ſein. Vorläufig iſt es mein Plan, längs der Riviera nach Rom hinab und längs der Oſtküſte hinauf zu gehen, da ich auf einer früheren Reiſe mit Florenz und den nördlichen Städten bekannt worden bin.

Anläßlich der Beſprechung von „Frau Marie Grubbe“ in „Fädrelandet“ vom 22. März wollten Sie mir eine Bemerkung über die mündliche Sprache des 17. Jahrhunderts geſtatten, ſo wie ich ſie in meinem Buche wiederzugeben verſucht habe.

Daß ich nicht die Buchſprache gebraucht, wird die Vergleichung mit irgend welchem Werk aus jener Zeit augenblicklich beweiſen, und um zu ſehen, daß ich nicht die Briefſprache verwendet, braucht man nicht weiter zu gehen, als zum Buche ſelbſt, wo die verſchiedenen teils echten, aber größtenteils nachgeahmten Briefe den Unterſchied hinreichend zeigen werden.

Ich bin andere Wege gegangen.

In alten Tagebüchern, Verhören und Briefen, in einigen von Chriſtian dem Vierten z. B., und namentlich in vielen der Briefe aus dem im Geheimarchiv aufbewahrten 42 Paketen „Ulfeldt'ſche Sachen“ findet man nicht ſo ſelten Repliken, teils direkt in der Form, teils referiert; es finden ſich auch Dialoge, politiſche und ſcherzhafte aus jener Zeit, doch dieſe ſind unbrauchbar; denn in ihnen ſind die Repliken vollſtändig unnatürlich, da ſie aus der Buchſprache der Zeit gebildet ſind. Die anderen Repliken ſammelte ich und gewöhnte mein Ohr an ſie, und aus ihnen und aus

alten dänischen Dialekten, besonders westjütischen und thyländischen, noch besonderer, so wie sie von alten Leuten gesprochen werden und in meiner Kindheit gesprochen wurden, suchte ich mir der Vergangenheit Redesprache zu erlauschen, und ich bin sicher, in der Sätze Haltung und Bau, in Betonung und Bilderwahl ihr ziemlich nah gekommen zu sein. (Die Wortwahl gab ja keine Schwierigkeiten.) Selbstverständlich differenzierte ich dann die Sprache nach Stand, Erziehung und Persönlichkeit. Ulrik Frederik als ganz jung, Sofie Urne, Gert Byper und Sti Høegh sind in dieser Hinsicht die meist ausgeprägten Beispiele.

Und nun will ich schließen. Ich habe dies nur gesagt, um zu beweisen, daß ich wußte, was ich that, nach einem Plan arbeitete und nicht nach Zufall.

Noch einmal: danke.

Mit besonderer Hochachtung
Ihr
J. P. Jacobsen.

An Edv. Brandes

4./5. 1878. Pension Bellevue. Montreux.

Lieber Freund!

Du hättest längst auf Deine Briefe Antwort bekommen, wenn nicht der Photograph hier so langsam gewesen wäre. Heute abend ist er endlich fertig geworden und ich beeile mich zu schreiben.

— — — — — — — — — — — —

Danke für Dein freundliches Angebot wegen

Unterkunft; es würde mich ſehr freuen, einige Sommertage Dein Gaſt zu ſein — aber die Zeit, wo ich kommen kann, iſt vielleicht nicht Deine Zeit, denn ich gehe nicht zuerſt nach Kopenhagen, ſondern nach Thiſted, wo ich in Stille und tugendhaftem Fleiß mein Buch fertig machen will und, was mich noch mehr beſtimmt, ſehen, neuen Schwung in meine Kräfte zu bekommen, da der letzte Monat hier mir nicht gut gethan, ſondern etwas enervierend auf mich gewirkt hat, wie die Frühlingsluft hier am Ort nicht ſelten thut. Ich hätte ein bischen höher hinauf gehen ſollen, doch das wußte ich nicht. Daß übrigens nichts beſonderes mit mir los iſt, wird das beigelegte Bild beweiſen.

Am 8. reiſe ich von hier nach Bern und gehe wahrſcheinlich über Frankfurt, Hannover, Schleswig in 11—12 Tagen heim. Schreibe mir darum nach Thiſted. Wenn Du von Dir ein Bild mit Bart beſäßeſt? denn das ich habe, iſt von 72.

Für den nächſten Sommer habe ich fabelhafte Pläne. Donautour, Sebaſtopol, Kaukaſus, Wolgatour, Saratow, Niſhnej, Moskau, St. Petersburg, Kurland, veranlaßt durch die dringende Einladung von zwei Ruſſiſchen, dem Einen aus den Steppen von Saratow, dem Anderen aus Kurland, und durch den Wunſch, eine Stutenmilchkur zu gebrauchen. Aber da wohl um dieſe Zeit Krieg iſt, bleibt es beim Plane. Hier iſt Sommer, — grüne Buchen, ſchwirrende Maikäfer und allzu ſonnig.

Ich möchte wiſſen, wer nun Deine Cigarren für Dich raucht; und ob Tordenſkoldsgade in die pompe-

janiſche Stube mitgezogen iſt? Doktor wann? Wenn Du wüßteſt, was es heißt, ſich nach ſeiner Mitzeit zu ſehnen und nun ſchon das dritte Jahr in toten Waſſern umzutreiben!

For better for more

Yours most truty

J. P. Jacobſen.

An Georg Brandes

6./5. 1878. Penſion Bellevue. Montreux.

Lieber G. B.!

Ich ſehe, daß ich über Tegnér geredet habe wie der halbunterrichtete Mann, der ich war. Wenn ich ganz aufrichtig ſein ſoll (nach einer ſolchen Einleitung iſt der Folgeſatz ſtets etwas Unangenehmes), ſo hat Ihr Buch den Fehler, ſich an die Sache zu halten. Dieſer Fehler iſt natürlicherweiſe eine Tugend, aber das die Leſer ſich verdammt wenig für der Verfaſſer Tugenden intereſſieren, ſo verringert es das Gewicht meiner kritiſchen Bemerkung gar nicht; aber es iſt der mildernde Umſtand vorhanden, daß es Tegnérs und nicht Ihre Schuld iſt, wenn die Tugend zu einem Fehler geworden. Er iſt Ihnen nämlich zu klein; Sie haben nicht Ellbogenraum in ihm, und darum hat die Entwicklung ſeiner politiſchen und ſozialen Anſchauungen ein kleiner karriertes Gepräge, als ich gewöhnt bin, in einem Buch von Ihnen zu finden. Dagegen iſt die pſychologiſche Seite des Buches ſo geſegnet fein verſtanden und ſo ſicher ge-

zeichnet, daß die Geſtalt ſchließlich mit der ganzen Anſchaulichkeit und Lebendigkeit einer Romanfigur vor Einem ſteht. Ich ſage ausdrücklich, einer Romanfigur, weil die Figur ſo ganz und frei hervortritt, mit einem Eindruck von Leben, das lebt und nicht in Beilagen eingeſalzen iſt und in unſicher taſtenden Anläufen zu Schilderung, ſondern mutig hingeſetzt, wie ein Pinſel hinſetzt und nicht wie eine Feder ſkribelt.

Dieſe Zeilen, die ich in M. begann, ſchließe ich in Thiſted; Reiſe und Reiſeblödſinn kam dazwiſchen, und daher werden ſie erſt von hier weggeſchickt, wo man friert und im Kachelofen einheizt.

Ich habe nie ein Bild von Ihnen beſeſſen.

An Edvard Brandes

29./5. 1878, Thiſted.

Gewiß wäre es nicht dümmer geweſen, etwa 14 Tage länger von Sibirien wegzubleiben; aber die Schilderung des däniſchen Frühlings war zu anlockend, und dann „Einſames Trinken, einſames Lieben, einſames Reiſen, wie traurig iſt das!“ Aber Zahnſchmerzen und Stechen im Rücken iſt nicht amüſanter, und dies waren bisher die Früchte meines Thiſted-aufenthalts. Ich habe weder Zola, noch Augier noch Taine geſehen und ſehe ſie wohl kaum vor Rom. Weißt Du, ob Schandorph nach Hauſe gekommen iſt? Ich brauche einige Aufklärungen über römiſche Penſionen und die muß er mir wohl geben können. Wie gern würde ich eine Nacht hindurch geredet haben, vor

14 Tagen in Straßburg, wo ich Hamlet gab! und es war mondklar und warm und gaserleuchtet und Schritte klangen auf dem Pflaster. Und unvergleichliches Bier an den kleinen Tischen vor dem Kaffeehaus gegenüber dem Münster, Erwin Steinbachs Münster! Wenn der alte Goethe recht hat mit seinem: „was im* Jugend man wünscht" u. s. w. müssen wir auf unsere alten Tage einander herzlich überdrüssig werden. — — — — — — — — — — —

Die Götter geben uns einen milden Sommer, Dir für Deine Rekonvaleszentin, mir für mich. Von Berlin habe ich seit einiger Zeit nichts vernommen. Wie ist Tegnér aufgenommen worden? Hier und dort

Dein

An Edv. Brandes.

15./7. 1878, Thisted.

Lieber Freund!

Obwohl ich noch keine offizielle Erlaubnis habe, mich zu irgend etwas zu bewegen, verlangt es mich doch so sehr zu wissen, wie Du lebst, daß ich mich nicht bedenke, meinem Herrn und Arzt zu trotzen. Ich bin nämlich dieser Tage erst aufgestanden, nach zweiwöchentlichem Krankenlager, veranlaßt durch recht starkes Blutspucken, das mich eines Tages überfiel, als ich meinte, mich aufs allerbeste zu befinden. Ich bin etwas matt, doch geht es mir sonst gut, denke ich, doch bin ich in einem Humor, der, wenn es länger

* Wörtlich.

andauert, damit enden wird, daß ich mich aus dem Daſein hinaushänge; vielleicht aber, daß Chininmixtur mich dennoch auf andere Gedanken bringt.

Anderes als dieſe Krankengeſchichte habe ich Dir heute nicht zu ſchreiben. Ich hoffe, Dir hat das milde Sommerwetter beſſer gethan als mir, der ich nun bald nicht mehr aus weiß und auch nicht mehr ein, wohin vor meiner Schwächlichkeit fliehen. Denn nehme ich der Morgenröte Flügel um und wohne in der Wärme, ſo iſt ſie da, und in der Kälte, da iſt ſie auch.

Das Buch hat natürlich mit mir geruht.

Dein J. P. Jacobſen.

An Edv. Brandes

26./8. 1878, Thiſted.

Lieber Freund!

Es wäre mehr denn vergnüglich geweſen, Deine Einladung annehmen zu können; aber ich war ein allzugebrechliches Gefäß, um von der Stelle gerückt zu werden, und darum blieb ich auf meinem alten Platz ſtehen, ſo vertieft in Gedanken über all meine Riſſe und Sprünge, daß ich nicht — nun fällt das Bild in Stücke; der Sinn iſt, daß ich mich ſchäme, Dir für Deine freundliche Einladung nicht gedankt zu haben; aber Du kennſt meine großen Fähigkeiten in Hinſicht auf das Bleibenlaſſen.

Da Du den 25. Sept. als Deinen Abreiſetag feſtgeſetzt haſt und ich den 1. Oktober, dünkt mir,

es wäre Grund, ſo vorzurücken oder zurückzuſchieben, daß wir uns treffen und mit einander fahren könnten, jedenfalls ſo weit als Köln. Deshalb könnteſt Du mir mitteilen, wie Du zu reiſen gedenkeſt. Sag mir zugleich: iſt ein Paß nötig, wenn man nach Frankreich reiſt, und iſt da ein ſimpler Polizeipaß genug oder muß er vom franzöſiſchen Geſandten in Kphgn. viſiert werden?

Von Disraeli habe ich nur ſein erſtes geleſen (Vivian Gray? heißt es nicht ſo?) und Sybil und Tancred. Ein viertes begann ich einmal, hielt es aber nicht aus. Natürlich erinnere ich mich an keines von ihnen. Tancred machte jedoch einen gewiſſen Eindruck auf mich, namentlich die Scenerie von den ſyriſchen Bergen, und dann ein Antilopenbraten mit einer Sauce, die noch in dieſem Augenblick mir das Waſſer im Mund zuſammenlaufen macht. Iſt nicht auch ein Laubhüttenfeſt in der Ecke eines elenden kleinen Hinterhofes drin? —

Das Befinden beſſert ſich, ein hartnäckiger Huſten weicht langſam und der Humor iſt gleichförmiger geworden, wird aber noch von einer traurigen Empfindung von Dummheit gedrückt; es giebt allerdings gar keine Gelegenheit, irgend etwas Kluges zu ſagen; aber darum finde ich doch, man könnte es zum Vergnügen für ſich ſelbſt denken, das thut man aber nicht.

Georg iſt ein Ehrenmann, daß er auf Dänemark hält.

Da ich mich ſehne zu wiſſen, ob zwiſchen uns eine Begegnung zuſammenkommt, ſo ſchreibe baldigſt.

Dein J. P. J.

P. S.

Der Roman! (ich wollte, es hätte ihn der Hegel geholt!) über den Roman ſchreibe ich nächſtes mal. Ich gähne, wenn ich an ihn denke.

An Edv. Brandes

29./10. 1878, Rom.

Wie ich nicht nach Paris kam.

Wie ich aus Lyon und ſpäter aus Marſeille ſchreiben wollte und ich nach und nach Nizza, Genua und Siena paſſierte, ohne es zu thun, hätte ich mir vielleicht erſparen können, mitzuteilen. Nun wohne ich Via due macelli bei einem deutſchen Uhrmacher in zwei verhältnismäßig prachtvollen Zimmern mit viel Sonne, eſſe zuſammen mit den däniſchen Künſtlern und erſcheine zu den Sonntagsſoireen im Verein. Vorläufig leide ich ein Teil durch Schlafloſigkeit und Kopfſchmerzen, doch wenn ich mich an die Luft gewöhnt habe, verſchwindet das wohl. Genaue Details über das, wovon wir kürzlich ſprachen, werden erbeten. Mit mir geht es, wie gewöhnlich, mehr als langſam, und wenn ich mich nicht aufhänge, ehe das Buch fertig wird, hänge ich mich niemals. — Hier bin ich ſeit über acht Tagen, während welcher Zeit ich zweimal ausgezogen bin und weiter mich nicht angeſtrengt habe. Das einzige, was ich geſehen, iſt Coloſſeum, Forum, Guidos Aurora und Pal. Corſini. Doch ich bin auch nicht der, ſo ich „consule Planco“ war. Erinnerſt Du Dich, wie gierig ich auf Gallerien

war und wie bange, daß mir ein Bild droben in einer dunklen Ecke entgehen könnte, und nun bin ich den zehnten Tag in Rom, ohne Cap. Sistina geſehen zu haben. Wenn Du ſo liebenswürdig biſt zu ſchreiben, ſo adreſſiere die Briefe an den däniſchen Konſul. Ich kann die Notwendigkeit davon nicht einſehen, aber die hier herunten ſind, die können es. Ibſen iſt hier, doch ich bin Seiner durchlauchtigen Hoheit noch nicht vorgeſtellt. — Übrigens glaube ich, daß ſich hier arbeiten läßt.

An Georg Brandes.

3./11. 1878, Rom.

Seit dem 17. wohne ich hier in Rom in Duo Macelli und gehe manchesmal aus, mir Merkwürdigkeiten anzuſehen, aber nehme im ganzen das Leben ſo ruhig, wie ich genötigt bin. In Siena, wo ich 4—5 Tage war, dachte ich viel an Sie, weil Sie einmal geſagt hatten, Glück, das ſei, im Mondſchein, und voll von ſich ſelber, auf den Steinbänken vor dem Dom von Siena zu ſitzen. Aber es iſt fürchterlich, wie wir alt werden, gräßlich, wie ſelten etwas auf uns Eindruck macht. Ich habe nun die St. Peterskirche geſehen, Forum romanum, Colosseum und die Mönchsbeine in S. Maria della Concezione, aber das einzige, was mich hier unten wirklich gepackt hat, ſind ein paar Porträts in Pal. Doria Pamfili. Ich weiß nicht, was es iſt, das Einem abhanden kommt.

— — — — — — — — — — — —

Mit dem Roman geht es langſam. X wird ſchließlich ein langer Nagel zu meinem Sarkophag, mit ſeinen ewigen neuen Büchern ..... Wenn Sie auf dieſe Karte nicht antworten, ſo iſt das nur ganz billig; doch wenn Sie es thun, ſo wiſſen Sie wohl, daß man hier durch das Konſulat adreſſiert.

An Edvard Brandes.

18./9. 1878, Rom.

Lieber Freund!

Ich habe mich mit der römiſchen Küche verſöhnt und eſſe ſogar Macaroni; ich habe mich mit dem ewigen Regenwetter verſöhnt und gehe mit Parapluie, und da mein Kachelofen gut zieht, da ich eine rauchbare Cigarre gefunden habe und da der Wein um die Hälfte gefallen iſt, ſcheint die Stellung mir im ganzen haltbar. Allerdings hat man auch ein Teil gethan, um mich zu amüſieren; wir haben ſo eine große Tiberüberſchwemmung gehabt, bei der ſogar ein Stück Corſo unter Waſſer ſtand, und geſtern war ein neapolitaniſcher Koch ſo gut, nach dem König mit dem für Attentate gewöhnlichen Ausfall zu ſtechen, was natürlich Rom gleich in Illumination verſetzte und vivatrufende und fackeltragende Züge durch die Straßen trieb. Der ſkandi-norwegiſch-ſchwediſch-däniſche Haufe hier unten wächſt gut an, und wenn wir uns zu Mittag verſammeln, füllen wir vollſtändig die Oſteria aus, die wir für dieſen Tag zum Platz

unserer Orgien ausersehen, und es entfaltet sich da eine anmutende Reihe von Scenen römischen Volkslebens, von denen die häufigst wiederkehrende ist, daß neuangekommene Damen, die nie vorher in einem Restaurant waren, sich wundern, daß in der Suppe kein Scheuerlappen ist und daß die Hühner nicht mit den Federn gekocht sind.

Mit der Gesundheit geht es recht befriedigend, da ich keinen Husten habe. Ich glaube im ganzen, es ist gleichgiltig, wo ich bin, wenn ich bloß nicht in Thisted bin, und hiermit genug von Rom und seinen Bewohnern. — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —

Es steht eine Fichte im Süden, einsam auf kalter Höh und sehnt sich nach einer Palme im Norden. Wann werde ich doch auf Deiner Chaiselongue liegen? —

An Georg Brandes.

17./1. 1879, Rom.

Lieber G. B.!

Das, worauf es in der Welt ankommt, ist, sich selbst zu übertreffen, und ich glaube wohl, ich darf sagen, das ist mir in korrespondenzlicher Hinsicht im letzten Jahr geglückt; allein die Sache ist, daß ich so grenzenlos unzufrieden mit mir selbst bin, meiner Faulheit, Unaufgelegtheit, meinem Nicht-das-Geringste-machen, daß ich die Hände vor Verzweiflung in den Schoß lege und sage — weiß der Teufel, was ich

ſage. Der Sinn iſt, ich wünſchte, Sie wären in Rom und könnten mich ordentlich bei den Schultern packen und mich ſchütteln, mich aufſtachelu wie den Campagnabüffel, der ich bin, in einem Beete grünem Salat.

Vielen Dank für Beaconsfield. Ich hoffe doch, Sie haben für eine engliſche Überſetzung geſorgt, ſo daß Sie engliſches Honorar bekommen, da das ja in Wagenladungen verkauft werden wird. Was ich in Ihrem Buch am meiſten bewundere, iſt die feine, feine Benützung der Romane und die ſtetige Sicherheit, womit Sie den Mann und ſeine Helden aus einander halten. Und dann die Schlußepiſode! Ich glaube nicht, daß Sie jemals etwas geſchrieben haben, das ſo echt G. B. war wie die Worte: „der letzte Jude"; aber es giebt nicht Maſſen, die verſtehen werden, was geſagt iſt, indem Sie dieſe Worte ſagen.

Könnten wir nur mit einander ſprechen. Ich hoffe, ich werde nächſten Winter Kopenhagener. Ich benötige es geradezu.

— — — — — — — — — — — —

Seien Sie nun nicht böſe, daß ich nicht einen ordentlichen Brief geſchrieben — das iſt mir in meiner jetzigen Gemütsſtimmung unmöglich.

Mit Grüßen und Neujahrswünſchen.

An Edv. Brandes.

23/3 1879, Rom.

Lieber Freund! und ſo gut wie Dr. Mit unermenſchlichem Eifer riß ich das Kreuzband von

Ushas ab, um zu ſehen, ob es ein gewöhnliches ſterbliches Werk ſei oder ob es eine Doktorabhandlung. Und ſiehe, es war, was es ſein ſollte, und es wurde ein großer Schrei von viel Freude in des Fernetwohnenden Seele. Denn welche Grenzen giebt es jetzt für das, was wir ausrichten können, wenn wir über das hinübergekommen ſind, was wir uns bis hieher als des Daſeins Herkulesſäulen geſetzt hatten. Na, ich werde mit meinen Zukunftsplänen nicht ſo zurückhaltend ſein wie Du. Sieh, im Lauf des Sommers die Vollendung von Niels Lyhne, dem unendlichen, und dann nach Kopenhagen, meiner Sehnſucht Stadt, Archivſtudien und Bibliothekplage, Struenſee, Malte Conrad Brun und die Borgias u. ſ. f. in das ganz aller unendlichſte. In einem Monat gehe ich wahrſcheinlich nach Neapel, Pompeji, Capri. Tour von 3, 4 Wochen, dann direkt nach Norden in die einſame Berggegend zwiſchen Conegliano und Cortina hinter Venedig. Dann am 1. September, wenn nicht früher, nach Kopenhagen. Dies iſt das vorläufige Arrangement. — Die Kolonie hier unten wurde durch Frau S.'s Ankunft ausgezeichnet ergänzt. Ich war vergangenen Abend bei ihr, und morgen, wenn das Wetter will, ſollen wir zum Markt draußen in Grotto ferato ſein. Ibſen hält ſich ein wenig zurück, ſeitdem ſein Vorſchlag, daß Damen in der Generalverſammlung des Vereines Sitz haben ſollten, durchgefallen, und ich ſehe ihn nicht ſonderlich oft. Kaalunds dünnes Feuilleton und Schandorphs nette Antwort habe ich geſehen. Es hat daheim wohl nicht ſonderlich intereſſiert.

Dennoch, ich bekomme plötzlich Luſt, zu erwidern, — aber es bleibt wohl dabei, der Luſt, nämlich. — Ich habe es ſehr notwendig heimzukommen und bin müde von all dieſer Ausländerei, und es iſt dieſen Winter (bisher) ſo gut gegangen mit der Geſundheit, daß ich es wohl wagen darf, wenn ich nun oben im Venetianiſchen einen milden Frühling gehabt habe. Sei mir nur bis zum Herbſt und im Winter in Kopenhagen! — — —

Hier giebt es ſonſt nichts Neues; man iſt ja übrigens auch hauptſächlich des Alten wegen in Rom.

Wenn ich noch ein paar Bücher geſchrieben habe, und ein glückmachendes Stück, ſo denke ich, hätte ich die Mittel, an einer Doktorabhandlung über Borkenkörner oder über Unkrautſamen in Ackerboden zu ſchreiben.

Dein J. P. Jacobſen.

An Edvard Brandes

21/5 1879.

Lieber Freund!

Wenn Du glaubſt, daß wir in Hemdärmeln herumgehen und uns, aufgelöſt von der Wärme, in den Schatten der Orangenbäume werfen und träge nach den goldenen Früchten emporlangen, — ſo irrſt Du. Hier iſt es kalt, hundekalt, Regen oder Sturm oder beides, und die Zimmer ſind ſo ſchwach beteppicht und verbehaglicht, daß man ſeinen Winterrock

als Schlafrock gebrauchen muß. Die Citronen und Orangen, die Miſpeln, das Weinlaub, das blaue Meer und die grauen Berge, das iſt alles hier, aber mit einem däniſchen Mai über ſich. Im Hotel iſt eine größere Bibliothek und ich leſe daher ein gut Teil unmögliche deutſche Schriftſteller; aber zumeiſt ſitze ich und denke über das große Werk nach, während ich in einem ſchlechten Lehnſtuhl mit meiner Reiſedecke als Bärenfell, Schlitten fahre. Zur Aufmunterung der Situation habe ich an einem ſchrecklichen Kopfſchmerz gelitten und habe keinen Appetit auf die ausgewäſſerten Mittelmeerfiſche, das ewige Ferſenfleiſch und die unendlichen Grünerbſen. Bald gehe ich nach Rom; ſchreibe unter allen Umſtänden dorthin (Due Macelli 127), und von dort direkt nach Thiſted. Die Franzoſen kenne ich nicht. Kiellands Buch hoffe ich in Thiſted zu finden. Du ſprachſt davon, es von ihm herſchicken zu laſſen. — Kein Lokomotivführer kann des Reiſens überdrüſſiger ſein als ich. Behaltet nur die Wärme, die Ihr habt, damit ich bald in einem nördlichen Himmelsſtrich zur Ruhe kommen kann. Von Pompeji habe ich auf der ganzen „ſüdländiſchen“ Tour am meiſten Freude gehabt, obſchon es auch da kalt war. Neapel war gräßlich. Ich ſehne mich vorläufig nach Rom, aber namentlich nach Thiſted. Die Geſellſchaft beſteht ausſchließlich aus Deutſchen, die die ganze Zeit Bädeker reden und einander in Detailkenntnis des italieniſchen Volkslebens zu überbieten ſuchen.

Dein J. P. J.

An Edvard Brandes.

31/5 1879, Rom.

Lieber Freund!

Ich kam gestern nachmittags hier an und heute morgens empfing ich Deine Karte. Hier ist es bratheiß — draußen unmöglich — drinnen mit zugeschlossenen Jalousieladen recht douce. Wie Du recht hast mit Reisen und Reiseessen! Wenn man das Ausland zwischen seinen heimischen Malzeiten genießen könnte: ein Stück Capri nach dem Frühstück, eine Partie Rom nach dem Mittag zu einer Cigarre — und hie und da spät abends ein bischen Mondenschein in Verona. Eine inhaltsreichere Karte wird dieser folgen, da ich morgen Ude og Hjemme gelesen und Josephson besucht haben werde. Du kannst Dir übrigens nicht denken, wie es vorläufig angenehm ist, nach Rom gekommen zu sein und bekannte Gesichter zu sehen, ausländische und inländische, bekannte Straßen zu sehen und so ziemlich alles bekommen zu können was man haben will. Wenn nur die Luft nicht halb Staub wäre. Doch ich reise gleich, wenn ich nach dem gesegneten Süditalien ausgeruht bin und begebe mich heim, eine Fettkur zu gebrauchen. Mein Bruder verspricht mir alle der Erde, der Luft und des Meeres Herrlichkeiten. Wenn es sich im Norden nur warm hielte. — Heute abends wollen wir im Verein ein Telegramm an die Universität machen. Ich hoffe, das wird Wirkung haben. Mit Erstaunen lese ich in der Zeitung von all dem Essen, mit dem jubiliert werden soll, und ich bin ganz gedankenvoll über das Arrangement, infolge dessen die

Gemeinderäte zweimal an einem Tag zu Mittag eſſen ſollen und die Univerſitätsnotabilitäten dreimal. Daß Tivoli mit auf dem Programm iſt, freut mich ungemein. Schreibe, wenn Du ſchreibſt, nach Thiſted. Wie es vorgeſtern in Neapel gräßlich war und wie es roch! Warme, muffige Gerüche, ſchwüler Faul-eierhauch, kühler Luftzug von Fegeſchmutzodem, eine ganze Zolaſkala. Hier riecht es doch nur nach Staub. Ich öffne meinen Laden — die Sonne iſt hinter dem Haus.

An Georg Brandes.

3/6 1879, Rom.

Lieber G. B.

Hinter geſchloſſenen Laden und offenen Fenſtern, in einem myſtiſchen Licht und einer kühlen Traulichkeit, die Einen vom Gothik und Kreolinnen träumen macht, treibt mein Tag mich leichtiglich der hinreißenden Abendſtunde zu. Denn die Wärme hat nämlich Rom erreicht und alles Außerhausleben tagsüber unmöglich gemacht. Aber hier iſt es herrlich, beſonders wenn man einen Monat das ſtinkende Neapel und das ſteile atemraubende Capri mit ſeinen dummen Citronenbäumen und ſoldibettelnden Jungen hat verdauen müſſen.

In ein paar Tagen ziehe ich nach Thiſted und fange den Frühling von Neuem an. Und ich ſehne mich dahin, da ich des Reiſens ſo müde bin wie die

Katze des Senfs. Mir ſchaudert vor den vielen Stunden Eiſenbahnfahrt. Daß man doch auch 1879 noch auf ſolche Weiſe ſoll des Weges vorwärts gerüttelt werden! Ich möchte wirklich wiſſen, was die Herren Erfinder heutzutage wohl erfinden. Und ſie begannen doch ſo gut.

Haben Sie „Onkel Tom's Hütte“ von X. oder wie ſonſt ſein letztes heißt, geleſen? Hier ſieht man nichts Neues; . . . . habe ich doch geleſen. Es iſt viel Gutes darin; aber es iſt dennoch eines der Bücher, die auf allen Vieren gehen. Morgen gehen die Skandinaver hier nach Ponte molle, um darauf zu trinken, daß die Univerſität in künftigen Zeiten mehr Verſtand bekomme als ſie in den verronnenen gehabt.

An Edvard Brandes.

27/6 1879, Thiſted.

Lieber Freund!

Über Deines Schwagers Malerei kann ich Dir nichts mitteilen, da noch nichts fertig gemalt und da der Grund noch bare Leinwand war. Die Figur wird ſitzend, ſtrickend — oder ſo was — Kniefſtück, landſchaftlicher Hintergrund, Coſtümporträt. Sie ſaß gut und die gerade angelegten Hände waren ſo vergnüglich voll Leben. Die Abhandlung über Schram (dies iſt ja die Fortſetzung der Korreſpondenzkarte) las ich oben im ſkandinaviſchen Verein. „Man findet drin des Verfaſſers gewöhnliche“ etc. Aber was beſonders fein und vortrefflich daran, das ſind

die zwei Schram'schen Figuren, zwei Gesichter, zwei Ganze, die einen halben Mann machen. Das ist drin gemacht. — Was mir dagegen nicht gefällt und worüber Du gewiß selbst bei späterem Durchlesen nicht erbaut sein wirst, das ist die Anwendung zwei so niedriger Worte wie „pomadig“ und „Schlumpen“ — Wie konntest Du! Das gleich Dir garnicht.

Florenz, München, Leipzig, Hamburg war meine Route nach Hause. Wenn ich eine Kunst-Gewerbe-Ausstellung in Leipzig und die Meininger in Hamburg ausnehme, sah ich nichts besonderes Interessantes. Die Meininger gaben: „Ein Wintermärchen.“ Sie spielten gewöhnlich, aber die Inscenierung war glänzend. Sie hatten sich nicht dadurch verwirren lassen, daß die Religion im Stücke apollonisch ist, sondern zum Ausgangspunkt genommen, daß Giulio Romano die Bildsäule geformt hat (die brillant Marmor mit Schraffierung und Vergoldung und Giallo antico nachahmte) und daher alles Renaissance gemacht, mit einer Konsequenz, die auf die Spitze getrieben wird im Orakelbehältnis, das wie ein Reliquienkästchen in Kirchenform gebildet war. Das Arrangement, in dem die Zeit ihren Monolog hält, ist das edelst-wirkungsvolle, das ich je von Theaterdekoration gesehen.

Ich werde nun hier gemästet, und das glückt vorläufig. Die Caprikrankheit ist rein verschwunden. Schreibe nur bald.

An Edvard Brandes.

12/7 1879, Thisted.

Lieber Freund!

Wenn in des Südens weiten Ländern die güldne Ernte unter den Liebkosungen freundlicher Zephyre reifet und die Traube in Licht und Wärme friert, dann reift auch in unserem Gemüt hier im hohen Norden der Erinnerungen bunte Ernte trotz Boreas' lärmendem Treiben* — — — Du darfst nicht vergessen, daß X. ein faible für Poesie hat und Weihnachtslieder und Festkantaten schreibt, so daß etwas schwedischer Lyrikschaum leicht aus seiner Tinte fließen kann. Übrigens habe ich nicht das Geringste von ihm, vom Bild und den Photographien gehört. Du sendest sie mir wohl, wenn er sie in die Kasse gelegt haben sollte. Der Herausgeber von „Ude og Hjemme" hat um die Erlaubnis gebeten, mein Bild, das er bei Hegel geborgt, in sein Blatt zu setzen, zugleich mit anderen, die sich unter dem Titel „Unsere Verfasser des Realismus" (?) einordnen ließen. Wer die Abhandlung schreiben soll, weiß ich nicht.

Josephson's Bild von mir muß ja fertig sein, da er es hat photographieren lassen und da er nach Paris gereist ist; aber es ist merkwürdig, daß er mir diesbezüglich nichts mitteilt.

Der Gesundheitszustand noch sehr befriedigend, trotz des niedrigen Wetters.

Dein J. P. Jacobsen.

---

* Diese ganze Stelle ist im Original schwedisch und will das pathetische Wortgeklingel des scharfen schwedischen Stils parodieren.

An Edvard Brandes.

26/8 1879, Thisted.

Lieber Freund!

Unter Kreuzband sende ich heute zwei Photographien nach Josephsons Malerei. Ich war so schwerfällig und schläfrig und kurzatmig in dieser Gewitterluft, daß ich an keinen Menschen ein Wort geschrieben habe; überdies versinke ich auch mehr und mehr in meinen Roman, der vor Weihnachten fertig sein *muß*, d. h. gedruckt und herausgekommen und herabgerissen und all das.

Nach Kopenhagen kann ich vorläufig wegen der Arbeit nicht kommen; wenn sie fertig ist — vielleicht? ein großes Vielleicht.

Mit der Gesundheit geht es gut; ich huste ein bischen zu viel, nehme aber an Gewicht zu . . In ein paar Tagen schreibe ich ordentlich.

J. P. J.

An Edvard Brandes.

28. Oktober 1879, Thisted.

Lieber Freund!

Es würde ganz gewiß mir nicht sonderlich ähnlich sehen, wegen Zwei Welten „beleidigt" zu sein. Glaubst Du, daß der Titel nicht auch mich an Revuen* erinnere! Ich hätte aus Übermut das Ganze fast:

* Gemeint sind die in Dänemark sehr beliebten singspielartigen Stücke, die in parodistischer Weise die Ereignisse des Jahres Revue passieren lassen.

„Zwei Welt“, Roman von J. P. J. genannt. — An Niels Lyhne ſchmiede ich ſtetig und das Eiſen iſt warm geworden, die innere Kompoſition wird feſter in den Fugen als ich eine Zeitlang glaubte und um die äußere Kompoſition ſchere ich mich den Teufel. Der Untertitel fällt weg und N. L. dominiert gänzlich. Ich werde mit dem Schreiben wohl bis zu Weihnachten fertig, aber mit dem Druck glaube ich nicht vor jenſeits der Heiligendreikönige. Es wird ja dennoch genug Bücher geben; es iſt ja nicht eins, das nicht dieſes Jahr heraus ſoll.

„Ude og Hjemme“ ſehe ich nicht; vielleicht kann ich deſſen aber doch habhaft werden; ich möchte ja gern Deine Artikel leſen. Wann kommt das Buch?

Ich wage nicht Dich zu bitten, Georg zu grüßen, da ich in brieflicher Hinſicht ihm gegenüber ein ſchlechter Menſch geweſen bin.

Die Geſundheit war bisher bewunderungswürdig; nun kommt es auf die erſten Froſttage an.

Für die Bücher zu danken habe ich rein vergeſſen.

Sei Du nun gut und ſchreibe Du, der mitten im Ganzen ſteht, und ſollteſt Du Aufklärungen wünſchen über die intereſſante Sache, wo die neue Eiſenbahnſtation in Thiſted liegen ſoll oder über das neue Schneeſchaufelregulativ, will ich unausſchöpflich ſein.

Dein J. P. Jacobſen.

An Georg Brandes.

20/12 1879, Thisted.

Lieber G. Brandes!

Dieses ist der zweite Brief, den ich Ihnen nun als Antwort auf Ihren letzten schreibe; im ersten standen mit Schnörkeln und mit Schwung all die Entschuldigungen, die ich Ihnen für meine Nachlässigkeit im Schreiben wirklich schulde. Der Brief wurde nicht abgeschickt, weil ich mich hitzig schrieb über die jungen Leute, die man zu unserem Lager rechnet.

Ich habe von der neuesten Literatur . . . und . . . gelesen, aber ich kann nicht sagen, daß es mich amüsiert hat —

Bei G.'s Buch kann ich nicht mit. Das ist jene Art von Büchern, mit denen die jungen Leute, während sie über die Reaktion herfallen, statt dessen uns ins Antlitz schlagen. Wäre mindestens wirkliches Talent darin!

Ich kann ja gut da sitzen und die Bürgerschaft niederreißen, da ich mich nirgendwo zeige; doch ich werde schon kommen — — — — — — — — — Ein Ding ist jedenfalls erfreulich, (was man auch an einzelnen Werken mag auszusetzen haben), dieses nämlich, daß es unsere Leute sind, die die Literatur beherrschen — wollten nur der Anderen beste Leute sich zusammen nehmen, so daß wir ein ästhetisches Handikap mit Hegel als Starter zustande brächten; doch ich glaube, sie sind dessen müde.

Kommen Sie also? ja, ich weiß wohl, es soll erst abgemacht werden; doch es könnte ja sein, daß

Sie wüßten, es ſei abgemacht, ſo wie es abgemacht werden ſoll. Sie müſſen heimkommen. Es graut ja hier daheim ein neues literariſches Goldzeitalter; man kann ja ſchon merken, wie ganze Schichten von Verfaſſern lebendigen Leibes die Erde über ſich bekommen — wer erinnert ſich an . . . und an . . und wie ſie alle hießen, und doch bekamen ſie damals, als Teuerungszeit war, Lorberkränze und Platz beim Aufgang zum Parnaß. Uns wird es ja einmal nicht beſſer gehen.

Credette Cimabue nella pittura
Tener lo campo e oggi ha Giotto
La grida . . . .

wir müſſen bloß ſehen, eine reſpektable Schichte mit vielen organiſchen Überreſten zu werden; dann werden die Geologen der Literatur ſich immer über uns freuen und davon reden, wie reich ſich das Leben damals formte, wie urkräftig es war, und die in jener Zeit etwas ſollen, werden in uns ihre Popanze haben, ſo wie wir unſere Popanze hatten.

Frohe Weihnachten und gutes Neujahr!

An Edvard Brandes.

22/12 1879, Thiſted.

Lieber Freund!

Natürlich bin ich ſehr einſam und rede nie mit jemandem; aber es könnte doch mit der Zeit angehen, ohne näheren menſchlichen Umgang zu ſein, wenn man dann bloß ſeinen buchlichen Umgang wählen könnte

wie man wollte; aber das läßt sich eben hier nicht thun, wo man auf eine Leihbibliothek mit übersetzten Romanen und auf eine Lesegesellschaft mit der nun grassierenden dänischen Literatur beschränkt ist. Das letzte, was mir von dieser in die Hände kam, ist Junge Tage, Das junge Dänemark, und Realismus und Realisten, in dem ich mit einem Schnurrbart porträtiert bin, der an eine Abbildung in Lytkes Naturgeschichte erinnert, nämlich an den Kopf eines Bartwals, so zahnbürstenartig ist er . . .

Wenn Du keines dieser Bücher liest, müssen diese Bemerkungen übrigens für Dich äußerst interessant sein, und ich will sie darum nicht länger machen; aber Du begreifst wohl, daß ich nicht jedesmal bloß mitteilen kann, daß der Husten friedlich ist und Niels Lyhne nicht fertig.

Du solltest doch wohl wissen, ob Kanzleirat Hegel Justizrat ist?

Und nun will ich Dir nur einen vergnüglichen Weihnachtsbaum mit Deinen kleinen Mädchen wünschen und mich hinsetzen und darauf hoffen, daß wir uns zum Mai in Kopenhagen sehen, oder noch mehr.

An Edvard Brandes.

14/3 1880, Thisted.

Lieber Freund!

Ich war in Hinsicht auf Beantwortung diesmal in allzu eminentem Grad ich selbst, als daß irgend

eine andere entſchuldigende Erklärung oder erklärende Entſchuldigung könnte aufgeſtellt werden.

— — — — — — — — — — — — —

„Das Puppenheim“ (Du mußt entſchuldigen, wenn ich von ſo alten Dingen ſpreche) ſcheint mir entſchieden das bedeutendſte und am meiſten durchgebildete Werk, das Ibſen je gemacht hat und die Einwendungen gegen den Schluß ſind höchſt unvernünftig. Es iſt ein allgemeiner Aberglaube, daß eine Dichtung heutzutage enden kann wie die Intriguenſtücke der alten Zeit enden konnten; aber es iſt auch nur ein Aberglaube. Es iſt kein anderes wirkliches Ende möglich als der Tod, den man doch nicht überall verwenden kann. Ich will ſo weit gehen zu ſagen, daß eine moderne Dichtung, die endigt, nichts taugen kann (das Todesende ſtets ausgenommen, und dann Zuſtände, die mit dieſem ſynonym ſind). Aus folgendem Grund, äußerſt ſimplem Grund: wenn in den Perſonen wirklich Leben und Bewegung iſt, ſo können ſie natürlich nicht enden, um mit der Fortſetzung zu beginnen, ſo wie man es in der Wirklichkeit thut; denn ich habe nie etwas Abgeſchloſſenes in einem Verhältnis zwiſchen Menſchen geſehen; wenn ſie auch ſiebenmal ſieben und ſiebzigmal abſchließen, ſo fährt es doch fort weiterzuleben und kann kommen und verlangen, noch einmal abgeſchloſſen zu werden. Daher iſt es eine ſo grenzenlos unnütze Frage, die immer in der Kritik geſtellt wird, wenn man zum Ende gelangt, wo die Umkehr geſchieht oder zwiſchen Mann und Frau alles wieder in Ordnung kommt u. dgl. m. — dieſe nämlich: ob man nun wirklich

an die Umkehr oder an das in Ordnungkommen glauben kann? und es ist darauf nichts anderes zu antworten, als daß man daran glauben kann, es werde halten, bis er wieder umkehrt und die Ordnung aufs Neue in Unordnung kommt. Nach all dieser Dogmatik will ich bloß sagen, ich begreife nicht, daß die Prüden nicht Anstoß genommen an der Scene „bald ist alles stille“ und daß die allerbeste Replik im Stücke der Befehl an das Mädchen ist, die Lampe im Entree auszulöschen.

Wenn man im Mai Bücher herausgeben würde, könnte ich zu der Zeit wohl fertig werden.

Nein, ich könnte nicht (spätere Anmerkung).

30/3 1880, Thisted.

Wie Du siehst, erstreckt meine beunruhigende Produktion sich nun auch auf Briefe. Es kommt nun wohl bald so weit, daß — wie weit? — es ist kein Grund vorhanden, nach Illustrationen zu suchen; dieser Brief ist in der Richtung aufklärend genug. Ich werde nicht recht wach, ehe ich nach Kopenhagen komme, was natürlich nicht im Mai, sondern im Herbst geschieht. Ich muß jemanden haben, der hergeht und mich aufrüttelt, sonst bleibe ich liegen. Man sollte glauben, Reisen ins Ausland müßten Einen wecken; aber sie geben Einem bloß den Vorwand, daß man es gehen läßt, etwas zu thun. Ich muß Einen im Nacken sitzen haben, der mich mit seinem Stachelstab vorwärts peitscht. Freue Dich zum Herbst auf die angenehme Beschäftigung, Elephantentreiber zu sein. Du kannst das wohl leisten.

Kielland geht ja von ſelber und glücklicherweiſe iſt es keine unheilbare Schwächung, die mich zu einem Perpetuum ſtabile gemacht hat. Ich bin nicht müde oder ausgeſchrieben, im Gegenteil, ich ſchreibe ſogar ſehr gut (ſiehe die ſpäteren Kapitel von N. Lyhne). In der Zukunft will ich aber ſicher nur hiſtoriſche Wunderwerke, vielleicht mit lyriſchen Unterbrechungen, machen; denn ich bin zu äſthetiſch in gutem, ſchlechtem Sinn, um mich auf dieſe direkten Prokuratenſatzſchrift-Dichtungen einzulaſſen, wo Probleme ſcheinbar zur Debatte geſtellt werden, während man ſie bloß als gelöſt poſtuliert (dies gilt ſowohl nach rechts wie nach links).

Es iſt in den Naturwiſſenſchaften in der letzten Zeit Mode geworden zu ſagen, daß zu viel Gewicht auf die Entwicklungsgeſchichte gelegt worden ſei. Dieſe Beſchuldigung kann nicht mit Recht auf Works of fiction hinausgeſchleudert werden. Denn hier iſt faſt immer bloß von fertigen Zuſtänden die Rede; ſelbſt wo Verſuche gemacht ſind, iſt es niemals wirkliche Entwicklung; es iſt nur eine gewiſſe feſte Form, die Bogen auf Bogen reich und reicher nüanciert wird, mehr und mehr unterſtrichen wird. Es ſind nicht Möglichkeiten in ihnen zu allem Möglichen; dadurch gewinnen ſie natürlich an Feſtigkeit, doch nicht an Leben. Die wirkliche Entwicklungsgeſchichte („voir venir les choses") iſt es, auf die nun Gewicht zu legen iſt von jenen, die können, ſelbſt auf die Gefahr hin, daß die Charaktere des Zuſammenhangs zu ermangeln ſcheinen. (In Wirklichkeit ſind einzelne Seiten im Menſchen, die nicht zuſammenhängen; wie

ſollte auch ein ſo komplexes, von ſo vielen Seiten hergeholtes, ausgebildetes und beeinflußtes Ding wie die geiſtige Seite des Menſchen organiſch ganz ſein). Natürlich ſoll Zuſammenhang im ganzen Großen ſein; aber wenn die Bücher nicht ganze Konverſations-Lexika der Menſchenkenntnis werden ſollen, muß man an die Intelligenz des Publikums Forderungen ſtellen und nicht ängſtlich und ſorgfältig ein rotes Ankertau einer Figur durch alle Stadien und Phaſen ziehen. Verfaſſer ſind im Ganzen zu geneigt, für Idioten zu ſchreiben, und es giebt doch ebenſo gute Köpfe unter denen, die leſen, wie unter denen, die ſchreiben. Nur fordern! Hat man etwas zu geben, was zu verſtehen der Mühe wert iſt, wird man ſchon verſtanden werden. Man nehme ſein Publikum ſo fein, ſo ſcharf, ſo kühn, ſo phantaſiereich und intelligent, als man es kann und vermag, gerade wie man es kann und vermag, nicht geringer.

An Edvard Brandes.

21/4 1880, Thiſted.

Lieber Freund!

Mein letzter Brief war wohl allzu ſehr von dem thiſted'ſchen Mangel an Atmoſphäre beeinflußt, als daß Du einen lebendigen Menſchen haſt durchmerken können. Es iſt von einem älteren Menſchenkenner oder tauſenden nicht untiefſinnig behauptet worden, daß an einem Menſchen drei, vier Seiten ſind, und es iſt mit dieſem Satz wie mit den Elementen ge-

gangen, deren es in alten Zeiten viere gab und die nun drei und ſechzig oder darüber ſind. Es iſt daher nicht ſo wunderlich, wenn ein Menſch von der einen oder anderen abſeitigen Seite ſeiner drei und ſechzig ſchreibt, daß er nicht gerade dieſe Seite nach außen gewendet findet bei dem Menſchen, an den er ſchreibt. Ich habe mich darum ein ganz klein wenig gedreht. — Haſt Du jemals über Deiner Zukunft letzte Tage nachgedacht? Da Du nicht in einer Provinzſtadt gewohnt haſt und auch niemals einen Katzenjammer gehabt, mußt Du wohl nein ſagen. Ich denke manchesmal, wenn ich nichts anderes zu thun habe, und das habe ich ja eigentlich nicht, darüber nach, wie ich enden werde, und ich kann nie zu anderen Löſungen kommen als: verrückt, Omphalopſychit oder Opiumeſſer. Wahrſcheinlich wird es das letztere, wenn ich mich nicht mit dem mittleren begnüge. Das erſte iſt ja ein ſo gräßlich relativer Begriff. Aber ich begnüge mich ſchon. Wenn ich über die drei, vier letzten Jahre meines Lebens, die ein ſehr kurzes Kapitel in meinen Memoiren bilden würden, eine Überſchrift ſetzen ſollte, würde ich entweder wählen „Zwiſchen den Schlachten“ oder auch, und ich glaube, das wäre paſſender: „Während ſie kämpfen“. Denn was haben nicht alle Menſchen gelebt, während ich mit geſchloſſenen Augen dagelegen bin und mich umgeſehen habe. Aber dennoch! (Du konnteſt doch merken, daß eine Arſis nach dieſer Theſis kommen mußte). Ich glaube, ich habe durch das Schlafen gewonnen. Du wirſt ſehen, es geht mir, wie den Siebenſchläfern; ich komme ebenſo jung

aus den Klippenhöhlen als ich war, da ich dort hineinging. Wenn ich nicht noch jünger geworden bin, und Jugend iſt es, worauf es ankommt. Ich freue mich darauf, mich ſelbſt auftreten zu ſehen, jung begeiſtert, an Weltverbeſſerung und an die Menſchheit glaubend, leicht drapiert und undeutlich gemacht durch einen blauenden Schleier von Schlaf und Äquianimität. All Ihr anderen habt Euch von der Welt angreifen laſſen und an Euch herumfingern. Die Vergoldung hat an einigen von Euch abzugehen begonnen. Ich dagegen — Reden iſt ſchlechtes Silber, doch Schweigen iſt Gold, und all das Gold, das ich in vier langen Jahren zuſammengeſchwiegen habe, wird vergoldend auf meine vergeſſene Geſtalt herabfallen, wenn ich wieder hervortrete. Hätte ich das nun aus Berechnung gethan, ſo wäre es bar und bloß talentvoll; allein ich habe es aus Faulheit gethan, das iſt das Geniale, und genial iſt es, was man ſein ſoll — ich will den Eindruck des obenan Geſchriebenen nicht durch den mindeſten Wink darüber zerſtören, weshalb es geſchrieben ward oder nicht durch das mindeſte kritiſche Blinzeln nach mir ſelbſt. Sat, Eduardo.

Aber Du könnteſt mir wohl ſagen, wie es Dir geht, wenn es Dir auch nicht glücken wird, dies ſo deutlich zu machen, als es mir geglückt iſt, Dir zu ſagen, wie allein und weltverlaſſen ich mich fühle, wenn juſt das in mir emporkommt, was in dieſem Brief verborgen iſt.

An Edvard Brandes.

2/8 1880, Thisted.

Liebster Freund!

Sei nur nicht allzu gerechtfertigt böse über mein ungerechtfertigt langes Schweigen. Denn es ist so viel Gerechtfertigtes darin. Du weißt nicht, wie entnervend es ist, living under a cloud und ohne Energie, das abzuschütteln. Wenn die Götter mir einen einzigen Wunsch zur Erfüllung anheimgäben, es sollte weder Gesundheit sein noch Gold, sondern bloß: Energie. Ich weiß nicht, was es für ein zähes Träumerblut ist, das ich in die Adern bekommen habe; es fließt so träg und kein Satan kann es wieder in Gang leben; wenn es überhaupt je im Gang war. Mir ist bange, daß Talent, selbst vom Schlag des meinigen, eine kostbare Ware. Natürlich nicht am wenigsten dann, wenn man es vergräbt und zu nichts Anderem gebraucht, als sich selbst damit aufzuessen. Aber es ist auch sonst noch kostbar. Es ist nicht unser Herzblut, das es kostet, wie man in Essays und Charakteristiken sagt. Nicht so. Aber man macht durch sich selbst etwas aus sich und aus Anderen, etwas, das Einen unnormal macht, ungefähr wie das Volk es sich mit den Seiltänzerkindern vorstellt, daß man ihnen die Gelenke bricht, während sie noch klein sind. Und natürlich, man kriegt in dieser Welt nichts geschenkt; man hat nur das, was man gekauft hat; aber die Frage ist ja eben die, ob die Ware das Geld wert ist, das frohe, freie Geld, selbst wenn es auch die allerprimaste Ware ist. Was man auf

einem Punkt gewinnt, iſt durch Reſignation auf einem anderen Punkte gewonnen. Und wenn man den Handel bereut und ſein Geld nicht zurückbekommen kann, oder man von dem, was man hat, nicht Gebrauch macht — — —

Ich will auf dieſes Thema nicht weiter eingehen oder näher fortſetzen, wie ſehr oder wie wenig dieſe Gedanken mir zur Seite ſind. So durchaus wahr, wie daß zwei und zwei vier, iſt dergleichen ja doch niemals. Das Ganze iſt nur, um Dir zu erklären, nicht was ich thue, ſondern was zu thun ich unterlaſſe, ſo daß Du begreifſt, es iſt nicht ein einziges Gran Mangel an Intereſſe oder gar Unfreundlichkeit in meinem Schweigen. Davon iſt es ja weit, weit entfernt.

Wann ich nach Kopenhagen komme, kann ich nicht ſagen. Einen Winter noch in Spitzbergen. Und bloß, weil ich faul geweſen. Vielleicht daß es für meine Geſundheit doch am beſten iſt, obwohl es mir in anderen Richtungen minder glücklich vorkommt. Der Roman iſt nicht fertig und Du darfſt nicht verlangen, ihn zu ſehen, ehe er viel, viel weiter iſt. In ein paar Monaten glaube ich dem Ende nahe kommen zu können. Aber das habe ich nun ſchon ſo lang geglaubt. Daß ich über Dein Buch nicht ſchrieb, kam daher, daß ich einerſeits allzu viel zu ſagen und andererſeits über die wichtigſten Stücke mit Dir ja ſchon geſprochen hatte. Wir werden nun einmal nie einig darüber, daß Wilhelm Wiehe in „Ein Falliſſement“ Komödie ſpielte. — — —

Wie wäre es ſchön mit dieſen Norwegern, wenn

ſie der derben, burſchikoſen Worte überdrüſſig würden, die ſie in ihr Däniſch ſtecken. Daß dieſe Menſchen nicht hören, wie unächt das klingt. — — — Mit der Zeit, wenn die Norweger ſich etwas ſtärker fühlen, wird das ja wohl vorüber gehen. Ibſen iſt in dieſer Hinſicht im „Puppenheim“ gut vorangegangen.

An Edvard Brandes.

1/10 1880, Thiſted.

Lieber Freund!

Wenn ich auch nicht geſchrieben habe, habe ich doch oft genug an Dich gedacht und mit Intereſſe und Triumph Deine Langelandsreiſe verfolgt, ſo gut als ſich das in der rechtsgeſinnten Zeitung der Stadt machen ließ, denn andere Blätter ſehe ich nicht. — So biſt Du wirklicher Folketingsmann. Ich bin ſehr froh darüber. Eine ſolche praktiſche Thätigkeit muß ein gut Teil Hartſtahl in unſer Leben ſetzen und machen, daß man ſicherer geht. Und dann das beſtändige etwas thun, das Handlung iſt.

Ich möchte wiſſen, was Du eigentlich von den Bauern hältſt, die Du nun wohl zum erſtenmal in der Nähe ſahſt. Es iſt das eine eigene Species, die man nicht zu haſtig beurteilen darf.

— — — — — — — — — — — — —

Es iſt ein lieblicher Anblick, das arme Chriſtentum unter der Protektion von Damkier und Erik

Bögh zu ſehen. Die Götter geben ihm viele ſolche Wortführer!

— — — — — — — — — — — — —

Ich bin geſund und arbeite; vielleicht kommt mein Buch gerade vor Weihnachten, wie Marie Grubbe.

Dein J. P. J.

An Georg Brandes.

25./11. 1880, Thiſted.

Lieber Freund!

Es liegt großen guten Menſchen, langmütig zu ſein; anderen liegt es, langſam zu ſein. Das iſt nun ſo die Ordnung der Natur. Laſſet uns darin nichts anders wünſchen, laſſet uns nicht dem widerſetzen, was einmal beſtimmt iſt.

Ich bin gerade daran, um die letzte Ecke meines alten neuen Buches zu drehen und habe ſchon die Korrektur des elften Bogens gehabt, ſo daß es mitte Dezember kommen mag, Jove favente. Anläßlich einer Strandung habe ich Menſchen aus fernen Himmelsſtrichen geſehen. Sonſt iſt hier alles das Täglichſte des Alltäglichen.

Ich bin den 7. April 1847 in Thiſted geboren; was Begebenheiten anlangt, ſo weiß ich mich wirklich an keine zu erinnern, die Intereſſe haben könnten und zu erwähnen wären; die hingegen, die nicht erwähnt werden können, ſind natürlich intereſſant genug. Daß ich ein Werk, die Desmidiaceen geſchrieben habe,

wiſſen Sie ja. Es heißt übrigens Aperçu critique et systématique sur les desmidiacées du Danemark und iſt überaus gründlich; ob es irgend ein Menſch geleſen hat, iſt dagegen zweifelhaft.

Mein Buch iſt ſehr traurig, aber gut, was die innere Kompoſition betrifft, und einige Partien werden, wie es in alten Malereikatalogen heißt, ſtets den Beifall des kundigen Geſchmacksrichters erwerben. Ich würde mir ſelbſt etwas ſehr gutes geben, wenn ich eine wirklich gute luſtige Komödie bis zum nächſten Faſching ſchreiben könnte, aber die Ausſichten ſind nicht vielverſprechend. Im Mai hoffe ich nach Kopenhagen zu kommen; aber das habe ich nun ſo oft geſagt, ohne daß es in Erfüllung gegangen; ſo kann man darauf nicht rechnen. Vorläufig rechne ich nun darauf und freue mich, Sie da zu treffen.

An Edvard Brandes.

4./12. 1880, Thiſted.

Lieber Freund!

Wie Du traurigerweiſe erfahren haben wirſt, bin ich gezwungen geweſen, Niels Lyhne für Dich zu verderben, indem ich Dich von rückwärts beginnen ließ; aber es iſt nicht möglich, bis zum 9. anders fertig zu werden und am 10. muß das Buch heraus, wenn es in Norwegen und den Provinzen rund herum kommen ſoll, — und darum nahm ich Dich bei Deinem alten Verſprechen. Erfolg glaube ich nicht, daß das Buch haben wird, und dennoch iſt

es gut. Es iſt etwas darin, worauf ich viel Wert lege, nämlich dies eine, daß Perſonen, Charaktere und Aktion däniſch, däniſch und auf allen Punkten gänzlich däniſch ſind; das könnte ein geringes Verdienſt zu ſein ſcheinen; aber ſieh Dich einmal um in Buch auf Buch, und ſieh, welche Baſtarde zwiſchen einer däniſchen Phantaſie und fremden Vorbildern, fremden Auffaſſungen jeden Augenblick hervorſtechen. Die ganze Charakteranlage, Entwicklung, Stimmung, Reſignation, Neuleben, alles iſt ſo, wie es gerade däniſch iſt. Das Buch iſt dadurch vielleicht langweilig geworden, aber ſehr luſtig wird ein ſolches Thema eben nie. Jedoch wenn Du eins oder das andere darin minder wohlgelungen finden ſollteſt, ſo mußt Du die außerordentlich großen Schwierigkeiten bedenken, die das Thema bietet, ganz anders große als die Schwierigkeiten in Marie Grubbe.

Dann wäre zum Schluß noch dieſes: Ich finde, es wäre nicht freundſchaftlich, ganz zu ſchweigen, und andererſeits bin ich in die Sache nicht genügend eingeweiht, um irgend eine beſondere Berechtigung zum reden haben zu können; aber Du wirſt mich nicht mißverſtehen, wenn ich Dich frage, ob Du nicht neben dem, ein Däne und Atheiſt zu ſein, Dir haſt eine beſondere jüdiſche Nationalität zuerkennen wollen; haſt Du nicht einem in dieſem Fall irreführenden inſtinktſtarken Drange nachgegeben, da einen Schlag für die jüdiſche Nation zu ſchlagen, wo Du nach meiner Meinung nur berechtigt, ja, geradezu verpflichtet warſt, bloß für den Atheismus zu ſchlagen? Das Judentum kann für Dich doch nur eine Art

hiſtoriſcher Stimmungsquelle ſein, zu der Du in einem doucen lyriſchen Verhältnis ſtehſt, die kein Recht hat oder haben ſoll im Vergleich mit Deinem Verhältnis zum Atheismus. Dies iſt ja alleſamt nur eine freundſchaftlich kleine pſychologiſche Note, in der natürlich nicht irgend eine Mißbilligung irgend eines beſtimmten Punktes in Deinem Auftreten liegt. Daß ich vollſtändig einig mit Dir bin und ſympathiſch einig in Deiner Auffaſſung des Eides, und daß ich ſelbſt das Formular unterſchrieben hätte und mich durch den Eid, geſchworen bei der dreieinigen Gottheit, ebenſo verbunden gefühlt hätte, wie irgend eine chriſtliche Seele es könnte, iſt eine Selbſtfolge; über dieſe Art von Dingen werden wir zwei nicht ſo leicht uneinig.

An Edvard Brandes.

17./12. 1880, Thiſted.

Lieber Freund!

Ich kann mich ſelbſt nicht recht überreden zu glauben, daß Du an einigen dieſer kleinen perſönlichen Stimmungsbemerkungen ſollteſt Anſtoß genommen haben, mit denen man vielleicht nicht hervorkommen ſollte, wenn man nicht die Augen deſſen ſehen kann, an den ſie gerichtet ſind und wenn man nicht durch den Tonfall ſeiner Stimme, das Suchende, Fragende darin die Worte gerade ſo kann fallen machen, wie ſie eben fallen ſollten. — Das iſt doch wohl nicht der Grund, warum ich nicht eine einzige kleine Zeile von Dir ſah, ſeitdem Niels Lyhne heraus-

kam. Ich will hoffen, es ist die viele Arbeit im Reichstag. Wenn ich nun in Kopenhagen wäre, so würde ich von Deinem Auftreten dort ganz anders in Anspruch genommen sein, weil ich da wahrscheinlich einigermaßen in den Sachen drin oder noch mehr in der Luft der Sachen wäre; aber hier, wo ich es nur von den Zeitungen gebracht bekomme und es hinter den Reihen ausgetretener Typen verdunkelt hervorschimmern sehe, hier klingt es nur wie eine ansprechende, aber dunkle Saga, von der ich weder Anfang noch Ende sehen kann.

Vielen Dank für die Besorgung der Korrektur; hätte ich gewußt, daß Du mit etwas Größerem beschäftigt seiest, wie Du es damals sein mußtest, hätte ich Dich nicht gestört; aber ich glaubte, Du ruhest aus, nachdem Du Deinen Platz markiert. Das Manuskript wirst Du wohl an Hegel senden, da ich es Etatsrat Collin versprochen habe. — — — — Das Dasein ist für mich nun ein bischen mystisch geworden, indem ich noch nicht einen einzigen Laut vernommen habe, seitdem ich mit meiner vierjährigen Anstrengung fertig geworden bin, und ich sitze und braue mir dunkle Ahnungen zusammen, daß Ihr findet, es sei mir mißglückt und ich sei zurückgegangen und daß keiner der erste sein will, es mir zu sagen. Aber sehe ich das Buch an, so dünkt mich, es ist energisch geschrieben und hat viel Gutes in sich. Es hätte bloß heißen sollen: ein Roman von denen vor Uns, aber das klang so marktschreierhaft und ich ließ es sein. — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Wenn ich es brauchen ſollte, könnteſt Du mir nicht eine Überſetzung des Koran leihen?

Findeſt Du Zeit, ſo ſchreibe.

An Georg Brandes.

27./12. 1880, Thiſted.

Lieber G. B.! Ich hoffe, daß Sie nun ſchon längere Zeit im Beſitze meines Romans ſind und hatte erwartet und erwarte noch mit jeder Poſt ein paar Worte von Ihnen zu hören, ob Sie finden, daß ich die ſchwierige Aufgabe gelöſt habe, die ich mir ſelbſt geſetzt; doch die Poſten kommen und die Poſten gehen und immer ſind Sie ſtumm. Ganz ſicher iſt das nicht mehr, als ich durch meine Nachläſſigkeit in der Korreſpondenz verſchuldet habe; allein ebenſo gewiß iſt es, daß Sie nicht ſchweigen, um ſich zu rächen. Warum alſo?

Ob das Buch in Kopenhagen Glück gehabt und Aufſehen gemacht hat, darüber wiſſen Sie durch Edvard wahrſcheinlich beſſer Beſcheid denn ich. Die Beſprechungen waren im ganzen anerkennend, wenn man ein paar perfide Inhaltsreferate ausnimmt.

Die Geſundheit iſt beſtändig ſchwankend, der Huſten und die Kurzatmigkeit wollen nicht weichen; aber ich hoffe doch im Frühling nach Kopenhagen zu kommen, um Studien zu einem neuen Roman zu machen. Kommt gegen den Februar zu nicht ein neues Buch von Ihnen? Leben Sie nun wohl und

mögen Sie ein erfreuliches Neujahr haben ... und mögen wir uns im neuen Jahre ſehen.

An Georg Brandes.

30./12. 1880, Thiſted.

Lieber Freund!

Geſtern abends erhielt ich Ihren lang erwarteten Brief und ſitze nun und bin ſehr froh darüber, daß Niels Lyhne Ihnen gefällt. Der geſchichtliche Hintergrund und Unterbau, den Sie vermiſſen, würde gefordert haben: 1) eine breitere Anlage und eine Sammlung divergierender Hauptperſonen, 2) ein mindeſtens doppelt ſo großes Buch, 3) einen Aufenthalt in Kopenhagen. Da nun das letztere unmöglich war und ich weder in Thiſted, noch in Montreux oder Rom die notwendigen Studien machen konnte, habe ich es machen müſſen, wie ich es gemacht habe, das Ganze nach innen gewendet machen; aber das Buch iſt dennoch ganz zwiſchen 30 und 64 gedacht, und mir ſcheinen auch die Figuren gerade dieſe Zeit zu repräſentieren, und nicht die Jetztzeit. Hätte ich die Gegenwart gemeint, ſo würde ich das Ding völlig anders angegriffen haben, was zu zeigen ich hoffentlich Gelegenheit habe, wenn nicht in meiner nächſten Arbeit, ſo in meiner übernächſten. Der Kritiker S. 96 iſt auf Grundlage der Eindrücke gezeichnet, die ich bei Durchleſung einiger hinterlaſſener Papiere von P. L. Möller empfing, die eine Zeitlang in Wilhelm Möllers Verwahrung geweſen. Sie werden auch ſehen,

daß dieſe Adreſſe beſſer paßt. Aus Kopenhagen ſchreibt man mir, man nehme an, Frau Boye ſei Frau S., wahrſcheinlich, weil ich mit ihr in Rom viel verkehrte. Ich kann Frau S. ganz gut machen, aber ſie ſieht vollſtändig anders aus. Mir bewußt habe ich im ganzen Buch niemand beſtimmten, jetzt Lebenden gemeint, außer S. 93 wo die Alten, die ſich an die Neuen ſchließen, zum Teil Kr. Creutzen und Kaalund ſind. Daß jedoch Menſchen hinter allen Figuren ſtecken, iſt natürlich, ſie kennen kann aber niemand; ſo gut vermag ich doch ein Modell zu gebrauchen, daß des Modelles Glieder, wenn ſie in meine Bilder kommen, nicht mehr des Modelles Glieder ſind.

Es wäre mir ſehr lieb, wenn Sie etwas über das Buch ſchreiben wollten, was Sie ſich ja denken können, und es würde mir ja auch eine Menge nützen. Von Häggſtröm in Stockholm habe ich eine Anfrage wegen Autoriſation einer ſchwediſchen Überſetzung gehabt. Die Beſprechungen ſind in der Regel etwas kühler geweſen als die von M. Grubbe. Die Berlinger und die Loll. Falſters Stiftstidende haben ſogar ein paar recht perfide Reſumés über den Inhalt des Buches gehabt. Der Verkauf ſoll recht gut ſein, doch ob ich zu einer zweiten Auflage komme, iſt wohl zweifelhaft, obſchon das, was ich von der übrigen Literatur des Jahres geſehen, grimm armſelig geweſen . . .

Wie verlautet, ſagen die Zeitungen, daß Hermann Bang unter Anklage geſtellt werden ſoll, weil „Hoffnungsloſe Geſchlechter“ zu den unzüchtigen Büchern

gehört. Ich denke, das iſt eine Lüge und ich kann mir nicht anders vorſtellen, als daß es eine ſei. Allerdings habe ich das Werk nicht geſehen, jedoch es kommt mir unmöglich vor, er habe ſo geſchrieben, daß er dafür kann angeklagt werden; ich finde, daß in anderen ſeiner Werke dafür allzu viel Talent iſt. Das wäre nett, wenn wir die realiſtiſche Literatur unter die Cenſur der Polizei geſtellt bekämen und wir alleſamt genötigt würden, für Konfirmationsgaben paſſende Bücher zu ſchreiben.

Fröhliches Neujahr!

An Edvard Brandes.

6. Januar 1881, Thiſted.

Lieber Freund!

— — — — — — — — — — —

Es iſt möglich, daß es niemand giebt außer mir, der Shakſpeareſen ſagt;* doch ich habe dieſen Jargon von einer Dame gelernt. Was Frau Boyes Äſthetik angeht, ſo erinnere Dich, daß ſie keine Gegenwartsdame iſt, ſondern eine aus der Zeit, da die Damen Goethe und Schiller auswendig wußten. Denk einmal an Frau Gyllembourg. Frau Boye iſt vom gegneriſchen Lager, dem, wo mit Shakeſpeare Abgötterei getrieben wurde, weil Heiberg, und Frithiof mit ihm, ihn klein machen wollen.

Das Entſcheidende in Fennimores Abſchied von

* S. Niels Lyhne.

Niels iſt nicht, was ſie den Tag darauf thun wird, ſondern, daß ſie dabei eine Seite hervorkehrt, die er nicht wird vergeſſen können. Endlich ſind es nicht zwei Liebende, die den Wald unter ſich teilen; es ſind zwei, die etwas gemeinſam zu lieben haben wollen, um einander nah zu kommen, ohne einander zu nah zu kommen. Und ſie wählen einen Wald. Sie iſt in einem Garten ſo gut wie aufgewachſen, ſeine Liebe zur Natur iſt ſtark hervorgehoben. Denke nicht an Hauptſtadtbewohner, für die Bäume und der Bäume kleine Heimlichkeiten niemals täglich Brod geweſen ſind. Denke Dir z. B. Muſik anſtatt des Waldes.

Ich hatte auf eine zweite Auflage gehofft, um im Frühling nach Kopenhagen kommen zu können; aber nun denkt wohl kaum mehr jemand daran, Niels Lyhne zu kaufen. Häggſtröm in Stockholm fragte wegen Autoriſation einer ſchwediſchen Überſetzung an, hat aber ſpäter nicht mehr geantwortet. Mein früher beſprochener neuer Plan iſt im Licht verraucht und für den Augenblick mache ich gar nichts. Doch es kommt wohl und ich auch.

An Edvard Brandes.

22. Januar 1881, Thiſted.

Lieber Freund!

Es war eine große Überraſchung, von Dir nun

ein Drama zu bekommen;* aber bisher habe ich Dir dafür nicht danken können noch Dir darüber schreiben, wegen einer niedrigen Verkühlung. Nun springe ich aber mitten in die Sache.

Wovon ich im Stück am meisten halte, ist die Charakterzeichnung Astrids und dann noch von diesem, daß, was ich mit einem langen Wort Replikindividualismus nennen möchte (daß jede Person ihr Dänisch spricht), so leicht und ruhig, wenn auch nicht sehr markiert, durchgeführt ist. Was vortrefflich gemacht ist, das ist, daß Du alle Figuren dazu gebracht hast, genügend deutlich von einander abzustechen, ohne daß Du sie besonders eigentümlich zu machen brauchtest, — ich meine: was ich haben will, ist, daß sie sich auf demselben Plan halten, die Figuren, nämlich: daß die gedämpfte, einsmachende Verschleierung, die die gleiche Gesellschaftsstufe, der gleiche Aufenthaltsort, das gleiche Bildungsideal hervorbringt, über ihnen allen liege, so daß sie wie die Steine des Strandes an einander rund geschliffen sind, und doch jeder Stein für sich. Von all dem Guten nehme ich aber stets Niemann aus, der allzusehr bühnengeboren ist. Er ist unter all diesen Menschen nicht zu Hause. Jedoch er könnte es werden durch unbedeutende Veränderungen in seiner großen Replik S. 126 und in der Scene zwischen Eggert und ihm, wo Eggert im letzten Akt auch nahe daran ist, etwas kulissenfarbig zu werden.

---

* Es handelt sich um das Stück „Arzneimittel" von Edvard Brandes.

Die Kaffeeſcene im letzten Akt gefällt mir ſehr. Die Replik: „Wahrhaftig werd' ich es“ iſt geradezu hinreißend. Die Repliken ſind überhaupt ausgezeichnet gut geſprochen, beſonders fein kommen ſie oft zwiſchen Eggert und Lenning heraus. Aſtrid, Klara, Lenning und Eggert ſtehen ſehr fein und ſicher da. Soll es nicht geſpielt werden? Dies würde es ausgezeichnet kleiden, wenn Du die Schauſpieler dazu bringen könnteſt, zu ſprechen. Ob däniſche Schauſpieler im täglichen Leben wohl jemals ſprechen? Ein Ding iſt gewiß, nach dem, wie ich ſie von der Bühne kenne: wenn ſie jemals ſprechen, ſo hören ſie niemals dem zu, was ſie ſelber ſagen.

Ich erwarte mit Sehnſucht das „Morgenbladet“, ob nun Du es ſeieſt oder Georg. Könnte nicht der von Euch, der es nicht iſt, in die ſchwediſche illuſtrierte Zeitung ſchreiben?* denn aus der ſchwediſchen Überſetzung ſcheint immer noch nichts zu werden.

Du ſiehſt, ich habe beſtändig Küchleinſorgen für mein letztes.

An Edvard Brandes.

31./1. 1881, Thiſted.

Lieber Freund!

Du thuſt gewiß Klara** unrecht; ich habe einen ſehr deutlichen Perſönlichkeitseindruck von ihr. Es

* Ueber Niels Lyhne.

** Klara in E. Brandes Stück „Arzneimittel“.

iſt etwas an ihr, was Du vielleicht nicht ſo beſtimmt bemerkt haſt, weil Du die Figur ſo lebend vor Dir hatteſt; das iſt: daß ſie ſo fein ſchweigt. Dies ſoll nicht eine Geiſtreichheit ſein, und es iſt ja niemand näher zu wiſſen, daß es keine iſt, als Du; dazu iſt das Schweigen bei Klara gegenüber unweſentlichen Dingen allzu ſcharf markiert, ſchon von der Scene an, wo es ſo außerordentlich bezeichnend iſt, daß Aſtrid auf des Homöopathen Replik über das Einkäufemachen der Damen anſtatt der Gattin erwiedert. Klara hat ſo viel über ihres Mannes Verhältnis zur Wahrheit nachzudenken; ſie hat in ſo beſtimmter Art etwas zu lieben und darin aufzugehen, daß ſie, etwas ſchwerfällig und übernüchtern wie ſie iſt, gar nicht an all dem Reden um des Redens willen teilnehmen kann, daß ſie nicht einmal Intereſſe genug für Blanks Stimmungskur aufbringen kann, um ſie abzuweiſen. Sie ſchweigt, nicht weil ſie ſtumm iſt, ſondern weil ſie in ihrem Schweigen zu Hauſe iſt, und darum könnte eine Schauſpielerin aus dieſer Rolle ſehr viel machen, indem ſie die ganze Zeit Einen merken ließe, daß Klaras Repliken alle von einem Punkt her kommen. — Entſchuldige dieſe lange Auseinanderſetzung; aber Du haſt geſagt, die Frau ſei ungeheuer wenig Menſch, und da ich Klara beſonders bewunderte, weil ſie mit ſo ungeheuer wenig gemacht iſt, wollte ich nicht dieſe Beſchuldigung auf ihr und meiner Bewunderung ſitzen laſſen.

Was mich und die Dichtergage anlangt, ſo iſt es damit ſo bewandt: Ich ſuche zum drittenmal um 2000 Kronen an, um nach Kopenhagen kommen und

Studien in Bibliotheken und dem Archiv machen zu können. Hegel trug das Geſuch mit meinen beiden Büchern zu (war es Linde oder Berner?) Einem im Kultusminiſterium, und hier hört meine Thätigkeit auf; aber nun erhielt ich einen Brief erſt von X. und nun von Hegel, ich möge zuerſt um 1000 Kronen anſuchen. Daran habe ich ſeither gekaut und widergekaut, weil ich glaubte, es ſei ein Mißverſtändnis bei dieſem Anſuchen, indem ich meinte, man könne doch nicht um etwas erſuchen, was nicht exiſtiert, ſondern nur durch ein Geſetz könnte ins Leben treten. Unterrichte mich darüber, wie es ſich verhält und wie ich ſelbſt mich verhalten ſoll. 1) Soll ich mein erſtes Geſuch zurückziehen, 2) ſoll ich anſuchen, und dann, wo? 3) ſoll ich Hegel bitten, zu Scavenius* zu gehen? — Natürlich würde ich gern Dichtergage haben, da meine Einnahmen in den letzten vier Jahren 2500 Kronen geweſen ſind, die ich vor langer Zeit für Niels Lyhne erhielt. Es kommt mir auch vor, es wäre billig, einem Verfaſſer eine Gage zu geben, der zum Vorteil für ſeine Bücher und zum Schaden für ſeinen Beutel ſeine Sachen ſo weit als möglich fertig macht, ehe er ſie herausgiebt, der nicht unter ſeines Landes literariſchem Niveau iſt, der nicht irgend ein Amt oder irgend ein Vermögen hat und der nach aller Wahrſcheinlichkeit nicht in einer ſonderlich langen Reihe von Jahren das zur Erhebung der Gage notwendige Lebensatteſt wird aufbringen können.

* Scavenius war Kultusminiſter und hatte dem Reichstag vorzuſchlagen, welche Künſtler, Gelehrte u. ſ. w. Stipendien bekommen ſollten.

Aus der ſchwediſchen Überſetzung wird nichts und auf eine neue Auflage habe ich die Hoffnung zu verlieren begonnen. Wenn eine neue Auflage von Niels und Marie und eine ſchwediſche Überſetzung des erſteren käme, ſo wäre ich ſo ziemlich obenauf und könnte im Mai nach Kopenhagen, was ich gern möchte, und da würde ich verſuchen, auch den Winter über zu bleiben. Von einer Reiſe ins Ausland kann vorläufig nicht die Rede ſein; auf das muß ich warten, bis ich mein großes Drama geſchrieben, zu dem ich keine Idee habe.

Durch Hegel, der es von John Paulſen hat, höre ich, daß Ibſen von Niels Lyhne ſehr eingenommen iſt, vier Wochen gebraucht hat, um ihn zu leſen, jeden Tag darüber ſpricht und ausgewählte Stücke davon in ſeinen Abendgeſellſchaften vorlieſt, und kürzlich nun ſchreibt Ibſen ſelbſt an Hegel, daß es „eine feine Dichtung in jeder Hinſicht iſt, ja, ich wage zu ſagen, es gehört zum aller Ausgezeichnetſten, das unſere Zeit auf dem Gebiet hervorgebracht.“ So etwas iſt immer angenehm zu hören. — Über die Ploug'ſche Fehde habe ich nicht das mindeſte gehört, ſo daß ich über ein Teilnehmen oder Nicht-Teilnehmen nichts Beſtimmtes ſagen kann; doch ich bin im Voraus ſehr wenig geneigt, hervorzutreten; denn Du mußt bedenken, daß die Indignation, die Euch, die Ihr mitten im Leben ſeid, mit eines Wellenſchlages ganzer Macht ergreift, die kommt erſt nach mehrerer Tage Verlauf als ein abgeſchwächtes Gekräuſel zu mir herauf, fern wie ich bin, ohne Kenntnis der tauſende kleiner Einzelheiten, die mir niemand erzählt, weil ſie ſelber ſie zu gut kennen, und während bei

Euch eine ewige und wechſelnde Diskuſſion die Indignation unaufhörlich ſtachelt und vergrößert flammt ſie bei mir auf, wird müde und fällt hin, allein, vollſtändig allein, wie ich mit meinen Gedanken bin.

Mit der Geſundheit geht es vorläufig beſſer, wahrſcheinlich, bis ich mich wieder verkühle.

Sag mir, wo Dein Stück eingereicht iſt und wo angenommen u. ſ. f. Die Schlußreplik iſt bei der Aufführung gefährlich; ſie iſt ſo gänzlich der Stimmung des Schauſpielers anheim gegeben, weil ſie ſo allgemein lyriſch iſt.

Dein

J. P. Jacobſen.

An Georg Brandes.

3./2. 1881, Thiſted.

Lieber Freund und G. B.!

Sie werden wohl gar nicht begreifen, daß, wenn es mir ſonſt ſo ſchwer gefallen war zu ſchreiben, es da zum großen Teil daher kam, daß ich mich ſchämte, nichts zu machen, und darum mich ſo außerordentlich wenig berechtigt fühlte, mich ſelber in Erinnerung zu bringen. Nun dagegen, da ich ein Buch fertig bekommen, finde ich, daß ich doch jedenfalls für ein Jahr lang oder ſo wieder ein bischen mit ſein könnte. Dann iſt auch dieſes, daß ich ſo weit von allem und allem fort bin, daß ich von nichts anderem in meinen Briefen zu reden weiß als von mir ſelbſt, und da nun von dieſem Selbſt nichts anderes zu

erzählen war, als daß es huſtete oder nicht huſtete und daß es noch mit gar nichts fertig war, ſo ging es wie es gegangen iſt.

Nun habe ich doch mein Buch, worüber reden, kann Ihnen mitteilen, daß Ibſen ſich faſt begeiſtert darüber ausgeſprochen und daß ich kürzlich eine in dem wunderlichſten Däniſch, das ich ſeit lange geſehen, abgefaßte Korreſpondenzkarte empfangen habe, deren Sinn man nicht verſtehen, ſondern bloß fühlen kann. Mein perſönlicher Eindruck von den Ausſprüchen des Briefſchreibers iſt, daß er, Telemacho Nachici in Piſa, im Begriff iſt, „Niels Lyhne“ ins Italieniſche zu überſetzen, den „ohne Umſtände ich Ihnen verkünde, daß ich wohlbehaglich leſe.“ Dies ſind ſeine Ausdrücke, ſo daß Sie einſehen, das Vergnügen, überſetzt zu werden, iſt etwas gemiſcht durch die Furcht, daß die Kenntniſſe des Überſetzers in der däniſchen Zunge ſich als recht geringe erweiſen werden.

Häggſtröm in Stockholm, der wegen einer ſchwediſchen Überſetzung angefragt, hat ſich wieder zurückgezogen. Im Ganzen iſt die pekuniäre Seite der Sache ſehr weit entfernt, glänzend zu ſein, da ich gar nichts von einer zweiten Auflage höre. Allerdings war die erſte niederträchtig groß.

Ich möchte wiſſen, ob Sie noch ebenſo ausſehen wie vor, laſſen Sie mich ſehen, ſieben Jahren, oder ob Sie ſich ebenſo verändert haben wie Edvard. Sie könnten doch wohl ein überflüſſiges Bild nach Thiſted ſenden.

Es wäre mir lieber geweſen zu hören, daß Sie über einem großen Buche faſt grauhaarig geworden,

als zu hören, daß Sie ſich mit kleineren Arbeiten aufreiben, die ich nicht ſehe; doch es ſind ſehr gute Zeichen, daß Sie ſo überhäuft ſind und die Deutſchen ſehen Sie wohl bald feſt, da die Alten hier daheim nicht ſterben mögen und doch für ihr Leben bangen.

Faſſen Sie ſich nun und ſchreiben ein großes Buch, und möchten wir uns in dieſem Jahre begegnen.

Mit den beſten Wünſchen für das neue Jahr, das Sie morgen beginnen

Ihr

J. P. Jacobſen.

An Edvard Brandes.

6. Febr. 1881, Thiſted.

Lieber Freund!

Meinen Glückwunſch zu Deines Stückes Annahme bei der vaterländiſchen Schaubühne, wie Rahbeck ſagen würde oder an Holbergs Scene, wie K. ſagen würde.

Das iſt ſehr vergnüglich.

Danke für das Telegramm. Sobald ich es empfangen hatte, ſchrieb ich das Geſuch nach dem Wortlaut des Telegrammes und fügte ein paar Bemerkungen hinzu, was ich eigentlich geſchrieben, daß ich keine Staatsunterſtützung gehabt und daß Krankheit und langſame Produktion es mir unmöglich machten, vom Honorar meiner Bücher zu leben. Zugleich teilte ich mit, daß meine Novellen ins Deutſche überſetzt ſeien, Marie Grubbe ins Deutſche und Schwediſche und

daß eine italieniſche Überſetzung von Niels Lyhne vorbereitet werde.

Dies letztere teilt nämlich ein Herr Telemaco Nachici in Piſa mit, daß er thue. Ich leſe momentan die gräßlichſte Makulatur, um mich in das Däniſch des 18. Jahrhunderts einzuleben; ſonſt geht es mir gut. Noch einmal: Dank!

Dein

J. P. Jacobſen.

An Edvard Brandes.

25. Februar 1881, Thiſted.

Lieber Freund!

Das Telegramm bedeutete wohl totalen Schiffbruch und es iſt wohl vom Schooner „Die Hoffnung“ nicht eine Planke übrig, nachdem er auf das Kap Scavenius geſtoßen.

Du ſchreibſt wohl bald, wie das Unglück geſchehen.

— — — — — — — — — — — —

Was ich ſchließlich thun werde, liegt ſo im Nebel vor mir und iſt ſo zweifelhaft, daß es nicht der Mühe wert, ſich darum zu bekümmern. Übrigens fühle ich mich ſo leer und tot, als ob ich nichts mehr hätte, was ich ſagen ſollte, und es gehört viel dazu, mich lebendig zu machen. Etwas Kleines zu ſchreiben, dazu habe ich gar keine Luſt, und zu etwas Großem habe ich keine Ideen, oder die ich habe, reimen ſich allzu ſehr auf Grubbe und Lyhne. Das Nächſte muß etwas lichtes und leichtes und prachtvolles

werden, voller Lebensfreude und Laune, große festlich-komische Passagen hie und da, und ein bischen echte Wildheit, die in allen Winkeln pfeift. Dieses: ganz unter uns und auch dieses, daß ich weiß, wo ich mein Motiv suchen soll. In Christian VI. pietistischen Tagen beginnen, in des lustigen Frederik V. Zeit entwickeln und enden.

Sieh, das ist ja doch eine Idee, aber was hilft es, damit in Thisted zu sitzen.

Justizrat Hegel schreibt, daß Kielland den Wunsch ausgesprochen hat, mich zu treffen; geschehen viele merkwürdige Dinge, so könnte ja schließlich auch das Merkwürdige geschehen, daß ich im Mai nach der Stadt käme; aber so lange bleibt Kielland vielleicht nicht.

Schreibe bald.

An Georg Brandes.

30./3. 1881, Thisted.

Lieber Freund!

Herzlichen Dank für die Besprechung in „Morgenbladet".—Ich bekomme im Allgemeinen von „Kristiania Dagblad" die Nummern zugesendet, in denen von „Niels Lyhne" gesprochen wird. Ist es nicht merkwürdig, wie alle, nicht bloß die Verfasser im Dagblad, sondern alle ohne Ausnahme, darüber klagen, daß die Geschichte traurig, trübselig, hoffnungslos, krank ist! Es geht durch alles, was man sieht, ein

Sehnſuchtsſeufzer nach etwas Lebensfrohem, Heiterem, Vergnüglichem, Friſchem, Geſundem und hoffnungsvoll Illuſionsreichem; es iſt gleichſam, als habe der Dichter einen heimlichen Zweifel beſtätigt, den jeder Einzelne mit ſich herumtrug, und da wenden ſie ſich alle gegen ihn, böſe oder vorwurfsvoll und ſagen: Peſſimiſt. Aber nicht der Dichter iſt Peſſimiſt; der Leſer iſt es, der es zu werden befürchtet. (In meinem nächſten Buch, einem hiſtoriſchen Roman, werde ich zu dieſer Stimmung in ein nahes Verhältnis kommen.)

Daß gewiſſe Leute glauben, N. L. ſei des Verfaſſers Ideal oder aufgeſtellt als Muſter zur Nachahmung, iſt ja bloß eine Gewohnheit, durch die ältere, naive Literatur erworben, wo die Schriftſteller immer einen Helden durch dick und dünn herum ritten; ſie haben noch nicht gelernt, daß es für die Naturaliſten gleichwie für die Kammerdiener (sans comparaison) keine Helden giebt.

Noch arbeite ich nichts; ich muß nach Kopenhagen, um Buchſtudien zu machen; ob ich jedoch hin komme, iſt wieder eine andere Frage.

An Edvard Brandes.

Thiſted, 4./4. 1881.

Lieber Freund!

Die Schweden wollen noch mehr als das däniſche Publikum vom Ambroſiusgenre* haben, bloß daß

* „Ambroſius“ von Molbech, ſ. Reclam'ſche Bibliothek.

die Sentimentalität um ein paar Zoll dicker ſein muß. Ich weiß ganz gut, daß Du die Schweden verteidigen wirſt und vielleicht ſogar ſagen, daß ſie viel weiter ſind als wir; aber ich glaube nun einmal nicht an ihr Weiterkommen, ſo lange ihre Literatur ſo elend iſt; ſie reden wohl von Vorurteilsfreiheit und allen anderen Arten von Freiheit; doch es bleibt beim Gerede; inwendig ſind ſie alleſamt k. Reſidenzſtadtbewohner. Und dann verhalten ſie ſich zu allem ſo ſtattlich freundſchaftlich. Amicus Dieſer, amicus Jener, sed magis amicus Dieſer und Jener.

Am Schluß dieſes Monats, am 29. oder ſo, wenn meine Geſundheit es will, komme ich nach Kopenhagen, um zu archivieren, aber Du biſt zu dieſer Zeit wohl auf dem Land. Vielleicht giebt es dennoch Sommerreichstag, und da kommſt Du notwendigerweiſe zur ſelben Zeit nach der Stadt.

Im Übrigen iſt alles beim aller älteſten Alten.

Dein J. P. Jacobſen.

An Georg Brandes.

22./9. 1881, Ny Adelgade 5.

Lieber Freund!

Nächſt Dank für Bild und Brief mannigfaltige Entſchuldigungen. Ich freue mich ſchon auf Laſſalle und die Hauptſtrömungen; es iſt ſo lange her, daß ich ein ganz großes Buch von Ihnen ſah.

Im Übrigen ziehe ich mich mit einem Drama

herum, aber es wird wohl einige Zeit währen, ehe ich damit an Land komme.

Es ist ein Gottesglück, daß dieses Jahr von Ihnen zwei Bücher erscheinen, sonst würde, fürchte ich, dieses Winters Campagne sehr mager ausfallen; denn mit Ausnahme von Kiellands „Else“ habe ich nicht sonderliches Zutrauen in die angekündigten Herrlichkeiten von Herrn G. und unseren Freunden X. und Y.

Glauben Sie nicht, es ist etwas daran, daß unsere geehrten Mitverschworenen sich ein bischen recht gemächlich auf ihren nun einmal erworbenen Namen ausruhten und sich so halbwegs sagten, da sie als tüchtige Leute bekannt seien, so sei selbstverständlich das, was sie schreiben, wie mit Naturnotwendigkeit, tüchtig genug. Und also sollte es doch nicht sein. Jedes neue Buch sollte ja aus einem Kampf mit sich selbst hervorgegangen sein, das meist Mögliche aus sich herauszubringen. Siegt man dabei, dann umso besser; siegt man nicht, so hat man doch ein gutes Künstlergewissen. Aber das ist's, was die Herren nicht haben, und sie verbergen ihr schlechtes Gewissen oder zeigen es erst recht in Phrasen, wie, daß sie nicht wissen, wenn sie etwas gemacht, ob es gut sei oder schlecht, daß sie sich selbst gegenüber gar kein Urteil haben u. s. w. Es ist ein Unsinn, das, mit dem kein Urteil über sich haben, und es ist nichts anderes denn Faulheit, diese geniale Unverantwortlichkeit. Denken Sie sich, wenn es den Violinspielern einfiele, kein Urteil mehr darüber zu haben, ob sie falsch spielten oder nicht und sagten, die Töne kämen aus der Violine wie sie (die Töne) wollten.

Nur nicht die entfernteſte Andeutung den Herren gegenüber, daß ich ſo etwas meine; ſie würden es als Wichtigmacherei oder Neid anſehen, als Unterſchätzung ihrer und alles andere Schlechte, während es gerade der Glaube an ihre Fähigkeiten iſt, was dieſe Ausſprüche veranlaßt, der Glaube daran, daß ſie mit ihren Fähigkeiten etwas Beſſeres machen könnten. —

Daß Edvards Stück angenommen iſt, wiſſen Sie natürlich längſt. Mir ſcheint, daß er im Schaffen von Perſonen hier viel weiter gekommen iſt als in „Arzneimittel“. Zu einer Figur wie Kalk iſt in ſeiner vorigen Arbeit weitaus kein ebenbürtiges Seitenſtück . . .

Ihr

J. P. Jacobſen.

An Edvard Brandes.

1./6. 1882, Vallö.

Lieber Freund!

Ich bin wirklich ins Kloſter gegangen und Briefe aus der großen fernen Welt werden beſonders willkommen ſein.

Sie werden mich antreffen, wenn ſie adreſſiert ſind:

Gaſtwirt Rasmuſſen.

Vallö pr. Köge.

Mit den hinreißenden Naturumgebungen hier draußen will ich Dich verſchonen. Richtig inſtalliert bin ich noch nicht; ordentlich Platz bekomme ich erſt

morgen, da Gräfin Schmettau heute Nacht in meinem Bette liegt.

Hier iſt nicht ein Menſch und ich ſehe, daß ich an einen Ort gekommen bin, wo ich entweder ſchreiben muß oder um 10 Uhr ins Bett gehen.

An Edvard Brandes.

20./6. 1882, Ballö.

Lieber Freund!

Mache endlich Ernſt daraus, zu mir herunter zu kommen; es iſt nicht weiter anſtrengend und das Wetter iſt ja nun vortrefflich; aber mache es ſo, daß Du nicht an einem Sonntag hier bleibſt, denn da iſt es hier ſchlimm; ich fühle mich da wie jene Villenbeſitzer ſich an jenen Tagen fühlen müſſen, wo ſie ihre Gärten und Säle von Fremden beglotzen laſſen. — Ich habe nichts gemacht, aber Du ſiehſt ſelber ein, da ich ſchon ein Stück beim Theater liegen habe,* ſo brauche ich mit dem anderen nicht ſo zu haſten. Übrigens werde ich mich bald ans Beginnen machen. — „Schiffer Worſe“ habe ich geleſen, und wenn Du hier herab kommſt, können wir darüber und über den „grünen Heinrich“ ſprechen, den ich mit ſteigendem Erſtaunen geleſen; er ſteht ja weit unter dem erſten Teil von Ingemanns „Dorfkinder“

* Spielt auf Edvard Brandes Schauſpiel „Ein Beſuch“ hin, das anonym beim k. Theater eingereicht war und das man Jacobſen zuſchrieb.

und neben den anderen Teilen, und er iſt ebenſo modern wie Ingemanns Roman und ebenſo pſychologiſch fein, aber reicher an langen, nicht dazu gehörigen Entwickelungen und Stilaufgaben über ein oder das andere, am Wege liegende Thema. Auch glaube ich, daß er, trotz einiger Goldſchmidt'ſcher Epiſoden, in der Langweiligkeit den Preis davon trägt. Der Stil im Buch namentlich beſteht aus gar nichts anderem als Langweiligkeit, und was gewiſſe Leute mit ciſeliert und perlbeſtickt in Verbindung mit dem ſeligen Grünen meinen, ahne ich nicht einmal, wenn ſie nicht etwa bloß auf literarabergläubiſchen Vorſtellungen fußen. Aberglauben macht ſo viel.

Ich habe Dir noch nicht für Deine ſchöne Beſprechung gedankt; über ihre lobenden Partien mich zuſtimmend auszuſprechen verbietet meine Beſcheidenheit und über die tadelnden, das habe ich längſt gethan. — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Weißt Du etwas über Ibſens Fünfakter? Frau Hennings? Komm und erzähle.

An zwei junge Damen meiner Bekanntſchaft* ſchreibe ich bald; ich muß nur erſt eine weiße Krähenfeder finden, um damit zu ſchreiben.

Ihr und Dein J. P. Jacobſen.

---

* Die Kinder von Edvard Brandes.

An Edvard Brandes.

12/8 1882, Ballö.

Lieber Freund!

Iſt es Dir bekannt, daß Du mir ſeit zwei (2) Monaten einen Brief ſchuldig biſt?

Na, einmal löſen ſich alle Rätſel; bald iſt es Herbſt und alle Zugvögel werden von ihren verſchiedenen, einſtweiligen Heimſtätten in ſehnſuchtsvollen Scharen direkt dem Pferd auf Kongens Nytorv zuſteuern.

Sollteſt Du fragen, ſo ſage ich: nein, gar nicht, nicht das mindeſte, nicht eine Linie! ich habe all zu viel Ekel mit meiner Geſundheit gehabt (wenn es mir geſtattet ſein ſollte, etwas durch ſeinen Gegenſatz zu bezeichnen), ſo daß ich mich nicht mit ſolchen minder ernſten Dingen wie Poeſie abgeben konnte.

Die herzlichſten Grüße an Dich und die Deinen.

Dein J. P. Jacobſen.

An Edvard Brandes.

19. Auguſt 1884, Thiſted.

Lieber Freund! Mein Bruder, der gerade bis über die Ohren in der Roggenernte ſteckt, läßt mich auf Deine Anfrage ſelbſt antworten, indem er ſich eine ausführlichere Mitteilung für ſpäter vorbehält.

Ich kam alſo glücklich und wohl hieher, wenngleich etwas müde gefahren, habe mich aber im Übrigen, ausgenommen während der allererſten Tage, merkwürdig wohl befunden und wünſche bloß, daß

der jetzige essende und hustenfreie Zustand andauern möge.

Ich bleibe nun vorläufig hier, denn mir graut vor einem Winter wie dem letzten, mit Speisenekel und Teufelszeug, und möchte gerne sehen, wieder in Stand zu kommen. Dann hoffe ich auch hier an meiner Schreibstätte ein oder das andere Unsterbliche machen zu können, obgleich ich augenblicklich nichts anderes thue als draußen im Garten in meiner Hängekoje liegen.

An Edvard Brandes.

16/12. 1884, Thisted.

Lieber Freund!

Unmöglich! Wo nichts ist u. s. f. — und ich habe nicht mehr altes Gedicht als was auf meiner Hand wächst. Möller hat schon vor vierzehn Tagen das gleiche verlangt, aber es ist nichts da und ich kann nichts machen. Ich habe seit langer Zeit die eine Nacht nach der anderen schlaflos verbracht, und das giebt nicht weiter geisteskräftige Tage. Nun ist es in den letzten zwei Nächten etwas besser worden doch weitaus nicht gut. Wie war es gut, daß ich heim kam; ich hatte es nötig; es ist von mir gewiß nicht mehr allzu viel übrig, und was noch da ist, muß in Baumwolle aufbewahrt werden. Also denke ich manchesmal, doch ich sage es nicht, und daher muß man thun als habe man es nicht gehört. Es

ſind natürlich bloß ſchlafloſe Grillen, an die ich eigentlich gar nicht glaube, oder von denen ich eigentlich ganz nicht weiß, ob ich an ſie glaube. Denn wer weiß, was er eigentlich glaubt. So! nun erfüllt dieſer Brief die neueren Forderungen; nun iſt hier ein Problem unter Debatte geſtellt. Wie bin ich all dieſer unter Debatte geſtellten Probleme müde, z. B. „Man flaggt“*; ſo ein Unſinn, einen Roman auf die Frage aufzubauen, daß man den Unterricht in Phyſiologie an den Mädchenſchulen erweitern ſolle! aber es iſt ja doch auch barer Aberglaube, daß das Buch davon handle; nur iſt es ein weit verbreiteter Aberglaube, den Verfaſſer, Kritiker und Publikum einig ſind, zu teilen. Es iſt faſt unglaublich, wie wenig davon dem Roman ins Blut übergegangen. Nimm an und ſetze an die Stelle, daß ſie in Frau Rendalens Schule Maalſtraev** lehren anſtatt Norwegiſch, oder Weltgeſchichte von einem liberalen Standpunkt geſehen oder jedes andere Ding, das die Leute im Allgemeinen nicht leiden können, und ſieh, ob es den allermindeſten Unterſchied in der Pſychologie der Agirenden ausmacht. Nicht einmal die rein äußere Handlung brauchte in einem Titelchen

---

* Björnſon's Roman „Man flaggt in Stadt und Hafen“ (deutſche Bearbeitung unter dem Titel „Thomas Rendalen“).

** Maalſtraev = das Streben zum Maal, der Bauernſprache, anſtatt des Buchnorwegiſch, das nur ein Däniſch mit Dialektanklang iſt. Durch eine Reihe von Dichtern, beſonders Arne Garborg, iſt das Maal ſeither zu einer reich ausgebildeten Buchſprache geworden.

verändert zu werden, und dann die Erblichkeit! wie iſt ſie dumm benützt und nicht benützt. — Ich habe alſo auch X' Buch geleſen (nicht zugeſendet); es iſt doch merkwürdig, wie ſchlecht aufgelegt darin die Liebenden ſind, von Liebe zu ſprechen. Warum nicht einen Tag wählen, wo ſie in Stimmung waren. X. ſollte in dieſes Buch einige Poeſie hineingethan haben; das hätte auf die dürftige Handlung belebend gewirkt.

Georg, Kielland und Ibſen habe ich liegen aber noch nicht geleſen; ich ſpare in der däniſchen Literatur und ſtecke immer einen engliſchen Roman dazwiſchen. Engliſche Romane betreffend, leihe ich beſtändig auf Dein Konto aus. Siehſt Du einige Athenäumblankette, ſo ſei ſo freundlich, darauf zu ſchreiben und ſie mir zu ſchicken. Von Politiken habe ich ſehr viel Vergnügen; das Blatt nimmt ſich zwiſchen Dagsaviſen und Nationaltidende ſo reinlich aus. So viele Zeitungen leſe ich nämlich.

Sei nun nicht ärgerlich, daß ich nicht das Unmögliche thue.

Dein J. P. Jacobſen.

Gedichte und Lyrische Fragmente

Im Weltraum wiegt ſich die Erde

Im Weltraum wiegt ſich die Erde,
Ein Blättchen auf weitem Meer; —
Und ich bin ein flimmerndes Stäubchen,
Weiß Gott, wo mir Licht kam her.
Und doch iſt das ganze Sonnenſyſtem,
Das in Äthers Schoße ruht,
Nur ein rätſelhaftes Wellchen
In meiner Gedanken Flut.
1868

Alle die wachſenden Schatten

Alle die wachſenden Schatten
Haben in eins ſich verwoben.
Es leuchtet ein ſtrahlenreiner Stern
Einſam am Himmel droben.
Die Wolken träumen ſo ſchwer und tief;
Thauthränen im Auge die Blüt entſchlief.
Seltſam im Laube der Linde
Flüſtern die Abendwinde.
September 1868

An Asali

Sonst träumt' ich wohl jedwede Nacht,
Ich hätte dein Herz gewonnen;
Ach, finster erschien mir des Tages Pracht,
Wenn der selige Traum zerronnen.

Nun quält mich allnächtlich ein Traumgesicht,
Ich hätte dein Herz verloren;
O wie scheint mir der Tag nun klar und licht
Und mein Glück aufs neue geboren.
1866 oder 67

Im Traumland

Wie herrlich, zu leben in der Träume Land,
Unendlich iſt dort meine Macht,
Denn da ſpiel ich mit den Fiſchen auf des Meergrunds Sand,
Schau' der Meertiefe zaubriſche Pracht.
Wie dem Falter gnügt zur Wohnung mir des Roſenkelches Bau,
Mir zum Bade wie den Elfen ein alleinger Tropfen Thau.
In den Krater der Vulkane kann ich furchtlos niederſteigen,
Denn die Wut der Lavafluten muß ſich meinem Willen neigen,
Ob den Waſſerwüſten kann ich ſchweben, wie der große Geiſt
Schwebte, da die finſtern Wogen eine tote Welt umkreiſt,
Kann das Dunkel weichen ſehen vor des Lichtes ſtarkem Glanz,
Jauchzend mit der jungen Erde ſpiegeln mich im Strahlenkranz,
Kann jagen über Meer und Land nach wilden Sturmes Brauch

Und das ringende Schiff zerſchmettern,
Und wieder gleich dem Lenzwind erweckt mein ſüßer Hauch
Das Leben in Blüten und Blättern,
Kann mich als Dämmrung ſenken über Wieſ' und Waldeshang,
Kann als froher Ton erklingen in der Lerche Morgenſang,
Kann träumen wie die Knoſpe unter Laubes Überhang
Und mich roſengleich erſchließen bei der Sonnenſtrahlen Klang,
Als Thau kann ich beben auf dem friſchen Buchenblatt,
Leuchten, ſchwinden, ſoviel Zeit die Sonne mir beſchieden hat,
Kann als düſtrer Schatten brüten über Wald und Gefild
Und als ſüßer Duft berauſchen, der dem Lilienkelch entquillt,
Kann mich türmen wie die Woge und zerſchellen am Strand —
O du herrlich herrlich Leben in der Träume Land!
1867 oder 68

Nicht möcht ich ſterben

Nicht möcht ich ſterben, wenn die liebe Sonne
Froh die Natur umfängt mit ihrem Glanz,
Wenn aus dem Walde ſchallt der Vögel Wonne
Und um die Küſte ſpielt der Wellentanz,
Wenn Winde wild ausſtreun der Blüten Duft
Und keine Wolke überwölbt die Luft!

Sie, die mit reinſter Liebe mich berauſchte,
Natur in ihrem Leben, ihrer Pracht,
Auf deren ſtillſten Atemzug ich lauſchte,
Gleich ihm, der an der Liebſten Lager wacht —
Ich will ſie nicht gleichgiltig lächeln ſehn,
Wenn einſt wir beide voneinander gehn.

Nicht möcht ich ſterben, wenn in Dämmerſtrahlen
Aufſeufzt Natur aus angſtumſpannter Bruſt,
Schwermut und Gram auf ihrer Stirn ſich malen
Im Angedenken hingeſtorbner Luſt!
Wie Mitleid ſchien' es, weil mein Herze bricht,
Und ſolche Mitleidsthränen will ich nicht.

Nein, wenn ich sterbe, seis im Herbst, und rasen
Soll dann der Nachtsturm über Meer und Land,
Das welke Laub in Wirbelringe blasen,
Den Schaum der Wellen schmettern an den Strand;
Kalt sei die Luft, der Himmel sterneleer,
In wilder Jagd der Wetterwolken Heer!

Dann, will ich glauben, tön in meine Ohren
Die Klage der Natur um mich, ihr Kind,
Und was die ganze Welt an mir verloren,
Les ich im tollen Spiel von Wolk und Wind:
All die Gestalten, die mein Innres barg,
Und die mit mir nun ruhn in Einem Sarg.
1868

Vor Dämmerung

Nur fort, eh das Lichtreich endet,
Eh die Weſtglut ausgebrannt,
Eh die Nacht ihre Dämmrung ſendet
Über das ſchweigende Land!

Fort von des Waldes Schatten
Und der rollenden Wogen Pracht!
Hier müßte mein Herz ermatten
Im Kampfe wider die Nacht.

Nur fort von den böſen Träumen,
O blieben ſie ewig ſtill!
Erinnrungsſtröme ſchäumen,
Die ich nimmer befahren will.

Hinweg zu den glühenden Blicken
Der Fraun, zu der Becher Klang:
Dort mag die Erinnrung erſticken
In Küſſen und Jubelgeſang.
1868

Groß war es, was mein Leben dachte

Groß war es, was mein Leben dachte,
Unendlich tief, was ich empfand,
Die klare Wahrheitssonne lachte
In meines Geistes Eigenland.

Der Schönheit Meer hab ich befahren
Und lauschte seiner Melodie,
Und wo die hellsten Perlen waren,
Taucht' ich hinab und holte sie.

Von Qualen überfloß mein Leben,
Doch auch von Wonne, selbst im Gram.
Wohl mußt' ich endlich mich ergeben,
Doch nicht, eh ich den Lorbeer nahm.

Und dennoch gäb ich ohne Wanken,
Dem Spiel entsagend, freudig hin
Dies Reich der stolzesten Gedanken
Für eines Bauern stumpfen Sinn.

O welche Ruh, nicht weiter denken,
Als ein verschlafnes Auge sieht,
Wertlosem höchste Würde schenken
Und lachen bei des Geistes Lied.

Und endlich still hinübergehen
Und denken: „Oben werd ich fein
Die tote Liebste wiedersehen,
Dann wird ein ewger Sonntag sein!"
Um 1868

Monomanie

Eine Arabeske

Ich bin toll.
Doch ich kenne meinen Wahn,
Seinen Urſprung und ſein Weſen.
Ich bin toll, und nun will ich ſingen;
Doch ich weiß auch, ich bin ſtumm,
Und die Saiten, die ich ſchlage,
Sind die Eiſenſtäbe meiner Zellenluke.
— Alles auf einmal ſing ich hinaus,
Und Klang und Farbe gewinnts:
Doch der lächelnde Wächter
Sieht nur meine Lippen beben,
Meine Finger taſten.

So leicht, ſo begeiſternd leicht
Geht meiner Liebſten Tanz
Wie der Libellen Flug
Über die Spitzen des bräunlichen Schilfs.
Und wie das Blatt im ſpiegelklaren See
Das Waſſer zittern macht
Und wachſende Kreiſe zieht, bis daß ein neues Blatt
Hernieder ſchwebt,
So fühlte ſich jeder bei meiner Geliebten Tanz

Wunderbar leicht
Und ahnte unbekannte Harmonie
In ſeinem eignen Gang. —
Doch weh! ihre Tritte klingen dumpf,
Die Rhythmen ſchwanken,
Die Glieder ſtarren —
Eine Laſt drückt' alles zu Boden,
Doch ich ward Stein.
O wie haß ich die Rhythmen!
Ich liebe, was in Ungewißheit ſtets verharrt.
Nichts haß ich mehr denn des Sturmes ſichern Flug,
Nichts lieb ich mehr denn Nebel.
O ſeht ihr? ſeht ihr?
Mein Paradies kommt:
Über dem weißen Sande
Liegt der Nebel dicht;
So matt, ſo tot und glanzlos,
So wahnſinn-rätſelvoll
Klatſcht an den Strand das Meer;
Wie eines Brandes Schatten
Glüht die ſteile Klippe
Dunkel durch des Nebels Rauſchgewirbel.
Vor mir lauert der glatte Sand,
Hinter mir gähnt meiner Tritte Spur,
Das Grab meiner ſchwindenden Kräfte
In langer langer grader Linie.

Du kleine Welt, vom Nebel umhegt,
Deiner Mitte naht mein Schritt.
Hinter mir liegen kleine Welten,
Die mein Fuß ſchon betrat.

Doch jenſeits dieſer Kerkermauer
Liegt eine Welt: nicht ſah ich noch betrat ſie je,
Dort wandelt nun der Tod,
Und an der Mauer wird er mir begegnen.
Doch das will ich nicht wiſſen,
Denn mein irrer Blick
Weicht ihm bei jedem neuen Schritte aus,
Und naht der Tod mir an der Mauer,
Und wirft er mich zu Boden,
Dann will ich glauben, in die Mitte
Einer neuen Welt zu treten . . .
O wie matt ich bin, wie ſelig matt!
Und das Meer klatſcht fort.
Die Klippe bebt,
Und der Nebel... weh! weh! der Nebel flieht
Vor des Sturmes mächtgen Flügelſchlägen!
Die Klippe ragt,
Das Meer erſtrahlt,
Und auf und ab, auf und ab
Wiegt ſichs in kräftigen Wellen!
Und der Sturm iſt Gottes Gedanke,
Sein ſtarker klarer Gedanke,
Und ich bins, den er will
In der Stärke und Klarheit
Doppeltem Schrecken!

Doch ich will den Tod nicht, will ihn nicht!
Meine Seele ſoll entſchweben
Gleich einer Höhle zitterndem Echo,
Und er, er will ſie mit ſtarkem, dröhnendem Hall
Reißen an ſich! . . .

O klingt, meine Saiten, klingt
Röchelnd und raſſelnd! —
Saiten, ihr Saiten, ſeid ihr von Eiſen?
Ja ja, es ſind eiſerne Stäbe,
Das Gitter meiner Zelle,
Denn ich bin toll!
Winter 1868

Gurre-Lieder

Waldemar

Nun dämpft die Dämmrung jeden Ton
Von Meer und Land,
Die fliegenden Wolken lagerten ſich
Wohlig am Himmelsrand.
Lautloſer Friede ſchloß dem Forſt
Die luftigen Pforten zu,
Und des Meeres klare Wogen
Wiegten ſich ſelber zur Ruh.
Im Weſten wirft die Sonne
Von ſich die Purpurtracht
Und träumt, in den Fluten gebettet,
Des nächſten Tages Pracht.
Nun rührt ſich nicht das kleinſte Laub
In des Waldes prangendem Haus,
Nun tönt auch nicht der leiſeſte Klang,
Ruh aus, mein Sinn, ruh aus.
Und jede Macht iſt verſunken
In der eignen Träume Schoß,
Und es treibt mich zu mir ſelbſt zurück,
Stillfriedlich ſorgenlos.

Tove

O, wenn Mondes Strahlen milde gleiten,
Friede ſich und Ruh durchs All verbreiten,
Füllt dann Waſſer noch des Meeres Raum?
Reiht im Wald ſich wirklich Baum und Baum?
Sind es Wolken, die den Himmel ſchmücken?
Thal und Hügel dieſer Erde Rücken?
Oder Farb und Form nur eitle Schäume,
Alles nur Symbol der Gottesträume?

Waldemar

Roß! mein Roß! was ſchleichſt du ſo träg!
Nein, ich ſehs, es flieht der Weg
Hurtig unter der Hufe Tritten.
Aber ſtärker noch mußt du eilen,
Biſt noch tief in Waldes Mitten,
Und ich wähnte, ohn Verweilen
Sprengt' ich gleich in Gurre ein.
Nun weicht der Wald, ſchon ſeh ich dort die Burg,
die meinen Schatz umſchließt,
Indeß im Rücken uns der Forſt zu finſtrem Wall
zuſammenfließt;
Aber wilder noch jage du zu!
Sieh, des Waldes Schatten dehnen
Über Flur ſich weit und Moor!
Eh ſie Gurres Grund erreichen,
Muß ich ſtehn vor Toves Thor.

Eh der Laut, der jetzo klinget,
Ruht, um nimmermehr zu tönen,
Muß dein flinker Hufſchlag, Renner,
Über Gurres Brücke dröhnen;
Eh das welke Blatt — dort ſchwebt es —
Mag herab zum Bache fallen,
Muß in Gurres Hof dein Wiehern
Fröhlich wiederhallen. —
Der Schatten dehnt ſich, der Ton verklingt,
Nun falle, Blatt, magſt untergehn!
Volmer hat Tove geſehn!

Tove

Sterne jubeln, das Meer, es leuchtet,
Preßt an die Küſte ſein pochendes Herz,
Blätter, ſie murmeln, es zittert ihr Thauſchmuck,
Seewind umfängt mich in mutigem Scherz,
Wetterhahn ſingt, und die Turmzinnen nicken,
Burſchen ſtolzieren mit flammenden Blicken,
Wogende Bruſt voll üppigen Lebens

Feſſeln die blühenden Dirnen vergebens,
Roſen, ſie mühn ſich, zu ſpähn in die Ferne,
Fackeln, ſie lodern und leuchten ſo gerne.
Wald erſchließt ſeinen Bann zur Stell,
Horch, in der Stadt das Hundegebell! —
Höher und höher nun tragen die Stiegen
Meinen herrlichen Rittersmann,
Bis ich mein Herz an das ſeine ſchmiegen
Und ihn zu Tode küſſen kann.

Beiſammen

Waldemar

So tanzen die Engel vor Gottes Thron nicht,
Wie die Welt nun tanzt vor mir.
So lieblich klingt ihrer Harfen Ton nicht,
Wie Waldemars Seele dir.
Aber ſtolzer auch ſaß neben Gott nicht Chriſt
Nach dem harten Erlöſungsſtreite,
Als Waldemar ſtolz nun und königlich iſt
An Tovelilles Seite.
Nicht ſehnlicher möchten die Seelen gewinnen
Den Weg zu der Seligen Bund,
Als ich deinen Kuß, da ich Gurres Zinnen
Sah leuchten vom Öreſund.
Und ich tauſch auch nicht ihren Mauerwall
Und den Schatz, den ſie treu mir bewahren,
Für Himmelreichs Glanz und betäubenden Schall
Und alle der Heiligen Scharen.

Wunderbar leicht
Und ahnte unbekannte Harmonie
In ſeinem eignen Gang. —
Doch weh! ihre Tritte klingen dumpf,
Die Rhythmen ſchwanken,
Die Glieder ſtarren —
Eine Laſt drückt' alles zu Boden,
Doch ich ward Stein.
O wie haß ich die Rhythmen!
Ich liebe, was in Ungewißheit ſtets verharrt.
Nichts haß ich mehr denn des Sturmes ſichern Flug,
Nichts lieb ich mehr denn Nebel.
O ſeht ihr? ſeht ihr?
Mein Paradies kommt:
Über dem weißen Sande
Liegt der Nebel dicht;
So matt, ſo tot und glanzlos,
So wahnſinn-rätſelvoll
Klatſcht an den Strand das Meer;
Wie eines Brandes Schatten
Glüht die ſteile Klippe
Dunkel durch des Nebels Rauſchgewirbel.
Vor mir lauert der glatte Sand,
Hinter mir gähnt meiner Tritte Spur,
Das Grab meiner ſchwindenden Kräfte
In langer langer grader Linie.

Du kleine Welt, vom Nebel umhegt,
Deiner Mitte naht mein Schritt.
Hinter mir liegen kleine Welten,
Die mein Fuß ſchon betrat.

Doch jenſeits dieſer Kerkermauer
Liegt eine Welt: nicht ſah ich noch betrat ſie je,
Dort wandelt nun der Tod,
Und an der Mauer wird er mir begegnen.
Doch das will ich nicht wiſſen,
Denn mein irrer Blick
Weicht ihm bei jedem neuen Schritte aus,
Und naht der Tod mir an der Mauer,
Und wirft er mich zu Boden,
Dann will ich glauben, in die Mitte
Einer neuen Welt zu treten . . .
O wie matt ich bin, wie ſelig matt!
Und das Meer klatſcht fort.
Die Klippe bebt,
Und der Nebel... weh! weh! der Nebel flieht
Vor des Sturmes mächtgen Flügelſchlägen!
Die Klippe ragt,
Das Meer erſtrahlt,
Und auf und ab, auf und ab
Wiegt ſichs in kräftigen Wellen!
Und der Sturm iſt Gottes Gedanke,
Sein ſtarker klarer Gedanke,
Und ich bins, den er will
In der Stärke und Klarheit
Doppeltem Schrecken!

Doch ich will den Tod nicht, will ihn nicht!
Meine Seele ſoll entſchweben
Gleich einer Höhle zitterndem Echo,
Und er, er will ſie mit ſtarkem, dröhnendem Hall
Reißen an ſich! . . .

O klingt, meine Saiten, klingt
Röchelnd und raſſelnd! —
Saiten, ihr Saiten, ſeid ihr von Eiſen?
Ja ja, es ſind eiſerne Stäbe,
Das Gitter meiner Zelle,
Denn ich bin toll!
Winter 1868

Gurre-Lieder

Waldemar

Nun dämpft die Dämmrung jeden Ton
Von Meer und Land,
Die fliegenden Wolken lagerten ſich
Wohlig am Himmelsrand.
Lautloſer Friede ſchloß dem Forſt
Die luftigen Pforten zu,
Und des Meeres klare Wogen
Wiegten ſich ſelber zur Ruh.
Im Weſten wirft die Sonne
Von ſich die Purpurtracht
Und träumt, in den Fluten gebettet,
Des nächſten Tages Pracht.
Nun rührt ſich nicht das kleinſte Laub
In des Waldes prangendem Haus,
Nun tönt auch nicht der leiſeſte Klang,
Ruh aus, mein Sinn, ruh aus.
Und jede Macht iſt verſunken
In der eignen Träume Schoß,
Und es treibt mich zu mir ſelbſt zurück,
Stillfriedlich ſorgenlos.

Tove

O, wenn Mondes Strahlen milde gleiten,
Friede ſich und Ruh durchs All verbreiten,
Füllt dann Waſſer noch des Meeres Raum?
Reiht im Wald ſich wirklich Baum und Baum?
Sind es Wolken, die den Himmel ſchmücken?
Thal und Hügel dieſer Erde Rücken?
Oder Farb und Form nur eitle Schäume,
Alles nur Symbol der Gottesträume?

Waldemar

Roß! mein Roß! was ſchleichſt du ſo träg!
Nein, ich ſehs, es flieht der Weg
Hurtig unter der Hufe Tritten.
Aber ſtärker noch mußt du eilen,
Biſt noch tief in Waldes Mitten,
Und ich wähnte, ohn Verweilen
Sprengt' ich gleich in Gurre ein.
Nun weicht der Wald, ſchon ſeh ich dort die Burg,
die meinen Schatz umſchließt,
Indeß im Rücken uns der Forſt zu finſtrem Wall
zuſammenfließt;
Aber wilder noch jage du zu!
Sieh, des Waldes Schatten dehnen
Über Flur ſich weit und Moor!
Eh ſie Gurres Grund erreichen,
Muß ich ſtehn vor Toves Thor.

Eh der Laut, der jetzo klinget,
Ruht, um nimmermehr zu tönen,
Muß dein flinker Hufſchlag, Renner,
Über Gurres Brücke dröhnen;
Eh das welke Blatt — dort ſchwebt es —
Mag herab zum Bache fallen,
Muß in Gurres Hof dein Wiehern
Fröhlich wiederhallen. —
Der Schatten dehnt ſich, der Ton verklingt,
Nun falle, Blatt, magſt untergehn!
Volmer hat Tove geſehn!

Tove

Sterne jubeln, das Meer, es leuchtet,
Preßt an die Küſte ſein pochendes Herz,
Blätter, ſie murmeln, es zittert ihr Thauſchmuck,
Seewind umfängt mich in mutigem Scherz,
Wetterhahn ſingt, und die Turmzinnen nicken,
Burſchen ſtolzieren mit flammenden Blicken,
Wogende Bruſt voll üppigen Lebens

Feſſeln die blühenden Dirnen vergebens,
Roſen, ſie mühn ſich, zu ſpähn in die Ferne,
Fackeln, ſie lodern und leuchten ſo gerne.
Wald erſchließt ſeinen Bann zur Stell,
Horch, in der Stadt das Hundegebell! —
Höher und höher nun tragen die Stiegen
Meinen herrlichen Rittersmann,
Bis ich mein Herz an das ſeine ſchmiegen
Und ihn zu Tode küſſen kann.

Verſammen

Waldemar

So tanzen die Engel vor Gottes Thron nicht,
Wie die Welt nun tanzt vor mir.
So lieblich klingt ihrer Harfen Ton nicht,
Wie Waldemars Seele dir.
Aber ſtolzer auch ſaß neben Gott nicht Chriſt
Nach dem harten Erlöſungsſtreite,
Als Waldemar ſtolz nun und königlich iſt
An Tovelilles Seite.
Nicht ſehnlicher möchten die Seelen gewinnen
Den Weg zu der Seligen Bund,
Als ich deinen Kuß, da ich Gurres Zinnen
Sah leuchten vom Öreſund.
Und ich tauſch auch nicht ihren Mauerwall
Und den Schatz, den ſie treu mir bewahren,
Für Himmelreichs Glanz und betäubenden Schall
Und alle der Heiligen Scharen.

Tove

Nun ſag ich dir erſt zum erſten Mal:
„König Volmer, ich liebe dich.“
Nun küß ich dich erſt zum erſten Mal
Und ſchlinge den Arm um dich.
Und ſprichſt du, ich hätt' es ſchon früher geſagt
Und je meinen Kuß dir geſchenkt,
So ſprech ich: „Der König, der iſt ein Narr,
Der nichtigen Tandes gedenkt.“
Und ſagſt du: „Wohl bin ich ein ſolcher Narr,“
So ſprech ich: „Der König hat Recht;“
Doch ſagſt du: „Nein, ich bin es nicht,“
So ſprech ich mir: „Der König iſt ſchlecht.“
Denn all meine Roſen küßt' ich zu Tod,
Dieweil ich deiner gedacht.

Valdemar

Es iſt Mitternachts Zeit,
Und unſelge Geſchlechter
Stehn auf aus vergeſſnen, eingeſunknen Gräbern,
Und ſie blicken mit Sehnſucht
Nach den Kerzen der Burg und der Hütte Licht.
Und der Wind ſchüttelt ſpottend
Nieder auf ſie
Harfenſchlag und Becherklang
Und Liebeslieder.
Und ſie ſchwinden und ſeufzen:
„Unſre Zeit iſt um.“—
Mein Haupt wiegt ſich auf lebenden Wogen,
Meine Hand vernimmt eines Herzens Schlag,
Lebenſchwellend flutet auf mich nieder

Glühender Küſſe Purpurregen,
Und meine Lippe jubelt:
„Jetzt iſt's meine Zeit!“
Aber die Zeit flieht,
Und umgehn werd ich
Zur Mittnachtsſtunde
Dereinſt als tot,
Werd eng um mich das Leichenlaken ziehn
Gegen die kalten Winde
Und weiter ſchleichen im ſpäten Mondlicht
Und ſchmerzgebunden
Mit ſchwarzem Grabkreuz
Deinen lieben Namen
In die Erde ritzen
Und ſinken und ſeufzen:
„Unſre Zeit iſt um.“

Tove

Du ſendeſt mir einen Liebesblick
Und ſenkſt das Auge,
Doch der Blick preßt deine Hand in meine,
Und der Druck erſtirbt;
Aber als liebeweckenden Kuß
Legſt du meinen Händedruck mir auf die Lippen —
Und du kannſt noch ſeufzen um des Todes willen,
Wenn ein Blick auflodern kann
Wie ein flammender Kuß!
Die leuchtenden Sterne am Himmel droben
Bleichen wohl, wenns graut,
Doch lodern ſie neu jede Mitternachtszeit
In ewiger Pracht.

— So kurz iſt der Tod,
Wie ruhiger Schlummer
Von Dämmrung zu Dämmrung,
Und wenn du erwachſt:
Bei dir auf dem Lager
In neuer Schönheit
Siehſt du ſtrahlen
Die junge Braut
So laß uns die goldene
Schale leeren
Ihm, dem mächtig verſchönenden Tod:
Denn wir gehn zu Grab
Wie ein Lächeln, erſterbend
Im ſeligen Kuß.

Waldemar

Du wunderliche Tove!
So reich durch dich nun bin ich,
Daß nicht einmal mir ein Wunſch mehr eigen.
So leicht meine Bruſt,
Mein Denken ſo klar,
Ein wacher Frieden über meiner Seele.
Es iſt ſo ſtill in mir,
So ſeltſam ſtille.
Auf der Lippe weilt brückeſchlagend das Wort,
Doch ſinkt es wieder zur Ruh.
Denn mir iſts, als ſchlüg in meiner Bruſt
Deines Herzens Schlag,
Und als höbe mein Atemzug,
Tove, deinen Buſen.
Und unſre Gedanken ſeh ich

Entſtehn und zuſammengleiten,
Wie Wolken, die ſich begegnen,
Und vereint wiegen ſie ſich in wechſelnden Formen.
Und meine Seele iſt ſtill,
Ich ſeh in dein Aug und ſchweige,
Du wunderliche Tove.

Lied der Waldtaube

Tauben von Gurre! Sorge quält mich,
Vom Flug über die Inſel her!
Kommet! lauſchet!
Tot iſt Tove! Nacht auf ihrem Auge,
Das der Tag des Königs war.
Still iſt ihr Herz,
Doch des Königs Herz ſchlägt wild,
Tot und doch wild!
Seltſam gleichend einem Boot auf der Woge,
Wenn der, zu deß Empfang die Planken huldigend
ſich gekrümmt,
— Des Schiffes Steurer — tot liegt, verſtrickt in
der Tiefe Tang. —
Keiner bringt ihnen Botſchaft,
Unwegſam der Weg.
Wie zwei Ströme waren ihre Gedanken,
Ströme fließend Seit an Seite.
Wo ſtrömen nun Toves Gedanken?
Die des Königs winden ſeltſam ſich dahin,
Suchen nach denen Toves,
Finden ſie nicht.

Weit flog ich, Klage ſucht' ich, fand gar viel!
Den Sarg ſah ich auf Königs Schultern,
Henning ſtützt' ihn;
Finſter war die Nacht, eine einzige Fackel
Brannte am Wege.
Die Königin hielt ſie, hoch auf dem Söller,
Rachegiergen Sinns.
Thränen, die ſie weinen nicht gewollt,
Funkelten ihr im Auge.
Weit flog ich, Klage ſucht' ich, fand gar viel!
Den König ſah ich, mit dem Sarge fuhr er
Im Bauernwamms,
Sein Streitroß, das oft zum Sieg ihn getragen,
Zog den Sarg.
Wild ſtarrte des Königs Auge, ſuchte
Nach einem Blick,
Seltſam lauſchte des Königs Herz
Nach einem Wort.
Henning ſprach zum König,
Aber noch immer ſucht' er Wort und Blick.
Der König öffnet Toves Sarg,
Starrt und lauſcht mit bebenden Lippen,
Stumm iſt Tove.
Weit flog ich, Klage ſucht' ich, fand gar viel!
Wollt' ein Mönch am Seile ziehn,
Abendſegen läuten;
Doch er ſah den Wagenlenker
Und vernahm die Trauerbotſchaft:
Sonne ſank, indeß die Glocke
Grabgeläute tönte.
Weit flog ich, Klage ſucht' ich und den Tod.

Helvigs Falke
Wars, der grauſam
Gurres Taube hingewürgt.

Valdemar

Herrgott, weißt du, was du thateſt,
Als Klein Tove mir verſtarb?
Triebſt mich aus der letzten Freiſtatt,
Die ich meinem Glück erwarb!
Herr, du ſollteſt wohl erröten:
Bettlers einziges Lamm zu töten!

Herrgott, ich bin auch ein Herrſcher,
Und es iſt mein Fürſtenglauben:
Nimmer darf dem Unterthane
Ich die letzte Leuchte rauben.
Falſche Wege ſchlägſt du ein:
Das heißt Tyrann, nicht Herrſcher ſein.

Herrgott, deine Engelſcharen
Singen ſtets nur deinen Preis,
Doch dir wäre mehr von nöten
Einer, der zu tadeln weiß.
Ach, und wer mag ſolches wagen? —
Laß mich, Herr, die Kappe deines Hofnarrn tragen!

Die wilde Jagd

Valdemar

Erwacht, König Valdemars Mannen wert!
Schnallt an die Lende das roſtige Schwert,

Holt aus der Kirche verſtaubte Schilde,
Gräulich bemalt mit wüſtem Gebilde.
Weckt eurer Roſſe modernde Leichen,
Schmückt ſie mit Gold, und ſpornt ihre Weichen;
Nach Gurreſtadt ſeid ihr entboten,
Heut iſt Ausfahrt der Toten!

Lied des Bauern

Deckel des Sarges klappert und klappt,
Schwer kommts her durch die Nacht getrabt.
Raſen nieder vom Hügel rollt,
Über den Grüften klingts hell wie Gold.
Klirren und Raſſeln durchs Rüſthaus geht,
Werfen und Rücken mit altem Gerät,
Steinegepolter am Kirchhofrain,
Sperber ſauſen vom Turm und ſchrein,
Auf und zu ſchlägt das Kirchenthor —
Da fährts vorbei! — Raſch die Deck' übers Ohr!

— Ich ſchlage drei heilige Kreuze geſchwind
Für Leut und Haus, für Roß und Rind;
Dreimal nenn ich Chriſti Namen,
So bleibt bewahrt der Felder Samen.
Die Glieder auch bekreuz ich klug,
Wo der Herr ſeine heiligen Wunden trug,
So bin ich geſchützt vor der nächtlichen Mahr,
Vor Elfenſchuß und Trollsgefahr.
Zuletzt vor die Thüre noch Stahl und Stein,
So kann mir nichts Böſes zum Haus herein.

Waldemars Mannen

Gegrüßt, o König, an Gurre-Sees Strand!
Nun jagen wir über das Inſelland,
Vom ſtrangloſen Bogen Pfeile zu ſenden
Mit hohlen Augen und Knochenhänden,
Zu treffen des Hirſches Schattengebild,
Daß Wieſenthau von der Wunde quillt.
Der Walſtatt Raben
Geleit uns gaben,
Über Buchenkronen die Roſſe traben.
So jagen wir nach gemeiner Sag
Eine jede Nacht bis zum jüngſten Tag.
Huſſa Hund! huſſa Pferd!
Nur kurze Zeit das Jagen währt!
Hier das Schloß, wie einſt vor Zeiten!
Lokes Hafer gebt den Mähren,
Wir wollen vom alten Ruhme zehren.

Waldemar

Mit Toves Stimme flüſtert der Wald,
Mit Toves Augen ſchaut der See,
Mit Toves Lächeln leuchten die Sterne,
Die Wolke ſchwillt wie des Buſens Schnee.
Es jagen die Sinne, ſie zu faſſen,
Gedanken kämpfen nach ihrem Bilde.
Aber Tove iſt hier und Tove iſt da,
Tove iſt fern und Tove iſt nah.
Tove, biſt dus, mit Zaubermacht
Gefeſſelt an Sees und Waldes Pracht?
Das tote Herz, du ſprengſt mirs ſchier —
O Tove, Waldemar ſehnt ſich nach dir!

„Ein ſeltſamer Vogel iſt ſon Aal,
Im Waſſer lebt er zumeiſt,
Kommt doch bei Mondſchein dann und wann
Ans Uferland gereiſt.“
Das ſang ich oft meines Herren Gäſten,
Nun aber paßts auf mich ſelber am beſten.
Ich halte jetzt kein Haus und lebe äußerſt ſchlicht
nd lud auch niemand ein und praßt' und lärmte nicht,
Und dennoch zehrt an mir manch unverſchämter Wicht,
Drum kann ich auch nichts bieten, mag ich wollen
oder nicht,
Doch — dem ſchenk ich meine nächtliche Ruh,
Der mir den Grund kann weiſen,
Warum ich jede Mitternacht
Den Tümpel muß umkreiſen.
Daß Palle Glob und Erik Paa
Es auch thun, das verſteh ich ſo:
Sie gehörten nie zu den Frommen;
Jetzt würfeln ſie, wiewohl zu Pferd,
Um den kühlſten Ort, weit weg vom Herd,
Wenn ſie zur Hölle kommen.
Und der König, der von Sinnen ſtets, ſobald die
Eulen klagen,
Und ſtets nach einem Mädchen ruft, das tot ſeit
Jahr und Tagen,
Auch dieſer hats verdient und muß von Rechtes wegen
jagen.
Denn er war immer höchſt brutal,
Und Vorſicht galts doch allemal

Und offnes Auge für Gefahr,
Da er ja ſelber Hofnarr war
Bei jener großen Herrſchaft überm Monde. —
Doch daß ich, Klaus Narr von Farum,
Ich, der glaubte, daß im Grabe
Man vollkommne Ruhe habe,
Daß der Geiſt beim Staube bleibe,
Friedlich dort ſein Weſen treibe,
Still ſich ſammle für das große
Hoffeſt, wenn, wie Bruder Knut
Sagt, erſchallen die Poſaunen,
Wo wir Guten wohlgemut
Sünder ſpeiſen wie Kapaunen —
Ach, daß ich im Ritte raſe,
Gegen den Schwanz gedreht die Naſe,
Sterbensmüd in wildem Lauf, —
Wärs zu ſpät nicht, ich hinge mich auf.
Aber wie ſüß ſolls ſchmecken zuletzt,
Werd ich dann doch in den Himmel verſetzt!
Wohl iſt mein Sündenregiſter groß,
Allein vom meiſten ſchwatz ich mich los!
Wer gab der nackten Wahrheit Kleider?
Wer ward dafür geprügelt leider? —
Ja, wenn es noch Gerechtigkeit gibt,
So muß ich eingehn ins Himmelsgaden, . . .
Na, und dann mag Gott ſich ſelber gnaden.

Valdemar

Du ſtrenger Richter droben,
Du lachſt meiner Schmerzen,
Doch dereinſt, beim Auferſtehn des Gebeins,

Nimm es dir wohl zu Herzen:
Ich und Love, wir ſind eins.
So zerreiß auch unſre Seelen nie,
Zur Hölle mich, zum Himmel ſie,
Denn ſonſt gewinn ich Macht
Und zertrümmre deiner Engel Wacht
Und ſprenge mit meiner wilden Jagd
Ins Himmelreich ein.

Valdemars Mannen

Der Hahn erhebt den Kopf zur Kraht,
Hat ſchon den Tag im Schnabel,
Und von unſeren Schwertern trieft
Roſtgerötet der Morgenthau.
Die Zeit iſt um!
Mit offnem Munde ruft das Grab,
Und die Erde ſaugt das lichtſcheue Rätſel ein.
Verſinket, verſinket!
Das Leben kommt in Macht und Glanz,
Mit Thaten und pochenden Herzen,
Und wir ſind des Todes,
Der Sorge und des Todes,
Des Schmerzes und des Todes.
Ins Grab! ins Grab! zur träumeſchwangern Ruh —
O, könnten in Frieden wir ſchlafen!

Des Hammerwindes wilde Jagd

Herr Gänſefuß, Frau Gänſekraut, nun duckt euch nur geſchwind,
Denn jetzt beginnt ſeine wilde Jagd der tolle Sommerwind.

Die Mücken weichen ängſtlich aus dem ſchilfdurchwachſnen Hain,
In den See grub der Wind ſeine Silberſpuren ein.
Viel ſchlimmer kommt es, als ihr euch nur je gedacht;
Hu, wies ſchaurig in den Buchenblättern lacht!
Das iſt St. Johanniswurm mit der Feuerzunge rot,
Und der ſchwere Wieſennebel, ein Schatten bleich und tot!
Welch Wogen und Schwingen!
Welch Ringen und Singen!
In die Ähren ſchlägt der Wind — ihm iſt zornig zu Sinne —
Daß das Kornfeld tönend bebt;
Mit den langen Beinen fiedelt die Spinne,
Und es reißt, was ſie mühſam gewebt.
Tönend rieſelt der Thau zu Thal,
Sterne ſchießen und ſchwinden zumal,
Flüchtend durchraſchelt der Falter die Hecken,
Springen die Fröſche nach feuchten Verſtecken.
— Still! was mag der Wind nur wollen?
Wenn das welke Laub er wendet,
Sucht er, was zu früh geendet:
Frühlings blauweiße Blütenſäume,
Der Erde flüchtige Sommerträume —
Längſt ſind ſie Staub!
Aber hinauf, über die Bäume
Schwingt er ſich jetzt in lichtere Räume,
Denn dort oben, wie Traum ſo fein,
Meint er, müßten die Blüten ſein!
Und mit ſeltſamen Tönen
In ihres Laubes Kronen
Grüßt er wieder die ſchlanken ſchönen.

— Sieh! nun iſt auch das vorbei,
Auf luftigem Steige wirbelt er frei
Zum blanken Spiegel des Sees,
Und dort, in der Wellen unendlichem Tanz,
In bleicher Sterne Wiederglanz
Wiegt er ſich friedlich ein. —
Wie ſtille wards zur Stell!
Ach, war das licht und hell!
O ſchwing dich aus dem Blumenkelch, Marienkäferlein,
Und bitte deine ſchöne Frau um Leben und Sonnenſchein.
Schon tanzen die Wogen am Klippenecke,
Schon ſchleicht im Graſe die bunte Schnecke;
Nun regt ſich Waldes Vogelſchar,
Thau ſchüttelt die Blume vom lockigen Haar
Und ſpäht nach der Sonnen aus.
Erwacht, erwacht, ihr Blumen, zur Wonne,
Seht, die Sonne!
Farbenfroh am Himmelsſaum
Öſtlich grüßt ihr Morgentraum!
Lächelnd kommt ſie aufgeſtiegen
Aus der Fluten Nacht,
Läßt von lichter Stirne fliegen
Strahlenlockenpracht.

Um 1868

Asali

Wenn ſich zuhöchſt der Hoffnung Zweige ranken,
Zunächſt dem Himmel, den mein Herz begehrt,
Dann grade zeugt die Seele Nachtgedanken,
Und wenig hilfts, wenn ſich die Hoffnung wehrt.

Wird ſie wohl je den Sklaven lieben können?
Denn Sklave war ich, eh ſie mir erſchien.
Wird ſie zur Hilfe nur die Hand mir gönnen,
Doch höhniſch meinen Armen ſich entziehn?

Und kann ſie an mich glauben, mir ſich neigen,
Den Weg der Liebe gehn an meiner Hand?
Wie weiß ſie denn, daß mir noch Kraft zu eigen,
Und daß mein Mut die Knechtſchaft überſtand?

Doch nein! Zum Sklaven ward ich nicht geboren,
Es war ein Königsſohn, den ſie befreit;
Die Feſſel fiel. Der hat ſein Spiel verloren,
Ders wagt, zu trotzen meiner Herrlichkeit.

Ich will, daß ſie empor zum Gatten ſchaue,
Sich voll Vertrauen dem Herrn ergebe, mir.
Sie teilt mein Reich als eines Königs Fraue,
Und fernſte Zeiten wiſſen noch von ihr.

1868

Eine Arabeske

Irrteſt du je in dunklen Wäldern?
Kennſt du Pan?
Ich hab ihn gefühlt,
Nicht in den dunklen Wäldern,
Als alles Schweigende ſprach,
Nein! Den Pan hab ich nie gekannt,
Aber der Liebe Pan hab ich gefühlt,
Da ſchwieg, was ſonſten ſpricht.

Auf ſonnenwarmen Gefilden
Wächſt ein ſeltſam Kraut;
Nur in tiefſtem Schweigen,
Wenn tauſend Sonnenſtrahlen niederbrennen,
Eine flüchtige Sekunde lang
Öffnet es ſeine Blüte.
Es blickt wie eines Wahnſinnigen Auge.
Wie rote Wangen einer Leiche:
In meiner Liebe
Hab ichs geſchaut.

Sie war wie Jasmins ſüßduftender Schnee,
Mohnblut floß in ihren Adern,

Die kalten, marmorweißen Hände
Ruhten ihr im Schoß,
Wie Waſſerlilien im tiefen See.
Ihre Worte fielen weich,
Wie Apfelblütenblätter
Auf das thaufeuchte Gras;
Aber Stunden gabs,
Da wanden ſie ſich kalt und klar empor,
Wie des Waſſers ſteigende Strahlen.
Seufzen war in ihrem Lachen,
Jubel in ihrem Weinen;
Vor ihr mußt' alles ſich beugen —
Nur zwei durften ihr trotzen,
Ihre eignen Augen.

Aus giftiger Lilie
Blendendem Kelche
Trank ſie mir zu,
Ihm, der nun tot,
Und ihm, der jetzt zu ihren Füßen kniet.
Mit uns allen trank ſie
— Und da war der Blick ihr folgſam —
Den Becher des Gelübdes unwankender Treue
Aus giftiger Lilie
Blendendem Kelche.

Alles iſt hin!
Auf ſchneebedeckter Fläche
Im braunen Wald
Wächſt ein einſamer Dornbuſch,
Die Winde durchwühlen ſein Laub.
Stück für Stück,

Stück für Stück
Streut er die blutroten Beeren
Hinab in den weißen Schnee,
Die glühenden Beeren
In den kalten Schnee. —

Kennſt du Pan?
1868

Namenlos

Eines Abends gedenk ich vor allen,
Gedenke ſeiner genau, wehmütig ſtolz,
In jubelnder Demut. —
Stille wars im Zimmer,
Singendes Schweigen;
So klar und milde fiel der Lampe Schein
Über die feinen, ſchönen Züge;
Und ich ſah — aber nicht, daß das Licht
Über die feinen, ſchönen Züge fiel —
Nein! es war, als lenkte meine Seele
In ſchaffender Gewalt den Blick
Fort von des Lichtes zitterndem Strom.
Und ihre Augen ſahn auf mich ſo ſehnſuchtsmilde,
Daß mein Gedanke ſeltſam zu flüſtern begann:
Wert ſei ich des Beſitzes . . .
Dann fiel der Schatten auf die holden Züge.
Kein Wort ward laut
— Denn jedes Wort gab den Gedanken Feſſeln —,
Kein Händedruck gewechſelt,
Denn daß ich da ſei, wußt ich wahrlich nicht.
Doch daß zuſammen wir gehören, weiß ich,
Daß nichts in Ewigkeit uns ſcheiden kann,
War jener Tag auch unſer letzt Begegnen.
1870

Im Garten des Serails

Die Roſe ſenkt ihr Köpfchen, ſchwer
Von Thau und Duft,
Und die Pinien ſchwanken ſtill und matt
In ſchwüler Luft.
Der Quelle flüſſiges Silber ſchleicht
Halbſchlafend in des Fluſſes Bett,
Gen Himmel weiſt den Muſelman
Das ſchlanke Minaret,
Und der Halbmond ſteigt empor und zieht
Still übers Meer
Und küßt die Blumen, die kleinen, all
Und der Roſen und Lilien Heer
Im Garten des Serails,
Im Garten des Serails.

April 1870

An Agnes

Alle meine Wünſche umranken dich allein,
Alle Gedanken tauft' ich in dem ſüßen Namen dein,
All meine Wort' erlauſcht' ich von deiner Lippe.
Doch wünſch ich nun wild,
Oder denk ich rauh,
Oder fallen zu ſchwer meine Worte,
So wiſſe: ſchwach mag ich ſein, nicht ſchlecht!
Müde noch immer von hartem Gefecht
Verwirr ich mich wieder in alter Fehler Geflecht!
Dann ſprich zu mir, ſanft und ſtille,
Deine lichten, milden Worte,
Drin Thränen glänzend beben,
Dann feßle mich mit dem leichten Flor
Des lautloſen Seufzers deiner Gedanken,
Doch o! verſchließe des Auges Thräne,
Des Buſens leiſeſten Seufzer!
Denn die Thräne könnt' ich ſehn, den Seufzer hören,
Und daß ich je dir Schmerz bereitet,
Darf ich wohl ahnen, nie doch wiſſen,
Nie doch wiſſen!

1870

Nennt dich mein Gedanke

Nennt dich mein Gedanke,
So rötet ſich meine Wange,
Ballt ſich meine Hand,
Erzittert meine Lippe.
Auf neuentſproſſnem Laub ein Duft von Thau,
Die leichten Schatten eines nackten Strauches,
Rotgolden ein Sonnenblitz über fernen Fenſtern,
Eine Hand, die raſch von meiner Schulter gleitet,
Zwei Lippenpaare, die voll Angſt und Schmerz,
Doch lautlos, ſchnell ſich voneinander reißen,
Das alles geht im Augenblick an mir vorüber.
Dann iſt es Nacht,

Und oben, gegen einen dunkeln Himmel,
Von Geiſtern hingetragen, die mein Auge
Als farblos finſtres Luftgekräuſel ſchaut,
Liegſt du, wie ausgegoſſen in der Luft.
Weiß iſt und unbeweglich dein Gewand,
Dein Arm ruht über deinem Angeſichte,
Und ſichtbar nur des Mundes Leidenszug.
So ſeh ich langſam dich entſchwinden,
Indeſſen ich verſinke mit der Welt.
1872

Der Begegnung Stunde ſchlägt

Der Begegnung Stunde ſchlägt!
Der Begegnung Stunde ſchlägt!
Einen goldnen Streifen legt
Meiner Lampe Flackerlicht
Durch den Garten, durch die Hecken, fort und immer
weiter fort.
Wird es locken, wird es fangen?
Ja, es lockt und muß auch fangen,
Faßt mit Macht den Wonnebangen,
Treibt das Blut in ſeine Wangen,
Und mit ſehnſuchtsvollen Blicken,
Liebestrunkenen Gedanken
Stürmt er ungeduldig vorwärts,
Wie ein Sturmwind, wie die Woge,
Wie ein Schatten,
Wie er ſelbſt.

Und ich jauchze, und ich ſorge,
Werde rot und werde bleich.
Und ich will ganz ſtille ſitzen,
Halblaut ſingen —
Wenn ich könnte!
Aber faſt verſagt der Atem.
Ja, ganz ſtille will ich ſitzen
Auf ſein Bild beſtändig blicken.

Jetzt, jetzt kommt er — nein, er kommt nicht,
Jetzt, jetzt kommt er — nein, er kommt nicht,
Nein, er kommt nicht — nein, er kommt nicht.
O wie ſtill iſt's! Ich verzweifle —
Hahaha und ſaſſaſſa!
Ich lache deiner Schönheit,
Deiner Lieb' und meiner Treue.
Ich lache deiner Treu' und meiner Liebe.
Wenn du wüßteſt, wie reich ich mit dir war!
Wenn du wüßteſt! . . .
Herbſt 1872?

Griechenland

Der Marmor iſt weiß,
Doch er leuchtet nicht.
Die Säulen ſind ſchlank,
Aber ſie ragen nicht auf.
Verſchwunden der Capitäle ſchwellende Pracht;
Zuſammen rollte ſich das Akanthosblatt,
Welkt' und fiel;
Zerbröckelt miſcht ſich ſein und der Plinthe Staub.
Und die goldenen Schalen ſind leer.
Ihr Metall gibt keinen Klang.
Hebe hat nur Thränen,
Bakchos hat nur Weinlaub,
Schläfrig ſpielen die Panther mit dem Thyrſos.
Vor Alter zittert das lockenſchwere Haupt des Zeus,
Poſeidon ficht mit dem Dreizack wunderlich in der Luft umher,
Und Phoibos ſpäht betrübt nach ſeiner Sonne;
Der losgeſchirrten Roſſe Hufe
Stampfen auf der ſaitenloſen Leier.
Die Muſen ſchlummern,
Die Chariten ſind geſchieden.

Aber der Lorbeer hat alle ſeine Blätter.

Zwiſchen den Säulen ſteht ein Lorbeerbaum,
Starkſtämmig, kurzſtämmig, mit großer Kron und breit;
Über die Säulen hinab, an ihnen feſtgewurzelt,
Laufen die Dornenranken,
Spielt das flimmernde Laub
Jener Pflanze, deren purpurgoldne Roſen
Alle Fraun des Südens lieben.
Vieler Männer Weg geht an den Säulen hin,
Aller Männer Blicke wachen über die Roſe.
Viele Blüten trägt ſie
Und trägt ſie ſtolz.
Doch eh der Tag noch recht herauf,
Iſt ihr Blütenreichtum ausgeteilt.

Aber der Lorbeer hat alle ſeine Blätter.

28. November 1872

Hochzeitslied

So voll und reich wand noch das Leben nimmer
Euch ſeinen Kranz,
Und auf den Trauben ſpielt in kühnem Schimmer
Der Hoffnung Glanz.
Im Laube welch ein Glühen farbigen Saftes,
Und wie die Töne klar zuſammenfließen!
Ergreift das alles, ſchafft es,
Erlebt es im Genießen.

Der Jugend Allmacht kocht in eures Blutes
Feuriger Kraft,
Nach Thaten treibt, nach Schöpfung freien Mutes
Der friſche Saft.
So ſpannt denn eurer Welt tollkühne Bogen,
Die ſchlanken Säulen hebt zum Himmelszelt;
Füllt mit des Herzens Flammenwogen
Die neue Welt.

Januar 1873

Um mein Bild

Sarglaken ſäh ich gern rundum mein Bild,
Cypreſſen-, Weidenlaub, doch keine Palmen;
Eine Handvoll ſtengelloſer Lilienblüten
Mit grauer Aſche auf den weißen Blättern;
Zerbrochne Urnen, umgekehrte Fackeln,
Kreidweiße Totenbein' und ſchwarze Fahnen;
Doch keine Hände, zum Gebet gefaltet,
Und keinen Falter, himmelwärts entflatternd.

Arabeske

zu einer Handzeichnung Michelangelo's
Profil einer Frau mit geſenktem Blicke in den Uffizien

Traf die Woge Land?
Traf ſie Land, und floß ſie langſam,
Über Kieſelperlen rollend,
Wieder in die Wogenwelt zurück?
Nein, ſie bäumte ſich, ein Streitroß
Hob ſie hoch die feuchte Bruſt!
In der Mähne glänzte Schaum ihr,
Schneeigweiß wie Schwanes Rücken.
Strahlenſtaub und Regenbogennebel
Zitterten hinauf ins Blaue:
Wechſelnd warf ſie
Die Geſtalt ab,
Flog auf breiten Schwanenflügeln
Durch der Sonne weißes Licht.

Ich kenne deinen Flug, du fliegende Woge;
Doch der goldne Tag wird ſinken,
Wird im nächtlich dunklen Mantel
Müde zur Ruh ſich legen,

Und der Thau wird leuchten in ſeinem Hauch,
An ſeinem Lager die Blume ſich ſchließen,
Eh du dein Ziel erreichſt.
— Und haſt du das goldne Gitter erreicht,
Und ſtreichſt du ſtill auf ausgeſpannten Flügeln
Über des Gartens breite Wege,
Über die Lorbeer- und Myrtenwogen,
Über dunkle Magnolienkronen,
Verfolgt von ihren lichten, ruhig ſchimmernden,
Verfolgt von ihren ſtarren Blumenaugen,
Über die heimlich flüſternde Iris hinab,
Getragen und eingewiegt in thränenweiche Träume
Von der Geranien Duft,
Von der Tubaroſen und des Jasmins ſchwer-
atmendem Duft,
Hingetragen gegen die weiße Villa
Mit den mondbeglänzten Scheiben,
Treubewacht von hohen, dunklen,
Hohen, treuen Cypreſſen —
Da vergehſt du in ahnungsvoller Angſt,
Zitternde Sehnſucht verzehrt dich,
Gleiteſt hin wie ein Lüftchen vom Meer,
Und du ſtirbſt in der Weinrebe Laub,
Der Weinrebe rauſchendem Laub,
Auf des Balkones Marmorſchwelle,
Während die kalte Seide der Balkongardine
Langſam ſich in ſchweren Falten ſchaukelt
Und die goldnen Traubendolden
Von den ängſtlich eingekrümmten Ranken
Nieder in den Raſen ſinken. —
Glühende Nacht!

Langſam brennſt du über die Erde hin!
Der Träume ſeltſam webender Rauch
Schleicht und wirbelt deiner Spur nach,
Glühende Nacht!
— Willen iſt Wachs in deiner weichen Hand,
Und Treue nur ein ſchwankes Rohr vor deinem Hauche!
Und was iſt Einſicht, liegt ſie dir am Buſen?
Und was iſt Unſchuld, wenn dein Blick ſie bannt,
Dein blinder Blick, der dennoch, wilden Saugens,
Der Adern roten Strom zur Sturmflut treibt,
Gleichwie der Mond das kalte Meer emporſaugt?
— Glühende Nacht!
Gewaltige, blinde Mänade!
Her durch die Finſternis blinken und ſchäumen
Seltſame Wogen ſeltſamen Lautes:
Becherklang,
Des Stahles hurtiger, ſingender Klang,
Blutgerieſel und Blutender Röcheln
Und lallenden Irrſinns Brüllen, vermiſcht
Mit purpurroter Begierde heiſrem Schrei . . .
— Aber der Seufzer, glühende Nacht?
Der Seufzer, der da ſchwillt und ſtirbt,
Stirbt, um aufs neue zu werden,
Der Seufzer, glühende Nacht!

Sieh, die Seidenwoge der Gardine teilt ſich,
Und ein Weib, hoch und herrlich,
Hebt ſich dunkel ab vom dunklen Himmel.
— Heiliger Gram in deinem Blicke,
Gram, der nicht zu ſtillen,

Hoffnungsloſer Gram,
Brennender, zweifelnder Gram.
— Nächte und Tage ſchwirren über die Erde,
Jahreszeiten wechſeln wie Farben auf Menſchenwangen,
In langen, dunklen Wogen rollt Geſchlecht auf Geſchlecht
Über die Erde,
Rollt und vergeht,
Indeß die Zeit langſam ſtirbt.
Wozu das Leben?
Wozu der Tod?
Wozu leben, da wir dennoch ſterben?
Wozu kämpfen, wenn wir wiſſen, daß das Schwert
Doch endlich unſrer Hand entriſſen wird?
Und dieſer Qualenſcheiterhauf, wozu?
Tauſende Stunden verlebt in trägem Leiden,
Trägem Übergang in Todes Leiden?

Iſt dies dein Gedanke, hohe Frau?

Doch ſtill und ruhig ſteht ſie auf dem Söller,
Hat kein Wort, kein Seufzen, keine Klage,
Hebt ſich dunkel ab vom dunklen Himmel
Wie ein Schwert durchs Herz der Nacht.
1874?

Die Seraphim

Das Werk der Seraphim:
Sie rollten die Geſtirne fort, ſie legten
Den finſtern Mantel um der Erde Schultern,
Sie ſprengten Thau durch alle Thäler aus
Und hängten goldne Wolken auf im Oſten.
Bereit iſt alles, Erd und Himmel warten,
Und glühend hinterm Berge harrt die Sonne
Auf einen Wink von Gottes Herrſcherthron . . .
1874?

Klinget an mit den Pokalen

Klinget an mit den Pokalen;
Die Burgunderwellen malen
Sie rubinendunkelrot.

Verſchwundner Tag,
Verſchwundne Zeit
Wacht mir neu im Gedenken.

Nun dämmerts aus,
Und die Erde wandte ſich
Ab vom ſtrömenden Sonnenlicht.
Wilde Roſe am Straßenrand,
Weinroſe, Weinroſe!

Wilde Roſen am Straßenrand,
Wohin entſchwand unſer heller Sommernachtstraum?
Dahin wie der Töne flüchtiger Strom?
Weinroſe, Weinroſe!

1874?

Und könnt ich auch auf Perlenſchnüren

Und könnt' ich auch auf Perlenſchnüren
Wie auf Saiten geigen,
Hätt' ich einen Mondenſtrahl zum Bogen,
Daß die Töne rein gen Himmel ſteigen,
Nie vergäß ich doch den Geſang,
Der mein Herz durchklang,
Als das erſte Mal des Wortes Engel
Mir im Morgenrot vorüberſchwebte. —
Glänzend fiel das Licht über Haar und Schwinge,
Spiegelte blank ſich in der blanken Klinge;
Frühwind folgte ſeinen Spuren ſacht,
Blößte ſeiner Glieder marmorweiße Pracht. . . .
1874?

Seidenſchuh' über Leiſten von Gold

Seidenſchuh' über Leiſten von Gold!
Eine Jungfrau iſt mir hold!
Eine ſchöne Jungfrau iſt mir hold!
Es kann in Gottes ſonnenfroher Welt ihr gleich
Nicht *eine* ſein.
Sie iſt wie der Himmel im Süd, der Schnee in Froſtes Reich
So rein.
Aber in *meinem* Himmel iſt irdiſche Freude,
Und Flammen ſchlagen aus meinem Schnee.
Keine Sommerroſe iſt röter,
Als ihr Auge ſchwarz iſt . . . .
1874?

Turmwächterlied

Nacht iſt es jetzt,
Und das Geſtirn, das Gott geſetzt
Als Markſtein (eh die Zeit noch war)
Zwiſchen des Lichtes klarem See
Und der Finſterniſſe Meer,
Die Sonne wich von ihrem Ort —
Doch bald erſtrahlt ſie wieder dort,
So hoffen wir in Demut.

Noch glimmt im fernen Weſten
Ein Schimmer von des Lichtes dichten Fluten,
Doch die ſind nicht von ſteter Art
Und werden bald verrinnen.

Ihr Leut in Burg und Feſte,
Ihr, die auf Straßen ziehet,
Und ihr auf ſalzgem Meer,
Ihr alle ſollet beten,
Eh des Tages Ringen
Oberhand gewinnt.
Und wendet die Gedanken

Ab von Haus und Heim,
Und laßt ſie aus dem Herzen
Ziehen himmelwärts.
Denn der Herr iſt gut und barmherzig
Jetzt und ewiglich.

Herr, nun kommen ſie,
Gute und Böſe,
Stecke und Heile,
Mit Ruf und Rede,
Seufzend im heiligen
Zeichen des Kreuzes.
Höre ſie all' in deiner Gnade,
Gewähre ihnen nach deinem Willen,
Laſſe ſie chriſtlich beten.
1874?

Landſchaft

Eine Haide weit, bemooſt Geſtein,
Ein blinkender Waſſerſtreif ferne,
Ein goldroter Streif, wo die Sonne ſank,
Die erſten zitternden Sterne.

Und ſeltſam treibet der Abendwind,
Ein Sauſen und Seufzen und Sehnen,
Als klagt' in ihm ein menſchliches Herz
Um irdiſches Leid in Thränen.

Wohl tauſend Wünſche ſtrichen hinaus
Frühmorgens auf mutigen Schwingen;
Ob wund jetzt zurück und flügellahm
Die ſeufzenden Winde ſie bringen?

Sie prüfen, wer weiß es, ſich hier aufs neu,
Wie Vögel vor herbſtlichen Fahrten,
Ob wirklich auf immer die Flügel gelähmt,
Ob ſie Kraft noch zum Schwunge bewahrten.

Und viele ſind längſt mit dem Weg vertraut
Zu des Todes ſchweigendem Hafen;
Die andern entflattern Schar um Schar,
In Menſchenträumen zu ſchlafen.
2. März 1875

Klinget an mit den Pokalen

Klinget an mit den Pokalen;
Die Burgunderwellen malen
Sie rubinendunkelrot.

Verſchwundner Tag,
Verſchwundne Zeit
Wacht mir neu im Gedenken.

Nun dämmerts aus,
Und die Erde wandte ſich
Ab vom ſtrömenden Sonnenlicht.
Wilde Roſe am Straßenrand,
Weinroſe, Weinroſe!

Wilde Roſen am Straßenrand,
Wohin entſchwand unſer heller Sommernachts-
traum?
Dahin wie der Töne flüchtiger Strom?
Weinroſe, Weinroſe!

1874?

Und hat der Tag all ſeine Qual

Und hat der Tag all ſeine Qual
Thauthränend ausgeweint,
Dann öffnet Nacht den Himmelsſaal
In ewigen Trübſinns ſtiller Qual.
Und eins und eins
Und zwei und zwei
Zieht fremder Welten Genienchor
Aus dunklem Himmelsgrund hervor,
Und über irdiſchen Lüſten und Schmerzen,
In Händen hoch die Sternenkerzen,
Schreiten ſie langſam über den Himmel hin.
Tieftraurig gehen
Sie, treu dem Gebot ...
Verwunderlich wehen,
Von des Weltraums kalten Winden bedroht,
Der Sternenkerzen flackernde Flammen.
1875?

Irmelin Roſe

Seht, es war einmal ein König,
Als den Reichſten pries man ihn,
Und der beſte ſeiner Schätze
Hieß mit Namen Irmelin,
Irmelin Roſe,
Irmelin Sonne,
Irmelin alles, was ſchön war.

Schier von jedem Ritterhelme
Wehte ihrer Farben Schein,
Und mit jedem Reim der Sprache
Klang ihr Namen überein:
Irmelin Roſe,
Irmelin Sonne,
Irmelin alles, was ſchön war.

Freier kamen ſcharenweiſe
Hergezogen zum Palaſt,
Und zu zärtlichen Geberden
Klang ihr Schmeicheln ohne Raſt:
Irmelin Roſe,
Irmelin Sonne,
Irmelin alles, was ſchön iſt.

Doch Prinzeſſin Stahlherz jagte
All die Freier ſchnippiſch fort,
Fand an jedem was zu tadeln,
Hier die Haltung, da das Wort.
Irmelin Roſe,
Irmelin Sonne,
Irmelin alles, was ſchön iſt.
1875?

Ewig

Ewig und ohne Veränderung
Iſt das Leere nur einzig allein.
Alles, was iſt und war
Und was da ſtrebt zum Sein,
Wird geweckt im Keimen und geboren,
Wechſelt, altert, geht im Tod verloren.

Schon wanderten Welten da,
Wo heute Welten wandern.
Dereinſt im Lauf der Zeiten
Weichen ſie wiederum andern.
Was dem Leben eignet, muß kommen und gehn,
Ewig der Raum nur, der leere, beſtehn.
1875?

Genrebild

Page ſaß und ſpähte lang
Nieder von hoher Zinne,
Schrieb an einem Liebesſang,
Thema: Leid der Minne.
Aber ach, ein Abſchluß fehlte!
Saß und quälte
Sich mit Sternen, ſich mit Roſen —
Fand ſich ach! kein Reim' auf Roſen.
Setzte verzweifelt ſein Horn an Mund,
Griff an ſeine Wehre,
Blies über Berg und Thal im Rund
Seiner Frauen Ehre.
1875?

Seidenſchuh' über Leiſten von Gold

Seidenſchuh' über Leiſten von Gold!
Eine Jungfrau iſt mir hold!
Eine ſchöne Jungfrau iſt mir hold!
Es kann in Gottes ſonnenfroher Welt ihr gleich
Nicht *eine* ſein.
Sie iſt wie der Himmel im Süd, der Schnee in Froſtes Reich
So rein.
Aber in *meinem* Himmel iſt irdiſche Freude,
Und Flammen ſchlagen aus meinem Schnee.
Keine Sommerroſe iſt röter,
Als ihr Auge ſchwarz iſt . . . .
1874?

Turmwächterlied

Nacht iſt es jetzt,
Und das Geſtirn, das Gott geſetzt
Als Markſtein (eh die Zeit noch war)
Zwiſchen des Lichtes klarem See
Und der Finſterniſſe Meer,
Die Sonne wich von ihrem Ort —
Doch bald erſtrahlt ſie wieder dort,
So hoffen wir in Demut.

Noch glimmt im fernen Weſten
Ein Schimmer von des Lichtes dichten Fluten,
Doch die ſind nicht von ſteter Art
Und werden bald verrinnen.

Ihr Leut in Burg und Feſte,
Ihr, die auf Straßen ziehet,
Und ihr auf ſalzgem Meer,
Ihr alle ſollet beten,
Eh des Tages Ringen
Oberhand gewinnt.
Und wendet die Gedanken

Das Lächeln liſcht, eh der Abend naht.
Kein Ziel ward dem Weinen geboten!
Denn das Lächeln iſt nichts denn ein Abglanz des Seins,
Doch die Thräne der Schatten des Toten.
Die Sorge rinnt, der Kummer rinnt aus roten Roſen.

1. März 1875

Den Lenz laß kommen

Den Lenz laß kommen, wenn er mag,
Im grünen Kleide,
Mit tauſend Vöglein in Buſch und Hag;
Wenn Blumen blühn
Auf der weiten Haide,
Wenn alles, was ſchön,
Über Thäler und Höhn
Hinflattert und ſchwebt mit Freudengetön,
In Gärten ſprießt und ſich birgt in die Wälder,
Seinen Duft hinwälzt über Wogen und Felder —
Was gilt es mir?
Mein Herz iſt weder Blatt noch Blüte,
Dem Frühling ſchließt ſich mein Gemüte;
Es ſteht in ſeines eignen Lenzes Bann —
Wann kommt der, wann?
1882?

Da ſtockte

Da ſtockte des Blutes Strom und ließ
Sein altgewohntes Rinnen.
Da zitterten auch die Nerven zur Ruh,
Und Nacht wards vor den Sinnen.
Und Herz und Hirn ſtehn ſtill und tot,
Jetzt biſt du nur Staub und lebloſer Kot.
Nach Ewigkeit rangſt du und ringſt du vergebeus;
Der Name, die That iſt die Summe des Lebens.

Denn alle guten Gedanken können nimmer untergehn,
Eh nicht aus ihrem Samen noch beſſre auferſtehn.
1884

Licht übers Land —
Das iſts, was wir gewollt.
1884

Zu den „Gurre-Liedern"

Dieſem zu Ende der 60er Jahre entſtandenen Cyklus liegt eine däniſche Sage zu Grunde, der zufolge König Waldemar IV. Atterdag (1340—75), der Hanſa geſchworener Feind, ein ſchönes Mädchen Tove Lille (Klein Tove) im Verborgenen liebte. Die Königin Helvig, von Geburt eine ſchleswigſche Fürſtin, ſteht der Buhlerin gegenüber etwa wie Eleanor von Poitou der Roſamond Clifford oder eine andere Eleonore der Jüdin von Toledo: ihrer Eiferſucht wird der Tod des Mädchens zur Laſt gelegt. Arild Hvitfeldts däniſche Chronik im III. Teile (1601) erzählt dieſe Dinge zum erſten Male als hiſtoriſche Thatſachen: ſpätere Chroniſten und Genealogen wiſſen merkwürdigerweiſe immer mehr davon zu erzählen, das Liebesverhältnis wird bald in Löndom, bald in Hjortholm lokaliſiert, von Reſenius zuerſt mit Gurre, Schloß und ehemals auch Stadt am Esrom-See im nördlichen Seeland, in Verbindung gebracht. Holbergs, des Dichters, däniſche Reichsgeſchichte (Udvalgte Skrifter ed. Rahbek 14, 728), ja noch Dahlmanns „Geſchichte von Dännemark" (1, 505) erzählen im Sinne Hvitfeldts. Der modernen Forſchung blieb es vorbehalten, durch Kritik der eigentlichen Quellen, der Volkslieder — denn Dänen, Schweden, Isländer und Faerör ſangen von Waldemar und Tove — und durch Herbeiziehung beglaubigter Geſchichte zu ermitteln, daß die Sage in der That um

zwei Jahrhunderte weiter zurückgreift und unter Valdemar nicht der Atterdag, ſondern der erſte dieſes Namens, Valdemar der Große (1157—82), deſſen rechtmäßige Gattin Sofie hieß, zu verſtehen iſt. Aus mißverſtandenen Volksliedern fließen jene Angaben der Chroniſten. — Mit dieſer Sage verknüpfte ſich bald, auch erſt im Volksliede, dann bei den Geſchichtsſchreibern und endlich bei Jacobſen die Sage vom wilden Jäger Valdemar, ein ſpeziell jütiſch-ſeeländiſcher Niederſchlag gemeingermaniſcher Vorſtellungen, wahrſcheinlich ebenfalls vom erſten auf den vierten Valdemar übertragen. In Gurre ſtarb der Atterdag; von Vordingborg nach Gurre („fra Borre til Gorre") jagt er allnächtlich, wie das Volk meint: Gurre mag der lokale Verknüpfungspunkt beider Sagen geweſen ſein. Näheres in trefflicher Ausführung bei Svend Grundtvig, Danmarks gamle Folkeviser III, 20—53, woſelbſt auch die Texte des Volksliedes. — „Loke's Hafer" in „Die wilde Jagd" jütiſche Bezeichnung für avena fatua.

Zum Turmwächterlied.

Von dieſem Gedichte fand ſich unter J.'s Papieren nur eine von anderer Hand beſorgte Abſchrift. Aber ſein Titel ſteht auf einem Verzeichniſſe angeführt, welches J. von Gedichten, die er in eine Sammlung aufnehmen wollte, angelegt hat, ſodaß das Gedicht als von ihm herrührend betrachtet werden darf.

R. F. Arnold.

Gedruckt bei W. Drugulin in Leipzig.

3 2044 024 155 665

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

Canceled

DUE OCT '65 H

FEB 10 1995

BOOK DUE

Canceled

2675863

AUG 1 '67 H

DUE MAR '70 H

1589177

CANCELED

5190713

AUG 28 '67 H

1615404

CANCELED

APR 1 '70 H

APR 1 '76